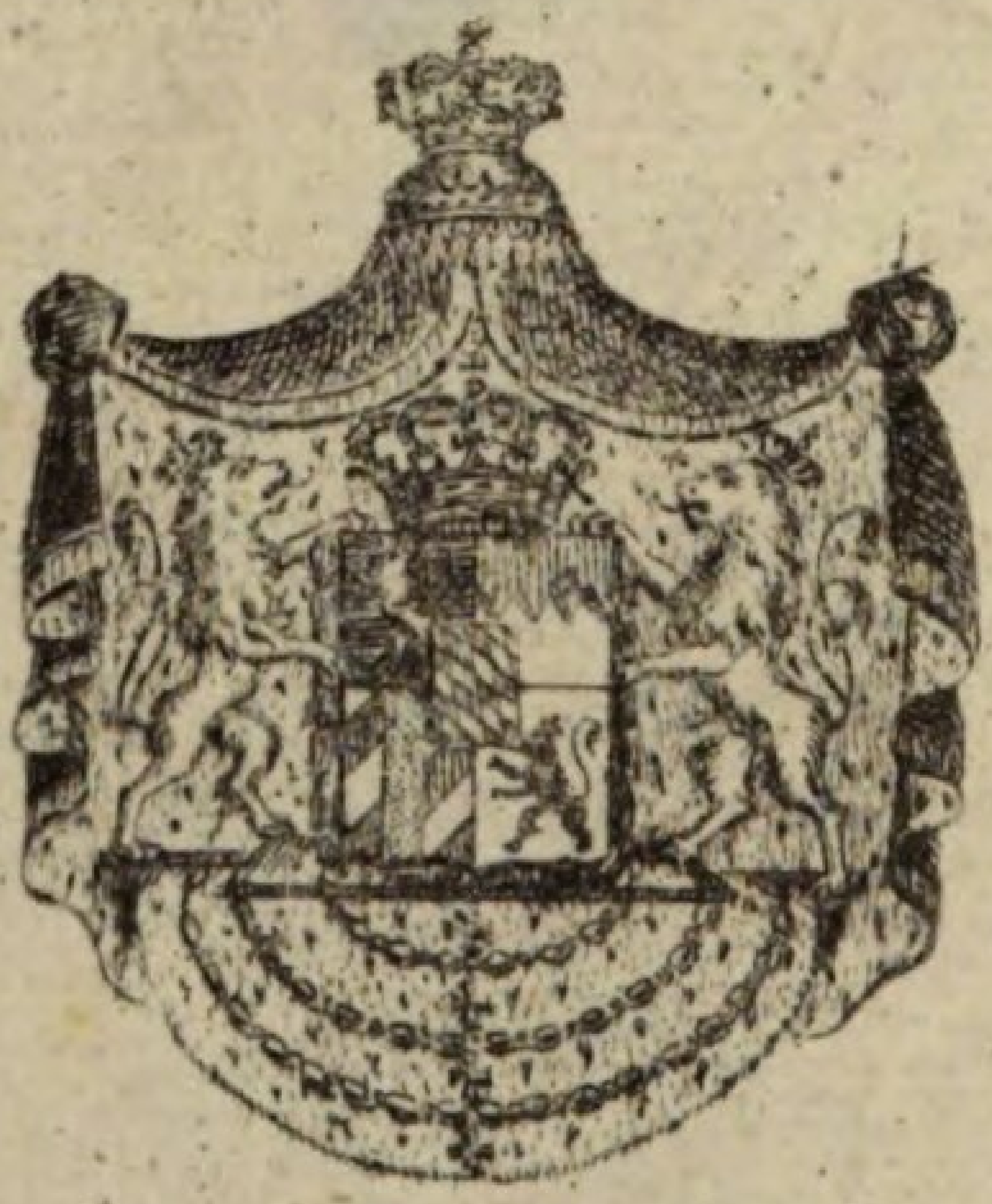
Biogr. 1119 Z.

Strombeck



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Biogr. 1119 z-7

<36615630870016 S

<36615630870016

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Darstellungen

aus meinem Leben

und

aus meiner Zeit.

Von

Friedrich Karl von Strombeck.

Was ich besitze seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand ward mir zu Wirklichkeiten.
Goethe.

Siebenter Theil.

Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

146. D.

Darstellungen

aus einer Reise

von

Niedersachsen nach Wien

im Sommer des Jahres 1838.

Von

Friedrich Karl von Strombeck.

Braunschweig,

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

In den jetzigen Zeiten (vielleicht mehr als jemals) sucht der Leser, indem er ein neues Buch aufschlägt, zuvörderst Zustimmung zu der eigenen Ansicht der Dinge und laute Billigung, ja Erhebung, des eigenen Strebens. Nachdem er nun in dieser Beziehung sich befriedigt oder unbefriedigt findet, fällt auch das Urtheil über das Buch aus, und so geschieht es, daß der Eine für »vortrefflich« erkennet, was der Andere für »verwerflich« ausgiebt. Selbst die Persönlichkeit des Verfassers bleibt bei Urtheilen der Art selten ganz aus dem Spiele: wie hat man, noch in den neuesten Zeiten, über

Goethe geurtheilt, und für Ludwig Tiek scheint ein ähnliches Geschick schon heranzunahen. Er wird sich zu trösten wissen, — dem Kenner ist bekannt, was dergleichen zu sagen hat —: aber wir sind auf diese Weise dahingelangt, daß die literarischen Beurtheilungen zu einem guten Theile ferner keine Beachtung finden, indem sie sich fast lediglich als Aussprüche der verschiedenen Parteien darstellen, welche nicht nur Schriftsteller und ihre Leistungen, sondern sogar ganze Länder zum Gegenstande ihres Hasses oder ihrer Zuneigung machen; und nur selten tritt ein Einzelner auf, welcher sich zu der Höhe des »sine ira et studio« hinaufzuschwingen vermöchte. — Sollte man glauben, daß es möglich wäre, daß in einer Beurtheilung meiner »Reise nach Holland« es schon bedenklich und (irre ich nicht, denn ich habe wie den Namen des Blattes, so die gebrauchten Ausdrücke vergessen) auch wohl tadelnswerth gefunden wurde, daß ich dieses prosaisch-ruhige Land besucht, und nur

zwischen ihm und dem »langweiligen« Dänemark geschwankt habe! — Eben dieses Holland, welches doch mit solcher Kraft gegen Fanatismus und Despotie seine Freiheit errungen, und dessen Einwohner noch jetzt von einer wahrhaft thätigen Vaterlandsliebe beseelt werden, die in keinem Theile der Erde übertroffen wird, und wo man in ganz Europa am freiesten lebt! — Oder glaubt man, daß in dieser Beziehung sich Frankreich, das Land des Egoismus und der bürgerlichen Zwietracht, mit Holland messen könne, oder gar das fanatische Belgien? — — Wie bedenklich, wie verwerflich, wird es Lesern jener Art vorkommen, daß ich nun Oesterreich, das ihrer Natur so ganz und gar zuwider ist, und namentlich Wien, zum Ziele meiner vorjährigen Sommerreise machte; noch mehr aber, daß ich es dort vortrefflich fand! — Es wird mir nichts helfen, wenn ich mit Goethe sage: »mir kommt es immer vor, wenn man von Hand»lungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht

»mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus »spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede »gar nicht werth ist *).« — Jetzt ist es entschieden, daß ich zu »dem alten Deutschland« gehöre, und daß die Last der Jahre kein freisinniges Urtheil sich in mir erheben lasse. — Aber eben diese Jahre sind es, denen ich reiche Erfahrungs-Erndten, gesammelt auf den mannichfachsten Feldern, zu danken habe, und die mich lehrten, was zur Zeit das Ziel unserer Wünsche und Bestrebungen, was aber der Gegenstand unserer Befürchtungen und Bekämpfungen seyn müsse, und vorzüglich, was man durch Revolutionen gewinnt. — Niemand kann ein größerer Verehrer einer durch Gesetze geregelten Freiheit seyn, als ich (ich glaube, daß ich dieses selbst als Schriftsteller bewiesen): aber ich vermag diese wünschenswerthe Freiheit weder unter

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, zweiter Theil, S. 47.

der Herrschaft der Lenker und Wortführer einer sich selbst für mündig erklärenden Menge, die sich doch niemals wird emancipiren können, zu finden, noch unter dem Scepter eines Monarchen, der so weit davon entfernt ist, die Bürger des Staates, die sich „Unterthanen“ nicht mehr nennen lassen wollen, schützen zu können, daß selbst ihm, stündlich drohend, das Schwert des Damocles über dem Haupte schwebt. — Nur da, wo gerechte Gesetze Kraft haben, und der Monarch, selbst frei, die Gewalt hat, sie bei dieser Kraft zu erhalten, erblicke ich auch für den Bürger des Staates Freiheit; und diese Art der Freiheit findet sich in hohem Grade in Oesterreich, wo dem Höchsten das Gesetz treffen würde, wenn er dem Niedrigsten, in seinen Rechten ihn verletzend, entgegen träte. Ja, der Kaiser selbst unterwirft sich in bürgerlichen, das Eigenthum betreffenden Verhältnissen, seinen eigenen Gesetzen, und achtet nicht, über diesen zu stehen. So ist also der materielle Zweck des Staats in

Oesterreich auf das Vollständigste erreicht. — Daß aber auch der geistige der Regierung nicht aus den Augen weiche, dieses beweisen die blühenden Unterrichtsanstalten, auf welche viele Millionen verwendet werden, während der Kaiser sich bedenkt, nur eine einzige zur Fortsetzung der vor langen Jahren begonnenen Vergrößerungen der Burg zu Wien zu verwilligen. — Oesterreich ist wesentlich ein katholischer Staat, und so ist es auch im Sinne des Katholicismus, daß man dort die Aufklärung und überhaupt die Wissenschaften befördert. Diesem gemäß sind die den Censoren der Druckschriften gegebenen Instructionen. — Wer mag solches tadeln? — Oesterreich befindet sich bei seinem Katholicismus wohl, gleichwie Preußen — ein wesentlich protestantischer Staat — bei seinem Protestantismus: daher die nothwendig verschiedenartigen Einrichtungen in beiden Monarchien. Preußens Gesetze, im Allgemeinen, würden nicht für Oesterreich, und Oesterreichs

Gesetze nicht für Preußen passen. Ja, ich gehe noch weiter. Ich würde es für wünschenswerth halten, wenn Oesterreich nur Katholiken, Preußen aber nur Protestanten zu Unterthanen hätte. Wie manche Reibung würde dann am Rhein und in Ungarn wegfallen! Da dieses aber das Schicksal einmahl anders bestimmt hat, so ist in beiden Reichen von der Gesetzgebung dahin zu streben, daß so wenig als irgend möglich hier der Katholik, dort der Protestant fühle, daß die oberste Staatsgewalt wesentlich nach katholischen oder wesentlich nach protestantischen Grundsätzen verfahren müsse. Dieses geschieht aber in beiden Staaten, wie jeder Unparteiische leicht erkennen kann. — So habe ich es denn für Gewissenspflicht gehalten, und der Freiheit (welche ich auch für mich als Schriftsteller in Anspruch nehme) angemessen, Oesterreich in demjenigen Lichte darzustellen, in welchem es mir erschien. Ich habe aber die feste Ueberzeugung, daß dieses Licht kein täuschendes war: denn ich glaube, daß

es mir in meinem langen Leben nicht an hinlänglichen Erfahrungen gefehlt hat, um in dieser Beziehung Wahrheit von Schein unterscheiden zu lernen. Offen lege ich also meine Bekenntnisse dar, unbekümmert, ob ich gegen Vorurtheile anstoße *).

Wolfenbüttel, am 2ten April 1839.

F. K. von Strombeck.

*) »On se soumet à des certaines idées reçus, non »comme à des vérités, mais comme au pouvoir; et »c'est ainsi que la raison humaine s'abituie à la »servitude dans le champ même de la litterature et »de la philosophie.«

(la Baronne de Staël-Holstein: de l'Allemagne.)

Inhalt.

		Seite
I.	Reise von Wolfenbüttel über Halberstadt, Magdeburg und Halle nach Leipzig	1
II.	Aufenthalt zu Leipzig	61
III.	Reise von Leipzig über Hof, Bayreuth, Amberg, Regensburg und Linz nach Wien. — Ankunft und erste Einrichtung zu Wien	95
IV.	Aufenthalt zu Wien	161
V.	Reise von Wien nach Prag und Aufenthalt in dieser Stadt	265
VI.	Reise von Prag nach Dresden und Aufenthalt in dieser Stadt. — Reise von Dresden über Potsdam nach Wolfenbüttel zurück	319
VII.	Einige Bemerkungen	367

I.

Reise
von Wolfenbüttel über Halberstadt, Magdeburg und Halle nach Leipzig.

Gleichwie das menschliche Leben nicht unangemessen mit einer Reise verglichen wird, so darf man eine Reise, mit noch größerm Rechte, ein gesteigertes Leben nennen. Ist es auch gewiß, daß der denkend beobachtende Mensch große Schätze von Erfahrungen daheim in seinem, vielleicht sehr beschränkten, Kreise erwerben kann — denn wie die Menschen aller Zeiten sich im Wesentlichen in Tugenden und Lastern gleichen, auf ähnliche Weise gleichen sich auch einander selbst Gegenfüßler, und man findet in China und Japan wieder, was man zu Haus verlassen —: so ist doch der Spiegel ein ganz anderer, in welchem wir selbst in der Fremde erscheinen, wo dieser nicht durch den Hauch der Mißgunst und des Neides getrübt, wo, indem wir keinem Interesse entgegen treten, unser eigenthümliches Wesen klar erscheinet und mit demjenigen Wohlwollen aufgenommen wird, welches, zum Glück für die Mensch-

heit, sodann nicht selten ist, wenn die bessere Natur nicht dem Gifte des Egoismus krankhaft unterliegt. Indem wir aber selbst gehobener und gleichsam verklärter auftreten, beobachten und fühlen wir, wie in eine lichtere Sphäre versetzt, auch freier. Ich möchte behaupten, der Gebildete ist auf Reisen besser; er denkt erhabener, er schaut unpartheiischer, und selbst ein kleines, im großen Ganzen wie verschwindendes besonderes Vaterland wird ihm auf Reisen theurer. — Theurer wird es ihm, des Guten wegen, welches es in sich schließt; aber auch klärer sieht er seine Mängel, und inniger, frömmer möchte ich sagen, beklagt er des Ganzen, wie des Einzelnen, Schattenseiten. — Denn wenn uns eine eigenthümliche Heiterkeit des innern Menschen und eine vom Schicksal gewährte glückliche äußere Lage auch dahin bringen, den jetzigen Zustand der Deutschen zu sehr im rosenfarbenen Lichte glänzen zu sehen (wie ich mich selbst offen angeschuldigt habe), wenn man — und dieses gewiß nicht mit Unrecht — auch die jetzige jeder frühern Zeit vorzieht; so machen uns diese Umstände doch keinesweges blind. Auch ein Beobachter der geschilderten Art schaut die Bestrebungen, einen nicht ohne Mühe errungenen Zustand in das Düstere des Mittelalters, oder wenigstens in die Zeit der Willkühr des vorigen Jahrhunderts, zurückzuführen. Er schaut, wie die

Hierarchie ihr Haupt erhebt, wie Klöster emporwachsen, wie die Schulen Mönchen eingeräumt werden. Er beklagt die Mißgriffe der Regierenden, die Härte der Verfolgungen und Bestrafungen, wo durch Wohlthaten und Milde der Zweck — der doch billig nur das Glück und die Zufriedenheit der Völker seyn kann — weit sicherer erreicht werden könnte. Betrachtungen, oder vielmehr Empfindungen, dieser Art waren es, die mich auch im verwichenen Sommer aus dem engern Kreise meiner täglichen Umgebungen in die weitere Welt hinauslockten; ich fühlte, daß ich einer freiern Lebensluft bedurfte, als ich täglich einathme, einer heiterern Sphäre, als die mich umgiebt, und so entschloß ich mich leicht zu einem neuen Weltgange, den ich weder den letzten noch den vorletzten nennen mag. Eine andere Veranlassung will ich aber nicht verschweigen, die mich antreibt, von Zeit zu Zeit aus meiner Heimath gleichsam zu entfliehen. Zu meiner nicht geringen Belastung verlieh mir die Natur ein mitfühlendes Herz. Wo ich nur irgend kann, bringe ich Unglücklichen, die sich an mich wenden, Hülfe, sey es durch Bemühungen zu ihrem Besten, sey es durch Beisteuer. Das Geringste, was ich thue, ist, daß ich meinen Rath ertheile, oder wenigstens freundlich und theilnehmend auf schriftliche Gesuche antworte, und zwar eigenhändig, da mir kein Secretair zu Gebote steht.

Kaum glaube ich aber, daß ich in meinem langen Leben auch nur eine Antwort an einem bei mir Rath oder Hülfe Suchenden schuldig geblieben sey. — Dieses ist nun alles recht gut, aber mich führt es oft zu einem Zustande, der wahrlich nicht erfreulich ist. Selten vergeht auch nur ein Tag, daß ich nicht in Anspruch genommen würde, und oft ist eine ganze Reihe von Briefen zu beantworten. Dieß führet von Zeit zu Zeit zu einer der Verzweifelung nahen Stimmung, und ich sehne mich, in Gegenden zu kommen, wo die niederdrückendste aller Thätigkeiten nicht in Anwendung gebracht zu werden braucht. Man sage nicht, daß dieses Betrachtungen seyen, die das Publicum nicht interessirten, und die ich für mich behalten möge. — Meine Reisedarstellungen sind Fortsetzungen meiner Lebensdarstellung, und in einer solchen ist es wesentlich, auch von sich selbst zu sprechen, und sein Ich zu characterisiren.

Wien, das kaiserliche herrliche Wien, dem an Größe und Majestät im deutschen Vaterlande nichts gleich kömmt, und dem allein das prächtige, durch Wissenschaft und Kunst strahlende Berlin zur Seite zu stellen ist, sollte dieses Mahl das Ziel meiner Reise seyn.

Dort fand ich mehrere meiner italiänischen Freunde wieder: ein Umstand, der meine Wahl allein bestimmt hätte. — Auch schwebte mir schon vor, welch ein Empfang meiner in Wien harren würde, und was ich dort schauen könne: Freunde würde ich dort finden, und Menschen, die, wie von dem Gipfel eines edeln Berges, herrliche Gebiete mit geübtem Blicke durchforschend, auch ein freieres Gemüth erwarben, als Sterbliche, die, in ein enges Thal durch ein ungünstiges Schicksal gebannet, den Blick nicht üben konnten, und so das Kleine für groß, das Große aber für riesenhaft phantastisch und unerreichbar halten. Und ich habe mich nicht getäuscht; mir ist ein Lebensgenuß zu Theil geworden, wie ich ihn kaum gekannt, und mein Aufenthalt in Wien wird mir stets als ein glänzendes Gestirn erscheinen, welches mir des Lebens spätern Abend erleuchtete. Das Heitere des dortigen Lebens hat aber auch mich erheitert.

Es war am neunten Juli des Jahres 1838, einem wunderschönen wolkenlosen Tage, als ich, durch meine sechs und sechzig Lebensjahre mehr gestärkt als belastet, wohlgemuth allein auf der Schnellpost von dem Forsthause vor Wolfenbüttel, zwei Stunden nach Mit-

tag, meine neue Reise antrat. Der gigantische, für zwölf Personen eingerichtete, prächtige Wagen war ganz leer, ich trat in ihn als der einzige Reisende, und fand dieselbe Bequemlichkeit und denselben Raum zum Lager, als auf dem Sopha meines Arbeitszimmers. Der Kunstweg von Wolfenbüttel nach Halberstadt zu bis vor Kurzem, auf dem braunschweigischen Gebiete, in einem wahrhaft trostlosen Zustande, war bereits einigermaaßen gebessert, und Anstalten waren sichtbar, daß es mit der Fortsetzung dieser Ausbesserung Ernst sey. Ich flog dahin, als wäre alles dieses nur für mich veranstaltet; keine noch größere Schnelle hätte ich wünschen mögen, und, wenigstens für Reisende, konnte mir eine Eisenbahn überflüssig erscheinen. In der Gegend von Dardesheim, einem preußischen Städtchen, und noch früher, eröffnet sich eine wahrhaft prachtvolle Aussicht auf den Harz. Man überschaut die nördliche Seite dieses von den Zeiten der hier waltenden Ottonen her classischen Gebirges in ihrer ganzen Länge, von dem heitern Ballenstedt an bis zu der alten ernsten Kaiserstadt Goslar hin, und in der Mitte der Gebirgeswelt erhebt der alte Brocken sein gewöhnlich in Nebel gehülltes greises Haupt. Frohe Tage der Jugend lebte ich oft zwischen diesen Felsen und Höhen mit Freunden, die längst den ewigen Schlummer schlafen. Zu Dar-

desheim bekam ich zum Reisegefährten einen gelehrten Pharmaceuten, der, jetzt im fernen Moskau wohnend, Verwandte am Harz besucht hatte, und nun über Karlsbad zum zweiten Vaterlande zurückkehrte. Bald waren die neuesten Entdeckungen in der Chemie der Gegenstand unserer Unterhaltung; als wären wir alte Bekannte, theilten wir uns unsere Ansichten mit, und mir trat so recht deutlich vor Augen, daß derjenige, der mit Nutzen und mit dem edlern Vergnügen, welches belehrende Mittheilungen gewähren, reisen will, bei der jetzigen Einrichtung der öffentlichen Fuhrwerke, nur mit diesen reisen muß. Auch Moskau und seine wissenschaftlichen Institute schilderte mir der wackere Mann, mit hohem Lobe der Liberalität des Kaisers Nicolaus erwähnend und rühmend wie von Tage zu Tage in und um Moskau Alles sich höbe, was den Menschen selbst zu heben vermag. Dennoch aber sehnte er sich, wie wohl mit einer Russinn verbunden, nach dem deutschen Vaterlande zurück, und viel lieber hätte er in dem traurigen und nebelreichen Goslar, als in dem golden glänzenden Moskau gelebt.

Gegen acht Uhr trafen wir in Halberstadt ein; er setzte seine Reise nach Leipzig fort, ich aber übernachtete in dem der Post gegenüber liegenden schönen Gasthofe zum Prinz Eugen.

Halberstadt habe ich unzählige Mahle besucht, ich kenne es fast gleich meiner Vaterstadt Braunschweig, auch ist es, mit seinem nahen Ströbeck, die Wiege meiner Vorfahren. Dort wirkte in der letzten Zeit seines Lebens mein edeler Bruder Heinrich, zu seiner Zeit einer der größten Rechtsgelehrten des preußischen Staates, dort mein alter treuer Freund Friedrich Cramer, den zu frühe der Tod von seinen heitern Arbeiten fortriß. Jetzt fand ich hier keinen näher Befreundeten, und obwohl ich manchen wohlwollenden Mann hätte besuchen können, so zog ich doch vor, die Abendstunden einsam dem Andenken Dahingeschiedener zu widmen. — Ich möchte Halberstadt nach seinem Aeußern, freilich sehr im verkleinerten Maaße, mit Cöln vergleichen. — Auch hier prangt ein Dom, eine der schönsten gothischen Kirchen in Deutschland, und dem Dome gerade gegenüber ein byzantinisches Bauwerk, die Liebfrauen-Kirche, dem an Großartigkeit und Vollendung kaum ein Tempel der Art in Cöln zu vergleichen steht. Beide harren einer gründlichen Herstellung. Das letztgedachte Gotteshaus ist selbst gegenwärtig dem religiösen Gebrauche entzogen. Eine große Anzahl anderer Kirchen mit stattlichen Thürmen und ein alterthümliches Rathhaus, dem die Rolandstatue nicht fehlt, vollenden das cölnsche Ansehen der Stadt,

deren größtentheils auf niedersächsische Weise von Fachwerk aufgeführte Häuser dem Ansehen der rheinischen Stadt freilich sehr fremd sind.

Halberstadt mag jetzt funfzehntausend Einwohner haben; aber es herrscht hier seit vielen Jahren, besonders angeregt von Gleim, in so hohem Grade ein den Künsten und Wissenschaften sich hinneigendes Leben, wie man solches in bei weitem größern Provinzialstädten Deutschlands nur selten findet. Reich ausgestattete Bibliotheken, Sammlungen von Gemählden und anderen Kunstsachen sind hier nicht selten, und an Schöner hat Halberstadt einen ganz ausgezeichneten geistreichen Portraitmahler. Es ist hier eine antiquarische Buchhandlung, die des thätigen Helm, welche man unter die bedeutendsten des nördlichen Deutschlands zählen darf, und in der man gewöhnlich vortrefflich erhaltene Incunabeln, prachtvolle Missale und Manuscripte der Kirchenväter und der Vulgata vorfindet, die aus den Bibliotheken benachbarter während der Dauer des Königreichs Westphalen aufgehobener Klosterbibliotheken herrühren. Meine eigene Bibliothek verdankt der Handlung des Herrn Helm mehrere vortreffliche Sachen. Selbst alte Glasmahlereien und Kunstwerke in Elfenbein kann man hier oftmahls für billige Preise er=

werben *). Der wissenschaftliche Sinn in Halberstadt wird nicht wenig durch das hiesige k. Oberlandesgericht befördert.

Bis zum Eintritt der Herrschaft des Königs von Westphalen bot Halberstadt eine ganz eigenthümliche Erscheinung dar. Bekanntlich war durch den osnabrückschen Frieden **) festgesetzt, daß der erste Januar des Jahres 1624 die Norm bilden sollte, wie es, bis zu einer freundschaftlichen Ausgleichung in den Religionssachen, in Deutschland hinsichtlich der geistlichen Stiftungen gehalten werden sollte. Wie es an diesem Tage gewesen, solle es, wenn man sich nicht vergleiche, zu ewigen Zeiten bleiben. (Si vero, quod Deus prohibeat, de religionis dissidiis amicabiliter conveniri non possit, nihilominus haec conventio perpetua sit et pax semper duratura). Hieraus entstand für Halberstadt eine ganz wundersame Erscheinung: ein gleichsam versteinertes Jahr 1624. Es gab Stifter, wie z. B. das St. Paulsstift, bei welchem neben evan-

*) Vergleiche die Stadt Halberstadt und die Umgegenden derselben von Niemann. Halberstadt, bei Helm, 1824.

**) Instr. pacis Osnab. art. 5. §. 14.

gelischen ganz friedlich katholische Canonici im Chore sangen. Wo am ersten Januar 1624 die ewige Lampe gebrannt hatte, brannte sie auch noch 1807, wie denn auch jener Tag entschied, in welchem Costüme die Stiftsherren ihre geistlichen Functionen zu verrichten hatten. An Mönchsklöstern fehlte es der Stadt nicht, und keinesweges wurden sie von der evangelischen Bevölkerung ungern gesehen, denn in der Kunst den höchstmöglichen Pacht-Ertrag zu erzielen, standen sie modernen Finanzbehörden eben so weit nach, als sie diese im Beharren bei dem Alten übertrafen. Mit dem Eintritte des Königreichs Westphalen löste sich der Zauber dieser Versteinerung. Es trat eine neue Art der Klosterliebhaberei ein. Man nahm lieber für sich selbst zu dem Staate gezahlten Spottpreisen hin, was durch Jahrhunderte der Kirche gehört hatte, von dieser aber auf eine so milde Weise verwaltet war, daß es mehr den Dürftigen als ihr selbst zum Nutzen gereichte.

Halberstadt, wie das ebenfalls uralte nahe Quedlinburg, liegt in einer wunderhaft schönen Gegend, wenn man zu dieser den Umkreis von einigen Meilen rechnet. Das sich nach Alexisbad hinerstreckende freundliche Selkethal (zwischen Thonschiefer-Gebirgen),

das Bodethal, mit seiner Roßtrappe, das Thal der fabelhaften Ilse, beide im ernsten Granit, bieten Ansichten dar, die den Mahler und den Dichter auf gleiche Weise begeistern können. — Und wie nahe ist der Brocken! — Von seinen Felsenhöhen schaut man mit einem Fernrohre in Halberstadt hinein, jeden der vielen Thürme genau erkennend. So vereint sich in Halberstadt Vieles, es zu einem angenehmen Aufenthaltsorte für einen Gelehrten zu machen. Schon das Bewußtsein, den Schutz preußischer Gesetzmäßigkeit zu genießen und unter der Vorsorge einer milden väterlichen Regierung zu leben, hat etwas Erhebendes.

Halberstadt verließ ich am nächsten Morgen um sechs Uhr, um nach Magdeburg zu reisen, wohin mich Geschäfte führten. Der Weg dahin bietet bei weitem nicht die herrlichen Aussichten dar, welche die Reise von Dardesheim nach Halberstadt so anziehend machen. Man entfernt sich vom Harze, und die Aussicht dahin wird zum Theil durch den Hakel gehemmt, eines der Kalkgebirge, die wie ein Mantel den Harz von allen Seiten umgeben. Gröningen, Kroppenstedt und Egeln, in welchen Orten sich die Poststationen befinden, kleine Landstädte, deren Nahrungsquelle lediglich der

Ackerbau ist, zeigen dem Reisenden, der die allenfallsigen Eigenthümlichkeiten dieses und des Bodens nicht zu untersuchen im Stande, nichts Bemerkenswerthes. Doch kann er sich nur freuen, daß er allenthalben Spuren des Wohlstandes erblickt, der seine Begründung in der ausgezeichneten Fruchtbarkeit der Gegend, der väterlichen Sorgfalt der Regierung und in der Lebhaftigkeit des Verkehres findet, die durch die Vortrefflichkeit der Wege, und durch die zweckmäßigen Steuer- und Posteinrichtungen herbeigeführt wird. — Zu meinem einzigen Reisegefährten auf der Schnellpost hatte ich einen preußischen Postbeamten, dessen Unterhaltung mir dadurch nützlich wurde, daß ich von ihm manches Eigenthümliche der preußischen Posteinrichtungen und die großen Verdienste des General-Postmeisters von Nagler um dieselben genauer kennen lernte. — Von Halberstadt nach Magdeburg geht jetzt täglich, außer der theurern Schnellpost, eine Personenpost, auf welcher der Reisende nur Einen Thaler (für sieben Meilen) bezahlt. Ich bemerkte gegen meinen Reisegefährten, daß es mir schiene, als würde durch einen so geringen Preis zu sehr das Gewerbe der Lohnkutscher gestört; er überzeugte mich jedoch bald durch seine Entwickelungen der Verhältnisse von dem überwiegenden Nutzen der Einrichtung für das doch vorzüglich zu berücksichtigende Ganze, durch Beförderung des Ver-

kehrs und die Herbeiführung billiger Preise von Seiten der Lohnkutscher, denen überdem Wege genug für ihre Fuhren übrig bleiben, wohin keine Postwagen gehen.

In dem zuerst genannten, zwei Meilen von Halberstadt liegenden Städtchen Gröningen ist keine Spur von dem prachtvollen Schlosse mehr übrig, welches der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, postulirter protestantischer Bischof Halberstadts, von 1580 bis 1594 mit unermeßlichen Kosten gebaut hatte. Man hielt dieses Schloß für ein Wunderwerk der Gegend, und wallfahrtete dahin von weit her, seine Seltenheiten zu schauen. Ich habe es noch in meinen Jugendjahren, in einem freilich sehr verfallenen Zustande, gesehen. Schon die westphälische Regierung (wenn ich nicht irre) veräußerte es, und einer der neuen Eigenthümer brach es gänzlich ab, um die Steine zu verkaufen. Ich bewahre noch ein Stück vergoldeten Stucks aus einem der prächtigen Säle, welches ich vor einigen Jahren auf den Schutthaufen fand, als eine Reliquie von dem Bauwerke eines Herzogs von Braunschweig, der sich, noch weit mehr als sein Vater, der reformirende Herzog Julius, durch Gelehrsamkeit und Regierungsthätigkeit auszeichnete. So schwindet ein Denkmahl der Vorzeit nach dem andern! — Wir leben in der Zeit der Erdarbeiten. Wo beachtenswerthe Gebäude standen, legen

wir parkartige Anpflanzungen, künstliche Hügel und Spaziergänge an. So hat denn auch in den letzten Jahren ein schönes von dem genannten Herzoge Heinrich Julius erbautes Thor zu Wolfenbüttel, welches mit der Summe von einigen hundert Thalern leicht herzustellen war, und eine eigenthümliche Zierde der Welfen-Stadt von der Südseite bildete, niedergerissen werden müssen, um einen an dieser Stelle entbehrlichen freien Platz herzustellen. — Ich gestehe, daß Verwüstungen dieser Art mir das Herz zerreißen. — Das alte Schloß zu Gröningen hätte gewiß mit Nutzen, wenigstens in seinem Mauerwerke, zu einem öffentlichen Zwecke erhalten werden können.

Wenn man in Betrachtung zieht, was für weitläufige Bauten zu Wolfenbüttel, Helmstedt und im Bisthum Halberstadt der Herzog Heinrich Julius während seiner braunschweigischen Regierung (von 1589 bis 1613 *) theils vollendet, theils der Vollendung nahe gebracht, so wächst unser Erstaunen darüber immer mehr. Man begreift nicht, woher derselbe — und auf gleiche

*) Die halberstädtische trat er bereits während des Vaters Lebens 1581 an.

Weise andere Fürsten seiner Zeit — die zu solchen colossalen Werken erforderlichen Gelder hergenommen; denn es fehlte viel, daß die Länder, welche er beherrschte, ähnliche Summen aufgebracht hätten, als jetzt von ihnen gefordert werden. Indirecte Steuern waren zu der Zeit, wo nicht völlig unbekannt, doch nur in sehr eingeschränkter und unvollkommener Anwendung, die Besitzungen des Adels und aller geistlichen Stiftungen waren völlig steuerfrei, selbst die Bürger zahlten in die Kassen des Fürsten nur wenig, die Stadt Braunschweig aber, die thatsächlich eine völlig unabhängige Republik bildete, gar nichts. Auch die Kammergüter, die der Fürst, wie der landsässige Adel seine Besitzungen, größtentheils auf eigene Rechnung bewirthschaften ließ, brachten verhältnißmäßig nur wenig ein. — Das Räthsel löset sich aber, wenn man die Erpressungen kennt, denen der Landmann, welcher kaum aus dem Zustande wahrer Leibeigenschaft getreten, im sechszehnten, siebenzehnten, ja selbst in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ausgesetzt war. So wie noch jetzt, selbst in den Gesetzen, in Ungarn die pflichtigen Landleute »**misera plebs**« heißen, so wurden sie auch in den Verordnungen und Landtagsabschieden jener Zeiten »die armen Leute,« oder »die Armen« genannt. Eben um sie desto kräftiger benutzen, gleichsam

ausbeuten zu können, wurde ihnen gegen ihre Gutsherren einige Rechte eingeräumt, welche, zu der Zeit, wenig ihnen, sondern ganz vorzüglich dem Fürsten und seinen Beamten, die als wahre Satrapen walteten, zu Gute kamen. — Sollte nun ein Festungs-, Burg- oder Kirchenbau begonnen werden, so fing man damit an, Tausende von Landleuten zu Fuhr- und Handdiensten zusammen zu treiben. Dieses nannte man »außerordentliche Burgfesten,« die an dem ordentlichen Dienste selten abgerechnet wurden. Es war in Deutschland, wie es in Aegypten unter den Pharaonen war, wenn sie den Einfall bekamen, eine Pyramide zu bauen, oder wie es jetzt dort unter Mehemet Ali Pascha ist, wenn er es seinem Interesse für angemessen hält, einen Kanal oder ein Hafen-Bassin graben zu lassen. Man muß erstaunen, wenn man urkundlich bewiesen findet, wie der Landmann zu jenen Zeiten behandelt ward. Er durfte gar keinen Willen haben; selbst was er glauben sollte, wurde ihm vom Fürsten vorgeschrieben, und die Reformation auf dem Lande oftmahls auf eine sehr materielle Weise durchgeführt. — In den kleinen Städten, die ihren Beschwerden keinen Nachdruck zu geben vermochten, war der Handwerker öfter nicht viel sicherer, als der Landmann in seinen Strohhütten. Den Steinmetzen, Maurern, Zimmerleuten und Schmieden wurden

»Taxen« gesetzt, bei denen sie fast verhungerten. — So erhoben sich die Mauern, die wir jetzt in ihren Ruinen anstaunen, gleichsam zusammengekittet durch den Schweiß und das Blut Unglücklicher. — Jetzt ist es umgekehrt. — Die Eigenthumsrechte der Gutsherren an »ihren« Meyerhöfen, die so oft in den Gesetzen anerkannt und billig den vollen Schutz dieser erhalten sollten, können von den Meyern, welche doch, wie die Geschichte nachweiset, nichts als Erbpächter sind, für sehr mäßige Kapitale oder Geldrenten in vielen Ländern abgelöset werden, und der vielleicht schon verhältnißmäßig reiche Landmann wird noch reicher, während sein öfter weit ärmerer Gutsherr zum Bettler hinabsinket, wenn die Ablösungssumme oder Rente nicht hinreicht, die Zinsen seiner Schulden zu decken. — Das revolutionaire Princip hat weiter um sich gegriffen, als diejenigen einsehen wollen, welche, weil sie nichts, oder wenigstens keine sogenannten Feudalrechte besitzen, von ihren Folgen nicht ergriffen werden. Nichts kostet weniger Ueberwindung, als auf Anderer Kosten freigebig zu seyn, wenn es gesetzlich erlaubt ist, oder nichts ist leichter, als über den Schutz des Ackerbaues in den Kammern prächtig tönende Reden zu halten, wenn diese für uns keine nachtheilige Folgen haben können.

Bei seinen despotischen Tendenzen war Herzog

Heinrich Julius ein hochgelahrter Herr, wie sein dickleibiges, selbst verfaßtes Werk: »Illustre examen auctoris illustris« (Helmstädt, 1608), eine oft sehr kräftige Widerlegung der Anmaßungen (wie man es nannte) Braunschweigs, schon allein beweisen würde. Selbst im Kriege mit diesem brachte er Gelehrsamkeit an, und entschloß sich, die rebellische Stadt auf eine gelehrte Weise, wie er in seinem »examen illustre«*) erzählt, einzunehmen. Eine bedeutende Menge von Officieren und Soldaten wurden als Kaufleute verkleidet und in theils eigene, theils gemiethete »Kutschen« gepackt, weit mehrere noch in zwölf große, mit Leinwand

*) Seite 587. f. f. »Und als sich nun J. F. G. aus alten Historien und unterschiedlichen Exempeln erinnert, welcher Gestalt große Städte und starke Festungen mannichmal mit geringer Mühe, ohne große Kosten erobert und zu Gehorsam gebracht worden, als die königliche Stadt Ai von dem israelitischen Fürsten Josua und die gewaltige Stadt Troja mit dem hölzernen Pferde von den Griechen, Tarentum in Italia von Hannibale, dem Carthaginenser, welcher gleichen Stratagemata und Kriegspossen man hin und wieder in alten Historicis und insonderheit bei dem Polyeno, dem Griechen, und Frontino, dem Römer, zu befinden, dahin ich den günstigen Leser will verwiesen haben, etliche gar wenige Exempla so für kurzen Jahren sich begeben, kürzlich einführen will.« — Und nun folgt eine lange Reihe ausgeführter moderner Kriegslisten.

überspannte Halberstädter Frachtwägen. Dieser Zug fuhr unangehalten in das Aegidien-Thor Braunschweigs, in welcher Stadt man damahls von Zoll- und Accise-Einrichtungen, und also von Visitationen, nichts wußte, bemächtigte sich der Thorwache, streute sodann Fußangel aus *), und besetzte einen Theil des Walles. Doch das gelehrte »stratagema« lief übel ab. Die Trojaner trieben dieses Mahl die eingedrungenen Helenen wieder hinaus, nachdem freilich die Stadtgräben mit Leichen beider Theile gefüllt waren, und dem »Auctor illustris« blieb nichts aus der Schlächterei übrig, als diese durch eine selbstverfaßte Druckschrift zu rechtfertigen. — Wunderbarer Weise ist, nach mehr als zweihundert Jahren, mir unter alten im Trödel gekauften Papieren die Rechnung des Schmiedes zu Gesichte gekommen, welcher die Fußangel aus ihm dazu gelieferten Eisen verfertigt hatte, die der Herzog sowohl bei der Einnahme des Thores, als am andern Tage ausstreuen ließ, um die braunschweigischen »reissigen Knechte« zu verhindern, mit ihren, wie sie selbst, geharnischten Streitrossen die herzoglichen Lanzenknechte zu verfolgen **). In der

*) S. 591 a. a. O.

**) Ich habe diese Rechnung mit andern bei jener Gelegenheit entdeckten Curiosis in dem Archive der braunschweigischen Landschaft niedergelegt.

That sind dergleichen Fußangel, die man jetzt im Kriege nicht anwendet, offenbar ein sehr wirksames Mittel gegen Cavallerie-Angriffe. Man hält sie jedoch jetzt für weniger edel, als Minen, durch welche Hunderte auf einmahl in die Luft gesprengt werden. — Ich schließe meine Bemerkungen über die Thätigkeit des Herzogs Heinrich Julius damit, daß ich anführe, wie er es mir verdanket, jetzt ruhig in seinem Grabe liegen zu können. Als ich nämlich einst, noch unter der Regierung des Herzogs Karl II., das hiesige herzogliche Todtengewölbe besuchte, fand ich, daß, wie in mehrern der fürstlichen Särge, auch namentlich in das des Herzogs Heinrich Julius Wasserratzen gedrungen und ein unheimliges Spiel mit den Gebeinen des gelehrten Helden trieben. Auf meine, obwohl gänzlich nicht-officielle, dringende Vorstellungen ist jenem Unwesen auf eine völlig gründliche Weise abgeholfen, und das ganze hiesige fürstliche Todtengewölbe ausgebessert worden. — Ob die Todten frommer Sorgfalt Anerkennung schenken, — oder ob ihnen, wie den homerischen Schatten, die frühern Gesinnungen bleiben? —

Nach dieser Abschweifung melde ich denn, daß ich gegen Mittag wohlbehalten in Magdeburg eintraf. —

Mein Absteige=Quartier nahm ich in dem vortrefflich eingerichteten Gasthofe »die Stadt London,« dem Postgebäude (welches auf eine prächtige Weise neu hergestellt wird) fast grade gegenüber, auf der Hauptstraße der Stadt, dem »breiten Wege«, gelegen. — Hier empfing mich, gleich nach meiner Ankunft, ein lieber Verwandter, der königliche Domainenrath Apel, Schwiegervater meines zweiten Sohnes (welcher als Regierungs=Assessor zu Potsdam angestellt ist), und führte mich nach seinem Hause, wo mich seine gütige Gemahlinn mit einem freundschaftlichen Mittagsmahle erwartete, das durch die Anwesenheit dreier vortrefflicher Männer erheitert wurde, nämlich des k. geheimen Regierungsrathes Hahn, des Justizrathes Brunnemann, eines Nachkommen des berühmten Commentators der Pandecten, und des Buchhändlers Heinrichshofen, dessen Bekanntschaft ich hier zum ersten Mahle machte, und die mir so anziehend schien, daß ich nicht versäumte, ihn am nächsten Morgen zu besuchen. — Gegen Abend fuhr ich mit meinem Freunde Apel dem linken Ufer der Elbe nördlich entlang nach Wolmirstedt zu, um mehrere hundert Morgen, dicht am Strome, zwischen Rothensee und Bardeleben, liegender Wiesen in Augenschein zu nehmen. Diese, früher jetzt aufgehobenen Stiftern, nun dem Staate gehörig, beabsichtigte die

oberste Finanzbehörde, nächstens meistbietend zu verkaufen. Da ich nun verpflichtet bin, für abgelös'te, aus einer preußischen Provinz gezogene Feudalgefälle, Grundstücke im preußischen Staate zu erwerben, damit das Familien-Fideicommiß in seinem Bestande bleibe, so richtete ich mein Augenmerk auf diese Wiesen, die mir einen ziemlich sichern Ertrag zu gewähren schienen, aber einen den pontinischen Sümpfen nicht unähnlichen Anblick in ihrer unabsehbaren, von der Elbe jährlich überschwemmten Fläche darweisen. Wie ich vernehme, herrschen auch in dieser Gegend im Beginn des Sommers, wenn die überschwemmt gewesenen Niederungen zu trocknen beginnen, regelmäßig Fieber, die, wenn sie auch nicht so gefährlich sind als diejenigen, welche die Gegend zwischen la Cisterna und Terracina unbewohnbar machen, doch den lombardischen, in den Niederungen des Po im Sommer herrschenden Krankheiten wenig nachstehen. Die ganze am heutigen Abend in Betracht gezogene Elbgegend bietet übrigens einen traurigen Anblick dar, und das Dorf Rothensee, wo wir einen nicht uninteressanten Besuch bei ein paar hier eine Villegiatura haltenden Damen abstatteten, hat wahrlich keine romantische Lage. — Die neue Erwerbung, käme sie zu Stande, hätte also sehr geringe Annehmlichkeiten. — Mancher wird lächeln, wenn ich einen Werth darauf zu

legen scheine, daß eine Familie in ihrem fideicommissarischen Besitzthume bleibe. In diesem Stücke habe ich alterthümliche und feudalistische Grundsätze, welche man meinem Alter zu Gute halten möge. Rechnete man doch neulich das Jahr 1819 zu dem veralteten Deutschland, welches mir als ein Gestern erscheint. — Man sagt, dem Staate kann es gleichgültig seyn, wer den Grund und Boden besitze, insofern er nur auf das Vollständigste und Beste benutzet würde. Diese vollständigste Benutzung, welche ihm eben einen möglichst hohen Kaufwerth verleihe, empfinge er aber eben dadurch, daß er frei und leicht, gleich einer beweglichen Sache, von einer Hand in die andere gehen könne. Wer den Boden am höchsten bezahle, würde dafür sorgen, ihn auch möglichst hoch auszubringen und so den Reichthum des Staates befördern.

Mich dünkt, gleich einem einzelnen Menschen, hat auch eine Familie Rechte auf die Fortdauer der Existenz und in dieser Beziehung auf den Schutz, ja auf die Vorsorge des Staates; wie es denn auch dem Einzelnen wahrlich nicht gleichgültig seyn kann, ob er zu einer alten angesehenen und wohlhabenden, zu gar keiner, oder zu einer neu empor gekommenen Familie gehöre. Wie sehr fühlt dieses der Emporkömmling, und wie beeifert er sich, einen dunkeln Namen in einen ihm glän-

zender scheinenden durch Anhängsel aller Art, mit allmähliger Beseitigung des frühern, zu verwandeln. Aus dem N. N. wird ein N. N., Edeler von Ehrenfels, bald aber schwindet der N. N. ganz, und der Ehrenfels bleibt allein übrig. — Ist nun der Familien-Glanz gleichsam ein Theil des ererbten Eigenthums, so steht es auch keinem Vater zu verdenken, wenn er wünscht, dieses Besitzthum seinen Enkeln ungeschmählert zu hinterlassen. Dieses kann aber vollständig nur dadurch geschehen, daß die Familie in ihrem Grundbesitze bleibt. Der Staat erfüllt also gewiß eine Pflicht, wenn er auch der bemerkten Art des Eigenthums seinen Schutz angedeihen läßt. In der gedachten Beziehung haben der Landadel und der Landbauer ganz gleiche Ansichten: beide halten etwas auf eine alte Wohlhabenheit ihrer Familie und ihren ererbten Namen. Auch läßt es sich nicht läugnen, daß selbst tugend- und ehrenhafte Gesinnungen gleichsam erblich werden können. Gleichwie Jeder gern mit einem alten, vielleicht seit länger als einem Jahrhundert bestehenden Handelshause verkehrt und schon in dem Klange der Firma Sicherheit findet, so tritt Jeder gern mit Familien in Verhältnisse, die schon durch einen alten ehrenhaften Namen Garantien darzubieten scheinen. Wer verbände sich nicht gern mit dem Geschlechte der Dahlberge oder der Stein von

Altenstein? — So, glaube ich, sind auch Familien berechtigt, für eine ehrenhafte Fortdauer den Schutz des Staates in Anspruch zu nehmen. — Eine ganz vorzüglich auszeichnende Belohnung für einen um den Staat hochverdienten Mann, worauf ein solcher gewiß Rechte hätte, müßte es aber seyn, wenn man ihn durch zweckmäßige Institutionen an die Spitze einer für die Zukunft ehrenhaft gesicherten Familie setzte! Eine solche Belohnung, wie sie von Preußen, Oesterreich und Baiern, nach der großen Befreiung des deutschen Vaterlandes mehrfach ertheilt ist, übertrifft an Werth unendlich die Verleihung von Ehrenzeichen, welche so sehr dadurch verloren haben, daß sie, als wohlfeilere Geschenke, nicht selten da verliehen werden, wo in frühern Zeiten die Belohnung in einer goldenen Tabacksdose zu bestehen pflegte.

Ich bin nie zu Magdeburg, daß ich nicht den Dom besuche, und ich versäumte also auch dieses Mahl nicht, mir den wahrhaft erhebenden Genuß zu verschaffen. — Magdeburgs Kathedrale, deren Grundstein im Jahre 1208 von dem achtzehnten Erzbischof Albert II., einem Grafen von Hallermund, gelegt wurde, und deren Baumeister (welcher in der Kirche in Stein abgebildet

ist) Bonsak hieß, ist im altdeutschen Style, der am Chore (welches vielleicht der älteste Theil des Gebäudes ist) sich dem byzantinischen nähert, aufgeführt. Vorherrschend im Ganzen ist eine edele Einfachheit. Hier erblickt man nicht die tausende der mannichfaltigsten Zierathen, die unendliche Menge von Thürmchen und Statuen der Kathedralen von Cöln, Wien, oder gar Mailand. So wie die Natur selbst ihre Gebilde dann durch den höchsten Schmuck, dann aber auch durch einfache Größe prangen läßt, so vermag dieses auch die so lange verkannte und erst jetzt wieder zu neuen Ehren gelangte sogenannte gothische Architectur. Bonsak wählte Einfachheit, die Baumeister der drei genannten Basiliken den höchsten Schmuck; sie sowohl als Jener verdienen gleiche Bewunderung; aber eben die von ihm gewählte einfache Größe war wohl die Ursache, daß sein Bauwerk (freilich auch erst nach beinahe dreihundert Jahren) fast vollendet wurde, während Cöln, Wien und Mailand, eben so wenig als Straßburg, niemahls ihre Kathedralen im Zustande der Vollendung schauen werden. Jenes herrliche Gebäude, welches einer eigenen Reise nach Magdeburg werth ist, wurde, wie ich schon früher rühmend erwähnte, durch des jetzt regierenden Königs von Preußen Munificenz gänzlich in seiner ursprünglichen Pracht hergestellt. Um völlig vollendet zu seyn, fehlen

ihm noch zwei Thürme der Ostseite, deren Unterbaue bei einem Gange um die Galerie, die den ganzen Tempel dicht unter dem Dache umgiebt, bemerkt werden; ein Mangel, der jedoch beim Totalanblicke nicht störend auffällt. Das ganze Gebäude ist übrigens aus Quadern, größtentheils von pirnaischem Sandsteine, aufgeführt, und enthält, die Thüme und ihre Spitzen eingeschlossen, außer dem Dachstuhle des Schiffes, gar kein Holzwerk. Die beiden vollendeten Thürme haben, vom Domplatze an, eine Höhe von 329 Fuß, die ganze Kirche aber hat einen Flächeninhalt von 285 rheinländischen Quadratruthen. — Man erblickt Magdeburgs Thürme, vorzüglich die des Domes, meilenweit, und freuet sich des, bei dem jetzt herrschenden Vandalismus des Abreißens alter Baumonumente, immer seltener werdenden herrlichen Anblicks. — An diesem Dome steht der als einer der größten Kanzelredner Deutschlands hochberühmte Bischof Dräsecke, als Braunschweiger mein Landsmann. Ich konnte es nur beklagen, dieses Mahl keine passende Zeit zum Besuche des vortrefflichen Mannes, der, zur Ehre der evangelischen Kirche, noch viele Jahre, frei von den Beschwerden des herannahenden Alters, in edeler Wirksamkeit leben möge, zu sehen.

Der Dom zu Magdeburg hat mehrere der Aufmerksamkeit des Reisenden sehr würdige Denkmähler. Ich erwähne deren nur zwei, welche unzweifelhaft die vorzüglichsten sind.

In einer offenen Halle der Ostseite des Doms befindet sich das Grabmahl der Kaiserinn Edgitha oder Editha, der ersten Gemahlinn Otto des Großen, einer Tochter des Königs Edmund oder Eduard von England, welche am 27sten Januar 947 gestorben. Es scheint dieses Monument, wohl das älteste des Domes, aus dem Kloster herzurühren, welches früher auf seiner Stelle stand; sehr möglich ist es aber, daß es spätern Ursprungs sey. Auf jeden Fall rührt es wenigstens aus dem ersten Beginne des Dom-Baues her. Es ist aus einem festen Sandsteine kunstreich, und selbst geschmackvoll, gearbeitet, und mit einem uralten eisernen Gitter umgeben. Editha ist, wie auf den mittelalterlichen Grabmonumenten gewöhnlich, liegend, in Lebensgröße und mit dem kaiserlichen Ornate bekleidet, dargestellt. — Die Inschrift, deren Charactere auf das zwölfte Jahrhundert hinzuweisen scheinen, sagen bestimmt, daß hier die Gebeine der Kaiserinn Editha begraben liegen, und daß ihr Gemahl, auf ihren liebevollen Antrieb, den Dom erbauet habe. Welcher letzte Umstand von dem frühern Gebäude und von

der Stiftung des Erzbisthums natürlich zu verstehen ist.

Das zweite, in künstlerischer Hinsicht weit wichtigere, Monument befindet sich, dem erstgedachten ganz entgegen gesetzt, auf der Westseite der Kirche unter den Thürmen in der Kapelle »Unserer lieben Frauen.« Der berühmte nürnbergische Rothgießer (wie er sich selbst bescheiden nannte) Peter Vischer brachte es im Jahre 1497 zu Stande. Es ist ein Grabes-Monument des Stifters der Kapelle, des Erzbischofs Ernst, dritten Sohnes des Kurfürsten von Sachsen gleiches Namens, und besteht aus einem von Erz gegossenen, fünf Fuß hohen katafalk-ähnlichen Monumente, auf welchem der Erzbischof in ganzer Figur, in Lebensgröße und im erzbischöflichen Ornate, bewunderungswürdig schön gearbeitet, liegend dargestellt ist. Eine Menge der kunstreichsten Verzierungen an Wappen u. s. w. umgeben das Ganze, welches zwar dem berühmten Bildwerke Peter Vischers am Sebaldus Grabe zu Nürnberg, von welchem uns Reindal kürzlich so vortreffliche Abbildungen geliefert, nicht gleichgesetzt werden kann, jedoch mit Recht als eins der schönsten Werke altdeutscher Kunst gepriesen wird.

Die wunderbare und noch nicht hinlänglich erklärte Erscheinung, daß in den alten deutschen Kathedralen so häufig satyrische, komische und selbst obscöne Darstellun-

gen angebracht sind, findet sich auch an mehreren Kapitälern der Pfeiler des Magdeburger Domes: Ein Affe hüllet sich in ein Priestergewand, ein nackter Mensch reitet auf einem Bocke, und sogar — ein Jude saugt an einer Sau. — Gewiß ist, daß die alten deutschen Künstler eine bedeutende Hinneigung zur Satyre hatten, aber daß man ihnen, als z. B. im Dome zu Goslar (wie die erhaltenen Ueberreste desselben darthun), die Erlaubniß nicht versagte, im Gotteshause selbst, die Geistlichkeit verspotten zu dürfen, bleibt doch in einem hohen Grade auffallend.

Am 11ten Juli, Nachmittags um zwei Uhr, verließ ich das gewerbthätige, im höchsten bürgerlichen Wohlstande blühende Magdeburg, um über Bernburg und Halle nach Leipzig zu reisen. — Der Weg nach Bernburg, stets vortrefflich erhalten, führt durch eine fruchtbare Ebene, die dem Reisenden nichts Merkwürdiges, als eben ihre Fruchtbarkeit, darbietet. Meine Reisegenossen, ein Paar Commis-Voyageurs, und ein studirter Oeconom, unstreitig vortreffliche Männer, haben doch keine Eindrücke in meinem Gedächtnisse zurückgelassen. Zu Bernburg bekamen wir aber eine recht fromme und doch freundlich aufblickende junge zarte Dame zur

Reisegefährtinn, eine Nichte des berühmten Mineralogen Bergraths Mohs, der bekanntlich eine förmliche Revolution in der Oryktognosie bewirkte und vor mehrern Jahren von Freiberg nach Wien berufen ward. Sie unternahm es, allein über Wien nach Gräz zu reisen, um ihren dort jetzt wohnenden kränkelnden Oheim zu besuchen. — Ohne Unterbrechung gedachte sie ihre Reise, wenigstens bis Wien, fortzusetzen. Solche Eile, für sie rühmlich, konnte meine Absicht nicht seyn, sonst wäre es mir ein Vergnügen gewesen, mich der nahen Verwandten eines von mir so hochgeachteten Gelehrten zum väterlich sorgenden Begleiter anzubieten. — Bernburg, obwohl ein Städtchen von nur ungefähr 5000 Einwohnern, hat keinesweges ein kleinstädtisches Ansehen, sondern nimmt sich mit seiner schönen Lage an beiden Seiten der schiffbaren Saale recht heiter und fast großartig aus. Sein Anblick erregte in mir fromme Gefühle des Andenkens an einen der edelsten Fürsten, die in Deutschland jemahls geherrscht haben, den für sein Land, das ihm so viel verdankt, zu früh dahingeschiedenen Herzog Alexius. Mit dem ihm eigenen Wohlwollen hat er öfter zu Ballenstedt und Alexisbad mein Leben durch die gütigste Aufnahme verschönert, mich mit Briefen beehrt und mich zu Wolfenbüttel im eigenen Hause durch seinen Besuch hoch erfreut. Ganz darin

ähnlich seiner unvergleichlichen Schwester, der Fürstinn Pauline zur Lippe, lebte er vorzüglich für Andere, und dachte nur zuletzt an den eigenen Vortheil. — Gleich dieser, jeder Frivolität, jedem leeren Prunke feind, war er »ein Regent« in der edelsten Bedeutung des Wortes. Unter seiner Regierung ist sein Land in einen großen schönen Garten verwandelt, und jede Pflicht hat er ohne Mitwirkung und Controle von Ständen erfüllt. So ist es denn gekommen, daß Stände, zu welchem das Land allerdings ein Recht hatte, von diesem, so viel mir bekannt, nicht gefordert worden. Die eigenthümlichen innern Verhältnisse der anhaltischen Länder, in welchen z. B. die sämmtlichen Rittergüter jetzt im Besitze ihrer drei Fürsten sind, machen zwar eine Herstellung der Stände schwierig, aber keineswegen unmöglich oder überflüssig; und so steht zu hoffen, um so mehr, da nicht anzunehmen, daß für alle Zukunft Anhalts Fürsten die Eigenschaften eines Alexius haben werden, daß auch dort ein Grundgesetz des deutschen Bundes ins Leben treten möge.

In der Nähe von Halle geht die Ebene in einen hügelig sich hebenden Boden über; aber schon war die Nacht herabgesunken, und nur unvollkommen konnte ich

aus dem Vordersitze des Eilwagens, bei der nicht gänzlich schwindenden Dämmerung, die Umgegend beobachten. — Um elf Uhr trafen wir in Halle ein. Ich fand ein gutes Quartier in dem nahe der Post liegenden Gasthofe »zum Löwen,« kam ungefähr um Mitternacht zur Ruhe und schlief auf guten Matratzen bis sechs Uhr Morgens vortrefflich. — Nur einen Tag konnte ich, bei der meiner Reise zugemessenen Zeit, dazu bestimmen, die berühmte Universitäts-Stadt, welche ich seit meinen Jugendjahren nicht gesehen, einiger Maaßen kennen zu lernen. Hier bemerke ich denn zuvörderst, daß mir aus jener Zeit ein ziemlich düsteres Bild von Halle zurückgeblieben war. Rußige Häuser, krumme, enge und schlecht gepflasterte Straßen glaubte ich zu finden. — Entweder hatten nun im Lauf der Jahre mein Geschmack und meine Art und Weise die Außenwelt zu betrachten sich geändert, oder Halle hatte selbst ein von dem frühern verschiedenes Ansehen bekommen. Ich glaube, Beides hatte Statt gefunden. Ich fand jetzt die Straßen zwar noch eben so krumm, und zum Theil eng, als früher; aber das Ganze bot mir ein sehr ansprechendes Bild dar, welches ich fast mit Nürnberg hätte vergleichen mögen. Die zum Theil großen und auf alten Wohlstand hinweisenden steinernen Häuser gut erhalten und von einer das Auge mahlerisch

befriedigenden Mannichfaltigkeit der Bauart, prächtige alterthümliche Kirchen mit hohen stattlichen Thürmen, dieser unerläßlichen Zierde einer deutschen Stadt, der große Markt, belebt durch die Menge der Verkäufer und Käufer, und umgeben von Gebäuden, die den städtischen Glanz des deutschen Mittelalters vor Augen führen. — Kurz, ein Mahler, wie Dominik Quaglio, würde in Halle reichen Stoff zu Darstellungen altdeutscher Baukunst finden. Ich weiß nicht, welch ein Zauber in der oft zufällig erscheinenden Gruppirung mittelalteriger Baumonumente liegt. Nie wird Absicht und Regelmäßigkeit dergleichen herbeizuführen vermögen. So wirket der mahlerische rothe Thurm in der Nähe der mit vier Thürmen gezierten Marienkirche, dem stattlichen Rathhause ebenfalls nicht gar fern, auf dem Markte zu Halle auf eine ungefähr gleiche Weise als der Campanile di S. Marco auf den freilich mit nichts in der weiten Welt zu vergleichenden Marcusplatze zu Venedig. Zwischen solchen Ueberresten aus einer frühern Zeit, in welchen das eigenthümliche Leben deutscher Städte so recht zur Blüthe gekommen war, fehlt es aber auch in Halle nicht an Gebäuden im heiteren Character moderner Baukunst, unter denen das ganz freistehende prächtige Universitätsgebäude, ein Werk Schinkels (das die Hochschule der Liebe für wissenschaftliche Bildung des jetzigen

Königs verdankt) den ersten Rang einnimmt. Von Außen ist es mit corinthischen Pilastern, von Innen auf der Vorhalle mit solchen Säulen geschmückt, und bietet einen zugleich heitern und majestätischen Anblick dar. Das nahe Schauspielhaus möchte man, in seinem fast byzantinischen Style, von Außen für ein kirchliches Gebäude halten. Ein wahrer Palast ist das neue Freimaurerhaus, und die dasselbe umgebenden Gärten sind schön, ja großartig. Im großen Saale war für die Brüder zum Mittagsmahle gedeckt, woraus mein Lohnbedienter schloß, daß heute »gearbeitet« werden solle. — Alles dieses sah ich am Morgen, wobei ich jedoch nicht versäumte, die persönliche Bekanntschaft von einigen der berühmten Gelehrten Halle's zu machen zu suchen. — Gesenius, der große Kritiker und Orientalist, der Begründer der linguistisch-kritischen Auslegung des alten Testaments, obwohl zu Nordhausen (am 3ten Februar 1786) geboren, doch gewissermaaßen mein Landsmann, da er eine Zeitlang als Lehrer am Pädagogium zu Helmstedt gestanden, und da Mitglieder seiner Familie im Herzogthume oftmahls Aemter bekleideten. Ich nenne von diesen nur den berühmten Superintendenten Justus Gesenius, dessen Catechismus ein Jahrhundert lang im hiesigen Lande den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche fast gleich geachtet

wurde, und der von den Landleuten noch jetzt als von dem heiligen Geiste unmittelbar eingegeben betrachtet wird. — Es war fast neun Uhr Morgens als ich Gesenius besuchte; er war im Begriff, sich, um eine Vorlesung zu halten, zum Universitätsgebäude zu begeben, nahm mich dorthin mit und veranstaltete, daß mir die Aula und ein Theil der Hörsäle gezeigt wurden. — Die Erinnerung an ein sanftes, mildes und wohlwollendes Wesen ist mir von Gesenius Persönlichkeit übrig geblieben.

Mein berühmter Landsmann Wegscheider war krank, ich verzichtete also dieses Mahl darauf, ihn zu sehen. Er (geb. am 17ten September 1771) ist nur einen Tag jünger als ich, und wir waren Schulgenossen. — Eine ewige Ehre wird es für das Land Braunschweig seyn, daß Männer wie Henke und Wegscheider aus ihm hervorgegangen, und kaum wird die Nachwelt begreifen können, wie sobald nach dem von ihnen verbreiteten Lichte, die Finsterniß versuchen konnte, einen Theil der verlorenen Herrschaft im protestantischen Deutschlande wieder zu erobern. So ist es aber auf dieser Erde: wie in der physischen Natur stets auf Hebung Senkung folget, so auch in der moralischen. Das planetarische Leben, dünkt mich, äußert sich vorzüglich in den organischen Wesen; wie diese von dem

Orte abhängen, auf dem sie leben, so hängen sie auch von der Zeit ab, in welche ihr Dasein fiel. — Warum greift, z. B., jetzt die Reformation nicht weiter um sich? — In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts konnte die Gewalt eines Herzogs Heinrich des Jüngern ihre Ausbreitung im Herzogthum Braunschweig nicht verhindern, und jetzt lebt eine kleine katholische Gemeine unvermindert unter Hunderttausenden von Protestanten. — Die Zeit ist vorbeigegangen, wo ein großer Werth auf die Behauptung und Verbreitung dessen gelegt wurde, was man Religions-Wahrheiten nannte. Sie ist vorbeigegangen, fängt aber jetzt an, freilich begleitet von mannichfachen bedenklichen Erscheinungen, in anderer Form zurückzukehren. — Ist es nur eine kurz dauernde Pulsation, welche sich zeiget, oder beginnet ein neues religiöses Mittelalter einzubrechen? — Welcher Sterbliche ist Prophet genug, um dieses vorhersagen zu können. Ich möchte jedoch dafür halten, daß das Menschengeschlecht für's Erste noch in einer Periode des Fortschreitens leben werde, und wenn gleich keinesweges anzunehmen, daß diese bis zu dem Ende der jetzt bestehenden cosmischen Verhältnisse des Planeten ununterbrochen dauern könne, doch wohl Hoffnung vorhanden sey, daß sie noch, mit einigen Schwankungen, mehrere tausende von Jahren anhalten werde.

Jetzt war es der ebenfalls berühmte Professor und Consistorialrath Tholuck, an den ich dachte. Erst kürzlich hatte ich sein neustes Werk: »Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauss, für theologische und nicht theologische Leser dargestellt *), aufmerksam gelesen, und wenn ich auch dem Motto desselben: teneamus, quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est (Vicent. Lirin.), nicht beipflichten konnte, — denn eben dieses sagt jede Kirche von ihrem Glauben, die Dogmengeschichte lehrt aber offenbar das Gegentheil **), und zeigt, auf wie mannichfache Weise die einfachen Lehren des neuen Testamentes gedeutet wurden: — so hatte mich doch das ganze Werk sehr angesprochen. Indem Strauss einen bedeutenden Theil des Historischen des neuen Testaments für Mythologie erklärt, erschüttert er

*) Hamburg, bei Friedrich Perthes. 1837.

**) Schon ein Abälard schrieb ein Werk unter dem Titel: »Sic et non« (Ja und nein); eine Sammlung von entgegengesetzten oder abweichenden Meinungen der Kirche, welche behauptet, unfehlbar zu seyn. — »Magnum (sagt er) in his dictis est inquirendae veritatis exercitium; dubitando ad inquisitionem venientes, inquirendo veritatem percipimus.«

die Grundlage des Christenthums, und also der wohlthätigsten Institution, die es je auf Erden gegeben hat, und hierin thut er gewiß Unrecht. — Es zeigt sich aber Tholuck in seinem Werke gegen Strauss von einer sehr humanen, toleranten und selbst philosophischen Seite. — Kann der freisinnige Denker mehr verlangen, als wenn er sich, gleich im Beginne seines Werkes, folgendermaaßen äußert: »Wie die Art und Weise, in welcher der Glaube an den Menschen kommt, verschieden ist, so auch die Art und Weise, in der er abgelehnt wird. Zuerst ergiebt sich eine psychologische Classification der Annehmenden wie der Ablehnenden, je nach der individuellen Beschaffenheit. Es giebt Menschen, deren Element die Unmittelbarkeit ist, sey es, daß sie sich im vorherrschenden Gefühle oder im practischen Handeln zeigt; für sie erhält die Religion Gewißheit, wenn sie das Gemüth beseligt und für das Leben eine sichere und heilsame Norm giebt. — Es giebt solche, deren Element der Verstand ist, welche, was die Dogmen betrifft, statt sie sich anzueignen, sich vielmehr mit ihnen abfinden, und zwar mit Hülfe eines von formaler Logik dargebotenen Schematismus; dagegen ist es der geschichtliche Beweis, der ihnen den Glauben vermittelt. — Es giebt endlich solche, für welche die Einsicht in das Dogma den Glauben vermittelt,

sey es in contemplativer, intuitiver Form, wie in der Gnosis und in der Mystik, sey es in der Form speculativer Wissenschaft. — In diesen drei psychologischen Klassen liegen denn aber auch zugleich die drei philosophischen Stufen, auf denen der Geist zur Wahrheit gelangt. — Nicht minder gelten nun ebenso für den Unglauben diese drei Klassen. Seiner innersten Wurzel nach beruhet er auf Mangel an religiösem, näher christlichem Bedürfniß, und cum non sit in intellectu, quod non prius fuerit in sensu, so leitet ein solcher Zustand der Gesinnung auch die Reflexion des Verstandes und die Speculation der Vernunft irre *). Auf positive Religionen gerichtet wird der Unglaube der ersten Klasse zwar die moralischen Elemente in ihnen anerkennen, auch die Geschichte stehen lassen, wiewohl nur als natürliche, gegen die Dogmen aber sich schlechthin oder größtentheils negirend verhalten. — Der Unglaube der zweiten Klasse wird in Geschichte und Dogmen den Widerspruch mit der subjectiven Wahrheit aufsuchen, die er herzubringt, und der mit ihm, dem Individuum, wie mit sich selbst in Widerspruch befindlichen Religion feindlich entgegentreten. — Der Unglaube der dritten Klasse dagegen wird

*) Hier wird Mancher nur gegen das »irre« protestiren.

in Geschichte und Dogma nur die verhüllte Allegorie seiner eigenen speculativen Weisheit sehen, statt des Widerspruchs die Einheit hervorkehren, und so, seiner esoterischen Einsicht sich freuend, ruhig den herrschenden Volksglauben gewähren lassen. — Indeß verhalten sich diese Klassen nicht ausschließend zu einander ...«

Mich dünkt, indem Tholuck offenbar hier in den von ihm aufgestellten drei Klassen guten Glauben (bonam fidem) bei deren Mitgliedern (um mich so auszudrücken) anerkennet, kann Niemand mehr von ihm verlangen.

Diesen berühmten Tholuck, welcher auch ein Jahr lang als Prediger bei der k. preußischen Gesandtschaft zu Rom gestanden, und der also Gelegenheit gehabt hatte, den großen Unterschied des katholischen Mysticismus vom neu-protestantischen an Ort und Stelle kennen zu lernen, — von welchen beiden, beiläufig gesagt, der erste mir bei weitem besser als der andere gefällt: denn der erste ist heiter und poetisch, der andere düster und prosaisch — diesen berühmten Mann habe ich denn von Angesicht zu Angesicht geschaut, und mich, ein Laie, mit ihm, dem gelehrten Theologen, freundlich über theologische Gegenstände unterhalten. — Ich weiß nicht, in welche der drei früher genannten Klassen er mich ein-

geordnet hat, so viel kann ich aber sagen, daß seine Aeußerungen äußerst gemäßigt und anspruchlos vorgetragen wurden, daß er mir, eben so als Gesenius, ein sanfter, wohlwollender Mann zu seyn schien, wie mich dünkt, unfähig der Verfolgungen, deren man ihm schuld gegeben hat. Sein Aeußeres betreffend, so ist dieses würdevoll und gemessen, und fast dasjenige eines durch Studien und ordensmäßige Bestrebungen abgehagerten Jesuiten. Unbedingt hätte ich ihn, z. B. an der table d'hôte eines Bades, für einen katholischen Geistlichen genommen.

Halle besitzt auch Rechtsgelehrte von bedeutendem Rufe, und gern hätte ich ihre Bekanntschaft theils erneuet, theils erworben; aber meine Zeit war beschränkt, und nur unvollkommen konnte ich meine Wünsche befriedigen. — Der berühmte Staatsrechtslehrer, geheime Justizrath Schmelzer war schon Professor zu Helmstedt, als ich dort noch Student war. Er war krank, und von der Haltung von Vorlesungen entbunden; ich mochte ihm also nicht mit einem Besuche beschwerlich fallen. — Den großen Criminalisten Hofrath Henke, dessen Umganges ich mich erfreute, während er hier zu Wolfenbüttel die Stelle eines Rathes bei dem Landesgerichte bekleidete, nachdem er vorher Professor zu Bern gewesen, traf ich nicht zu Hause. Dagegen habe ich die

Bekanntschaft des Professors Karl Witte gemacht, welchem es zu Theil wurde, von früher Kindheit an die Aufmerksamkeit des deutschen Vaterlandes auf sich zu ziehen. Die bei ihm angewandte Erziehungsmethode seines Vaters hatte zur Folge gehabt, daß er im zwölften Jahre eine in lateinischer Sprache von ihm abgefaßte Schrift aus dem Gebiete der höhern Mathematik herausgeben, im dreizehnten Doctor der Philosophie werden und im vierzehnten mathematische Vorlesungen halten konnte. — Jetzt bekleidet er zu Halle mit Auszeichnung das Amt eines Professors der Rechte, und trägt namentlich die Pandectenlehre vor. Der Umfang seines Wissens erstreckt sich über die mannigfachsten Theile der Gelehrsamkeit, und namentlich auf eine anerkannte Weise über die italiänische Literatur. Es ist hinlänglich bekannt, was er in Beziehung auf Dante geleistet hat, zu Erklärung dessen er eine reichhaltige Bibliothek zusammen brachte. Witte ist also gewiß ein ausgezeichneter, vielseitig gebildeter Gelehrter und eine der ersten Zierden Halle's. — Dessen ungeachtet möchte ich die Art und Weise seiner wissenschaftlichen Ausbildung keinesweges empfehlen. — Wozu kann es nützen, daß ein Kind Doctor zu werden im Stande sey? Einem solchen würden die eigenthümlichen Freuden der Kindheit geraubt, die zu einem großen

Theile in der aus der Unwissenheit hervorgehenden Unbefangenheit beruhen, und schwerlich erkennt man im Mannsalter des herangereiften Gelehrten noch Vortheile, die aus der frühen Reife hervorgegangen wären. — Mich dünkt, man muß so handeln, daß unser Handeln zu einem allgemeinen Gesetze werden könne. — Was wollte aber daraus werden, wenn unsere Academien mit zehnjährigen Studenten, dreizehnjährigen Doctoren und vierzehnjährigen Professoren bevölkert würden! — Auch bin ich überzeugt, daß Karl Witte (geb. 1800) bei einem gewöhnlichen vernunftgemäßen Unterrichte, in Beziehung auf gelehrte Ausbildung, derselbe Mann geworden wäre, als er, zu seinem wohlverdienten Ruhme, jetzt ist. — Uebrigens hat Witte ein angenehmes und stattliches Aeußere, ein freundliches unpedantisches und unbefangenes Wesen, und schien mir völlig gesund zu seyn. — Bei ihm lernte ich den Professor des Staats- und Völkerrechts Pernice kennen, und mußte bedauern, daß mir nur kurze Zeit, von der Unterhaltung des ausgezeichneten Gelehrten Vortheil zu ziehen, gestattet war.

Bei dem Professor Witte war es, wo ich auf eine recht schmerzliche Weise an die Hinfälligkeit irdischer Dinge erinnert werden sollte. Hier erfuhr ich nämlich den vor Kurzem erfolgten Tod einer der liebenswürdigsten, schönsten, geist- und kunstreichsten Töchter des

schönen und kunstreichen Italiens, der Gemahlinn des kaiserlichen Hofraths Antonio Salvotti zu Verona, der ich, nicht ohne gerechten Enthusiasmus, in meiner italiänischen Reise *) einige Zeilen gewidmet hatte. Diese herrliche Frau, noch vor wenigen Jahren strahlend in der Blüthe der Jugend und in großartiger Schönheit, noch mehr aber durch alles besiegende Liebenswürdigkeit hinreißend, durch ein ausgezeichnetes Talent als Mahlerinn berühmt und geehrt, der Schmuck und Stolz nicht ihrer Vaterstadt Verona allein, sondern von ganz Italien, beglückt durch die Liebe ihres vortrefflichen Gatten, den Besitz hoffnungsvoller, wunderschöner Kinder, durch Glücksgüter gesegnet, — diese Frau erlag zu Mailand, wohin sie geführt war, um geheilt zu werden, einer furchtbaren Krankheit, nachdem ihr trostloser Mann vom fernen Paris her vergeblich Meister der heilenden Kunst herbeigerufen hatte. So viel Schönes, vereinet in einem Wesen, war der Erde beneidet; nach furchtbaren Leiden sank sie in die Arme des Todes. — Quis talia fando temperet a lacrymis! Mit großer Rührung las ich am Abend die von Herrn Witte mir mitgetheilten Druckschriften, in welchen Italien seinen Kummer über einen solchen Verlust ausspricht. —

---

*) Band I. Seite 230.

Signora Salvotti war vielleicht zu glücklich: ein zu großes Glück hat aber für den erfahrenen Beobachter irdischer Dinge etwas Grausenhaftes und gleichsam Unheimliches. — Selten dauert es bis zum Ende des Erdendaseins. Es ist, als wenn es dem Sterblichen böse Genien mißgönnten, deren Neide der Ueberglückliche endlich erlieget.

Zu Halle wohnt die Wittwe meines väterlichen hochverehrten Freundes, des verewigten Hofraths Paul Jacob Bruns, früher Professors zu Helmstedt, und zuletzt, nach Aufhebung dieser Universität im Jahre 1810, zu Halle. Ich verfehlte nicht, die ehrwürdige Frau zu besuchen. Das Alter konnte ihr zwar die körperlichen Grazien, in welchen ich sie vor funfzig Jahren in Helmstedt blühen sah, nicht aber die Anmuth und Lebendigkeit des Geistes rauben. Hört man sie sprechen, so vergißt man ihr Alter, und glaubt sich zurückgesetzt in die Zeit, wo die schöne und geistreiche neuvermählte Professorinn Jung und Alt entzückte. — Den Namen ihres verewigten Mannes, des zu seiner Zeit hochberühmten Paulus Jacobus Bruns, des großen Orientalisten und Gehülfen Benjamin Kennicotts, findet man nicht einmahl in dem Brockhausenschen Conversations-Lexicon und seinen Anhängen, so sehr überflü-

gelt jetzt Alles die neue und neueste Zeit *). Aber am Ende des vorigen Jahrhunderts glänzte Bruns nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und Italien, unter den ersten kritischen Forschern der orientalischen, und namentlich der biblischen Literatur, wie schon Meusels gelehrtes Deutschland durch das mehrere Seiten lange Verzeichniß seiner Schriften **) darthut. — Späterhin, im Anfange unseres Jahrhunderts, zogen ihn literarhistorische, geographische und statistische Beschäftigungen mehr an; zu welchen letzten vielleicht seine Verbindung mit dem geheimen Etatsrath und Professor von Zimmermann zu Braunschweig Veranlassung gab. — Die Schriften, welche er in dieser Periode herausgegeben, sind in den spätern Bänden »des gelehrten Deutschlands« ***) aufgeführt.

---

*) Bruns einziger Sohn Johann Georg Theodor (geb. am 10ten Mai 1786, † am 19ten Sept. 1835), ein tüchtiger practischer Rechtsgelehrter und rechtschaffener Mann gleich dem Vater, ist in dem Conversations-Lexicon der Gegenwart nach seinen Leistungen aufgeführt. — Wenn der berühmte Vater in diesem Aufsatze als »Literarhistoriker« bezeichnet wird, so ist solches in so fern unangemessen, als Literaturgeschichte nur ein Nebenfach seines ausgebreiteten Wissens war.

**) Band I., Seite 471.

***) Vorzüglich im 15ten Bande, Seite 184.

Bruns hat das Verdienst gehabt, ein bisher unbekanntes Bruchstück der Geschichten des Titus Livius in der vaticanischen Bibliothek zu entdecken und zuerst herauszugeben *). Wenigstens wird dieser Umstand, sein geringstes Verdienst, seines Namens Ruhm bei der Nachwelt stets erhalten. — Bruns (geboren am 18ten Julius 1743 zu Preetz, einem Marktflecken in Holstein) hatte einen ausgezeichnet biedern, echt deutschen Character. Bei der ersten Bekanntschaft mochte dieser etwas rauh, ungefähr nach der Art alter deutscher Künstler, erscheinen, bald leuchtete aber das Wohlwollende, Milde der Tiefe, durch. In Freundschaft war er von seltener Treue. Seine Gelehrsamkeit war Erstaunen erregend und eine Folge unglaublicher Beharrlichkeit in Forschen und Studiren. In dem Hause dieses vortrefflichen, mir unvergeßlichen Mannes habe ich in den Jahren 1789, 90 und 91 zu Helmstedt als Student gewohnt, und habe mich von der Zeit an bis zu seinem Tode seiner Freundschaft erfreut.

Das Hallesche Waisenhaus und die übrigen damit verbundenen Frankeschen Stiftungen bilden

*) Fragmentum ex libro XCI historiae T. Livii. Hamburg. 1773. fol.

ein Ganzes, das, in diesem Umfange, vielleicht auf der ganzen Erde nicht seines Gleichen hat, und welches um so mehr in Erstaunen setzen muß, wenn man in Betrachtung zieht, daß es vor nunmehr hundert und vier und vierzig Jahren mit einer Summe von sieben Gulden begründet wurde. Als August Hermann Franke, Professor der Theologie und Prediger zu Halle, einst dieses Geld zu einem wohlthätigen Zwecke empfing, rief er aus: »das ist ein ehrlich Capital, davon muß man etwas Rechtes stiften: ich will eine Armenschule damit anfangen!« — Er begann sofort sein Werk, räumte im eigenen Hause dazu ein Paar Zimmer ein, setzte Lehrer an, und hatte die Freude, das Unternehmen von allen Seiten durch milde Beiträge unterstützt zu sehen. Die eigentliche Waisenanstalt begann er darauf im Jahre 1695 mit vier Kindern. Unter oft sehr drückender Noth wuchs die Anstalt, denn nie verließ ihm das Vertrauen auf einen besondern Schutz der Vorsehung, und als er im Jahre 1727 starb, stand das große Werk schon ganz vollendet da, bewundert von der Welt und segensreich für Tausende. — Eine kleine Schrift, welche den Titel führt: »die Frankeschen Stiftungen in ihrem Ursprunge, Fortgange und gegenwärtigen Zustande, eine summarische Uebersicht von

1694 — 1819,« die ich in der Buchhandlung des Waisenhauses kaufte, und auf welche ich, da sie leicht zu erhalten steht, meine Leser verweise, legt einfach dar, wie aus dem kleinen Anfange die Anstalt sich schnell entwickelt, welche Gefahren sie im Laufe der Zeit bestanden, und wie es vorzüglich der alles Große und Nützliche kräftig beschützende jetzt regierende König von Preußen ist, welchem zu verdanken, daß sie fort und fort im Sinne des Begründers blühet. — Doch die Gerechtigkeit erfordert, zu bekennen, daß selbst während der französischen Occupation und der Dauer des Königreichs Westphalen die Frankeschen Stiftungen sich eines kräftigen Schutzes der öffentlichen Behörden erfreuten. Aus eigener Anschauung zu Cassel kann ich berichten, daß es vorzüglich der verewigte Kanzler der Universität Halle, Niemeyer, war, der den Frankeschen Stiftungen bei dem Könige von Westphalen und seinen Ministern Schutz und Unterstützung auswirkte. — Außer der Waisenanstalt, welche jetzt ungefähr hundert und dreißig Kinder, größtentheils Knaben, frei erzieht, und zwar zu einem bedeutenden Theile Kinder in Armuth verstorbener Staatsbeamten, seit ihrem Beginne aber gegen fünftausend frei erzogen hat, bestehen die Anstalten aus einem trefflich eingerichteten Pädagogium für junge Leute aus den höhern Ständen; aus

einer Erziehungs- und Pensions-Anstalt, welche mit der lateinischen und der Real-Schule verbunden ist; aus einer Bürger-, einer Töchter- und einer Armenschule. Von dem Umfange des Ganzen mag der Leser eine Vorstellung bekommen, wenn hier, aus der gedachten kleinen Schrift, angeführt wird, daß im Jahre 1819 in den genannten Schulanstalten des Waisenhauses 1827 Zöglinge von ungefähr 150 Lehrern Unterricht empfingen. Jetzt ist diese Zahl noch um etwas gewachsen. — Zu den erwerbenden Anstalten der Stiftung gehören die Buchhandlung, die Buchdruckerei und die Apotheke. — Die Cansteinsche Bibelanstalt, welche seit ihrem Bestehen für höchst wohlfeile Preise mehrere Millionen Bibeln geliefert hat, und ihre Thätigkeit mit Stereotypen und Schnellpressen fortsetzt, desgleichen die ostindische Missionsanstalt hängen zwar mit dem Waisenhause in administrativer Hinsicht zusammen, sind jedoch als selbstständige Institute zu betrachten.

Einen bedeutenden Theil des Nachmittags verwandte ich dazu, mir eine, obwohl möglicher Weise nur oberflächliche Kenntniß von allen diesen verschiedenen und doch harmonisch in einander eingreifenden Instituten zu verschaffen, deren ausgedehnte, große Höfe einschließende, wohl unterhaltene Gebäude gleichsam eine kleine Stadt

bilden. — Von der Wohlthätigkeit ähnlicher Anstalten (vorzüglich das Waisenhaus, als das Hauptinstitut und eigentlich den Kern des Ganzen, hier in Betrachtung ziehend) bin ich aber um so mehr überzeugt, da ich mich nicht erinnere, daß von den vielen Hunderten von bestraften Verbrechern aus dem braunschweigischen Lande, welche Aufhebung oder Milderung ihrer Strafe bei dem hiesigen höchsten Gerichte, bei dem ich als Richter thätig bin, suchten, auch nur einer seine Erziehung in dem Waisenhause zu Braunschweig empfangen gehabt habe, dessen zweckmäßige Einrichtung sich mit der zu Halle sehr füglich vergleichen läßt. — Die Quelle der Verbrechen ist in der Regel eine schlechte Erziehung und drückende Armuth; diese letzte aber wiederum nicht selten eben eine Folge der ersten. Wenn in jedem Districte von ungefähr vierzig tausend Seelen nur ein Waisenhaus nach der Art des braunschweigischen oder halleschen bestände, dann, bin ich überzeugt, würde die Zahl der Verbrecher auf tiefer als die Hälfte der jetzigen hinab sinken. Man würde zu einem bedeutenden Theile das an Strafanstalten ersparen, was man jetzt dafür auszugeben gezwungen ist, und würde, was noch weit mehr werth, Tausende retten, die jetzt als bestrafte und so entehrte Menschen um den ganzen Zweck des Lebens kommen. So ist aber für die Waisen des platten Lan-

des fast überall so gut als gar nicht gesorgt*). — Was kann man für die Zukunft von einem Kinde erwarten, welches bei den Schweinen und Gänsen, die es, um nicht zu verhungern, den ganzen Tag über zu hüthen gezwungen ist, aufwächst? — Betrachtungen dieser Art sind gar oft die letzten, welche den Mächtigen der Erde in den Sinn kommen. — Pläne aller Art, glänzende Vergnügen, erschöpfen Fonds, welche, angemessen verwendet, Großes und Edeles zu bewirken im Stande wären. — Auch Vergnügen: aber jenes geistige, wahre Seligkeit bewirkende Vergnügen, dessen nur höher und edeler organisirte Menschen empfänglich sind. — Man mag tausend Mahl sagen, der Sterbliche sey von Natur gut: ich glaube es nicht! — Wie roh die Mehrheit sey, erkennet man leicht schon daran, wenn man in Erfahrung bringt, mit welcher rücksichtlosen Härte gewöhnlich der Hülfe suchende Unglückliche von Machthabern angefahren wird. Wie selten ist es, daß man ihm nur ein Wort des Trostes spendet, wenn man außer Stande ist, ihm thätige Hülfe zu bringen. — Doch es giebt rühmliche Ausnahmen. — Vorzüglich sind es

*) Es versteht sich, daß Waisenhäuser auf dem Lande eine der künftigen Bestimmung der Zöglinge entsprechende Einrichtung haben müßten.

Hamburg und Holland, wo die höchsten Behörden in dem Sinne handeln, den ich einzig für den des Menschen wahrhaft würdigen erkenne. Und welche Lasten drücken beide Staaten! — Aber auch welcher Wohlstand belohnt sie, jener Lasten ungeachtet.

Eine wahrhaft mahlerische Aussicht auf das alterthümliche Halle und seine schöne Umgegend genießt man aus dem obern Stockwerke des vor den Thoren gelegenen Schmidtschen Gartens, wohin mich gegen Abend mein Lohnbedienter führte. Wenige Städte Deutschlands nehmen sich von Außen stattlicher aus, als die alte Universitäts-Stadt. Vielleicht war aber heute eben der Tag nicht, an welchem das erwähnte schöne Local von den Academikern besucht zu werden pflegt; denn ich war der einzige Gast, und hatte also hinlängliche Muße, über Alles, was ich am heutigen Tage beobachtet, nachzudenken.

Die halleschen Salzwerke, die seit so vielen Jahrhunderten bestehen, und die nebst den lüneburgischen die wichtigsten in ganz Norddeutschland sind, habe ich nur sehr oberflächlich in Augenschein genommen. —

Die hiesigen Quellen sind so reichhaltig, daß die Werke, eben so wenig als zu Lüneburg, der Gradirhäuser bedürfen; die Sohle wird vielmehr unmittelbar in die Siedepfannen geleitet. Die vier Salzquellen oder Sohlbrunen befinden sich zwischen dem Markte und dem östlichen Arme der Saale, in einer Gegend, welche das Thal heißt. Hier ist auch die städtische oder pfännerschaftliche Saline. Die königliche Saline hingegen, welche ihre Sohle aus einem Brunnen des Thales empfängt, befindet sich, durch drei Saalarme vom Thale getrennt, auf einer Insel, wohin das Salzwasser durch Röhren geleitet wird. — Das Ganze steht unter der Aufsicht der obersten Bergwerksbehörden, und wird nach Art eines Bergwerkes verwaltet. Die Halloren sind gleichsam die Bergleute der Anstalt, und stehen an Eigenthümlichkeiten wahren Bergleuten nicht nach. Sie besitzen, gleich diesen, Gewerksstolz, und sind von Vorurtheilen keinesweges frei. In der Schwimmkunst zeichnen sie sich seit Jahrhunderten aus.

Wahrscheinlich ist es, daß es die hiesigen Salzquellen seyen, deren Tacitus *) als Gegenstand einer Fehde zwischen den Katten und Hermunduren gedenkt. — Seit Jahrhunderten verloren die Quellen

*) Annal. lib. XIII. cap. 57.

nichts an Reichhaltigkeit, und zeigen deutlich, wie beschränkt die Ansicht derjenigen sey, welche nicht begreifen, daß die Natur (deren Schöpfungskraft noch, wenn auch vermindert, fortdauert) Wasser auch auf andere Weise salzen könne, als daß sie es über Salzlager rinnen lasse.

Um Mitternacht verließ ich Halle mit der Schnellpost, nachdem ich ein Paar Stunden geschlafen. Die Reisegefährten wechselten in der Dunkelheit kein Wort, und kaum waren vier Stunden verflossen, so befanden wir uns zu Leipzig, wo ich im Hôtel de Saxe, in einem nach der Wallpromenade hinausgelegenen schönen und heitern Zimmer, sofort Unterkommen fand, und, gleichsam als wäre in der nächtlichen Ruhe nur eine zufällige kurze Unterbrechung vorgefallen, meinen Schlaf fortsetzte. Freilich vermag ich, auf solche Weise zu nächtlicher Zeit von einer Stadt zur andern fortgeschafft, nicht das Geringste von dem Wege von Halle nach Leipzig zu berichten, als daß er, dem Gefühl nach, gut unterhalten zu seyn schien.

II.

Aufenthalt zu Leipzig.

Wenige Städte, welche sich so nahe liegen, als Halle und Leipzig, werden einen gleichen Kontrast als diese beiden gegen einander darbieten; vorzüglich für einen Reisenden, der, wie ich, als durch einen Zauberschlag, während einer Nacht aus der Mitte der einen in die Mitte der andern versetzt wurde. Halle, mit seinen hohen und prächtigen Thürmen, düstern, krummen Straßen und den Ruinen seiner Morizburg, ist ein Bild mittelalterlichen Ernstes; Leipzig, im Totaleindrucke, zwar keinesweges dasjenige, was man »modern« zu nennen pflegt, zeigt eine völlig heitere Außenseite. — Prächtige Thürme fehlen hier gänzlich, die mäßig großen Kirchen entbehren von Außen jedes altdeutschen Schmuckes, und nehmen sich nicht viel anders, als größere wohlerhaltene Dorfkirchen aus. Selbst das Innere der schönsten, der Nicolai-Kirche, ist heiter als ein Ballsaal. Ihr ehemaliges gothisches Gewölbe tragen schön kannelirte Säulen, aus deren Kapitälern Palmzweige emporsteigen und sich mahlerisch über die Bögen hin verbreiten.

Die wohlgepflasterten Straßen sind in ihrer Mehrheit breit und grade, durch Kaufläden prächtig ausgeschmückt, gleich dem Palais royal zu Paris; die Häuser, wenn auch größtentheils mit ihren Aus- und Vorbauen auf den Geschmack des siebenzehnten und die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hindeutend, sind auf das sorgfältigste, ich möchte sagen fast auf holländische Weise, erhalten, und strahlen durch glänzende, mit modigen Verhängen ausgeschmückte Spiegelfenster; auch fehlen eine Menge ganz moderner, im neuesten berliner Geschmack aufgeführter, größerer und kleinerer Gebäude den Straßen und Spaziergängen Leipzigs keinesweges. — Alles dieses ist aber belebt durch hunderte von müssig herumschlendernden oder geschäftsthätigen Menschen, deren Aeußeres ganz auf Wohlsein und Zufriedenheit hindeutet; bei welcher Gassen-Population denn die rühmlich bekannten flinken und netten leipziger Stubenmädchen gewiß keine überflüssige Nebenrolle spielen. Sie sind es eben, welche die Staffage bunt und heiter machen. — Man ist auf den Straßen von Leipzig wie auf einem Mummenschanz, und wird in der frohen Stimmung, die ein ähnliches Leben auch dem Trübseligsten mittheilen muß, niemahls durch Bettler gestört. Das Herz dieses Lebens ist der Marktplatz, einer der größten und schönsten Plätze des deutschen Landes.

Seine östliche Seite begrenzt das Rathhaus, ein stattliches, mit einem Thurme geschmücktes, doch verhältnißmäßig niedriges Bauwerk aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, welches sich bekanntlich in Norddeutschland durch Geschmacklosigkeit (die denn auch hier nicht ganz fehlt) auszeichnet. Meinen braunschweigischen Landsleuten berichte ich, daß unsere Kaserne (das ehemahlige Zeughaus) zu Wolfenbüttel und der unveränderte rechte Flügel des ehemahligen Schlosses Dankwarderode (ebenfalls jetzt Kaserne) auf dem Burgplatze zu Braunschweig, mit ihren Erkern die Architectur des Rathhauses zu Leipzig wiedergeben, wie denn auch beide Gebäude (Werke des Herzogs Friedrich Ulrich) nur wenige Jahre später als dieses aufgeführt sind. Die übrigen drei Seiten des Platzes bilden zum Theil prächtige vier- und fünfstöckige *) Bürgerhäuser. — Was nun aber Leipzigs Straßen für jeden Gebildeten vorzüglich anziehend machen muß, sind die unendliche Menge von Buch- und Kunsthandlungen, welche die Fenster ihrer Läden durch das Neueste, was deutsche und französische Literatur und Kunst lieferten, anlockend zu machen sich beeifern. Und welch eine heitere Unterhaltung wird eine junge Dame finden, wenn sie in der Muße

*) Das Erdgeschoß mitgerechnet.

des Vormittags mit einer theilnehmenden Freundinn Leipzigs Putz- und Modeläden mustert! — Diese fröhliche Stadt ist aber in der Mitte eines unermeßlichen Gartens gelegen, denn einen solchen bilden die reizenden Spaziergänge, welche, unendlich viel schöner (wenn auch keinesweges so vielartige Unterhaltung dem Müssiggange darbietend) als der Boulevard von Paris, die Stadt von den Vorstädten trennen. — Theodor Mundt hat irgendwo — wenn ich nicht irre — Hamburg »die Stadt ohne Schmerzen« genannt. Ich möchte mit diesem schönen Namen Leipzig belegen, wenn es nicht zu gewiß wäre, daß auch ihm, wie allem Irdischen, Kummer und Schmerzen nicht fehlen werden, und vielleicht für die Duldenden um so herbere, je mehr ihnen Alles von Außem fröhlich entgegentritt. — Zieht man nun noch in Betracht, daß eine Stadt, wie die hier mit flüchtigen Zügen geschilderte, drei Mahle im Jahre durch Messen ein mehr als doppeltes und dreifaches Leben empfängt, die nicht allein fast aus ganz Europa, sondern auch aus Asien und Amerika ihr Fremde zuführen, so bleibt uns wohl kein Zweifel übrig, daß es keinen Aufenthaltsort in der Welt geben könne, der einem (besonders literarisch) gebildeten Menschen mehr zusagen möge, als eben Leipzig, dem selbst eine berühmte Universität, an welcher jeder Zeit Gelehrte des

ersten Ranges angestellt waren, und wissenschaftliche Institute aller Art nicht fehlen. Wie manches Große und Schöne findet hier aber der Fremde in dem Umfange von wenigen Tagereisen! Das an Kunstwerken aller Art reiche Dresden, mit seinem Miniaturbilde der Schweiz, das Erzgebirge, die böhmischen Bäder; und, auf der andern Seite, den Harz mit seinen romantischen Höhen und Schluchten. — Ich weiß nicht, ob Fremde, besonders Engländer, alle diese Eigenthümlichkeiten Leipzigs gehörig in Betrachtung ziehen, um es auf Jahre, zum Unterricht und Vergnügen, zum Aufenthalte zu wählen. — Nur drei Tage konnte ich diesem schönen Leipzig (welches ich übrigens in frühern Jahren öfter besuchte) widmen, werde mir jedoch das Vergnügen nicht versagen, noch Einiges aus dieser kurzen, durch das heiterste Wetter verherrlichten Zeit zu berichten.

Es giebt keine Stadt in der weiten Welt, welche in dem Maaße der Stapelplatz der Literatur und des Buchhandels genannt zu werden verdiente, als Leipzig. Es befinden sich hier über hundert Buch- und Musicalien-Handlungen, und bereits im Jahre 1836 waren hier zweihundert und sieben Pressen thätig, eine Zahl, welche gewiß jetzt bedeutend vermehrt ist; wie denn auch

fast der fünfte Theil aller in Deutschland erscheinenden Bücher in Leipzig gedruckt wird. — So war es wohl nicht unangemessen, daß mein erster Besuch in der Bücherstadt einer Buchhandlung, nämlich der weltberühmten Brockhausenschen, galt. — Diese befindet sich mit ihren ausgedehnten Officinen in der schönen »Quergasse« vor dem Grimmaischen Thore in weitläufigen und, so viel ich zu beurtheilen vermag, zweckmäßig eingerichteten Gebäuden. Herr Heinrich Brockhaus, dessen Bekanntschaft ich schon zu Wolfenbüttel gemacht, wo er mich mit einem Besuche beehrt hatte, zeigte mir selbst die Druckerei, in welcher vierzig Pressen thätig sind, und entwickelte mir den Mechanismus der Schnellpressen, die eine Dampfmaschine in Bewegung setzt. — In was für ein Erstaunen würde Gutenberg gerathen, wenn er schauen könnte, wie weit es mit seiner Erfindung gekommen! — Die vier großen Stadien der Buchdruckerkunst scheinen mir zu seyn: der Druck mit geschnittenen Holzplatten (nach Art der Chinesen); — mit beweglichen Lettern; — mit Stereotypen (deren Vorläufer die stehenbleibenden Lettern-Platten); und jetzt der Druck mit Schnellpressen, die durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden. — Eine weitere Vervollkommnung des Druckgeschäfts scheint kaum möglich

zu seyn. — Unter den vielen und wichtigen Unternehmungen der Herren Brockhaus möchte keine, in Beziehung auf die unermeßliche Wirkung, welche sie hervorgebracht, der Herausgabe und steten Fortbildung des Conversations-Lexicons an die Seite gesetzt werden können. Im höchsten und edelsten Sinne des Worts ist dieses Werk ein Buch der deutschen Nation geworden. Seine Wirkung war und ist über alle Berechnung hinaus. Ist es doch dahin gediehen, daß es dem Einzelnen fast schimpflich ist, das Conversations-Lexicon nicht zu besitzen. Selbst der Gelehrte kann es nicht entbehren, denn in seinen, größtentheils völlig zweckmäßig ausgearbeiteten Artikeln kann auch der, den man sonst wohl einen Polyhistor nannte, noch Vieles lernen. Den Nachkommen aber ist es ein Monument der Zeit, wie kein anderes. — Ich gestehe gern, daß kein Tag hingeht, daß ich nicht das Conversations-Lexicon (von dem ich fast alle Ausgaben besaß) entweder zu Rathe ziehe, oder zur Unterhaltung und Belehrung darin lese. — Ob dagegen die im Brockhausenschen Verlage erscheinende Leipziger allgemeine Zeitung je den europäischen Ruf und den Absatz der augsburgischen erringen werde, daran zweifele ich sehr, und schon aus dem einfachen Grunde, daß diese dermaaßen in ihrem Terrain festen Fuß gefaßt hat, daß es ganz unglaublich

erscheinen muß, daß, so lange sie ihren Werth behauptet und Ton und Farbe (eine nicht bestimmte) beibehält, daraus verdrängt werden könnte. Wie sehr sie aber verbreitet sey, erkennet vorzüglich ein Reisender. In den sämmtlichen österreichischen Staaten ist sie wie einheimisch; man findet sie in den Kaffeehäusern und Restaurationen zu Florenz, Rom, Paris, Amsterdam, London, Kopenhagen, Stockholm und Petersburg. Selbst zu Constantinopel, Smyrna, Alexandrien und Algier wird sie gelesen. — Neben einem so verbreiteten Blatte kann ein anderes, wenn es auch mit gleicher Vorsicht abgefaßt würde, nicht gedeihen. — Ist es nicht genug, wenn man eine Stunde täglich der Zeitungslesung widmet? In einer solchen läßt sich aber kaum die augsburgische allgemeine Zeitung mit einem, der neuesten Nachrichten wegen unentbehrlichen Blatte aus der Nähe, überwältigen. Zu der Lesung einer zweiten umfassenden Zeitung bleibt keine Zeit übrig.

Eins der schönsten Gebäude der Stadt, ja vielleicht das prächtigste von allen, ist das nach Schinkels Rissen erbaute und erst vor wenigen Jahren vollendete, zu Ehren des verewigten Königs Friedrich August so benannte »Augusteum,« in Verbindung mit dem

damit zusammenhängenden »Paulinum,« das Universitätsgebäude Leipzigs. Es ist der vorzüglichste Schmuck des freien Platzes zwischen dem Grimmaischen Thore und der Vorstadt. In diesem großartigen dreihundert und vier Fuß langen und siebenzig Fuß tiefen, drei Geschoß hohen, ganz von Ziegeln aufgeführten Gebäude befinden sich die academische Aula, die Bibliothek, neun Auditorien und der Salon zum physicalischen Aparat. Man erkennet in der ganzen Einrichtung auch hier, wie an dem Universitätsgebäude zu Halle, die großen architectonischen Talente Schinkels. — In der Bibliothek wurde ich von einem der Unterbedienten herumgeführt, da ich nicht so glücklich gewesen war, deren berühmten Oberbibliothekar Gersdorf anwesend zu finden. Sie ist in drei von einander getrennten Sälen aufgestellt. Die Zahl ihrer Bände beläuft sich auf hunderttausend, wo unter überzweihundert Werke, die vor dem Jahre 1480 gedruckt sind. Unter diesen befindet sich die berühmte zwei und vierzig zeilige gutenbergische Bibel, sowohl auf Pergament als Papier. Auch die Anzahl der Handschriften ist bedeutend, unter denen ein mit Scholien versehener auf Seidenpapier geschriebener Homer ausgezeichnete Aufmerksamkeit verdient. Die Aufstellung des Ganzen ist in hohem Grade zweckmäßig, und dieses sind

auch die übrigen, einer öffentlichen großen Bibliothek nothwendigen Einrichtungen und Localitäten. — Se. königliche Hoheit, der Großherzog von Sachsen-Weimar, war der Letzte, welcher sich, vor wenigen Tagen, in das Fremden-Album der Bibliothek eingezeichnet hatte.

Das Paulinum, in welchem früher sich zugleich die Bibliothek befand, und das noch jetzt eine große Menge von Localen für die Universität enthält, hängt auf der Rückseite und durch gemeinschaftliche Höfe mit dem Augusteum zusammen. Seine prächtige Hauptfronte ist auf dem alten Neumarkt. Außer mehreren Auditorien sind hier auch Wohnungen für Professoren. Eine solche hat der berühmte Philosoph Krug inne, welchen ich während meines Aufenthalts zu Leipzig besucht und ganz so gefunden habe, wie ich mir sein Wesen nach seinen zahlreichen Schriften dachte. Wie seine schriftlichen Entwickelungen einfach und klar sind, auf gleiche Weise ist es sein mündlicher Vortrag im Umgange. Bekannt ist, welche bedeutende Stiftungen Krug (der von der Verbindlichkeit Vorlesungen zu halten entbunden ist) zum Besten der Wissenschaften zu Leipzig gemacht hat.

Nicht fern von dem Paulinum befindet sich in einem das ganze Hauptgeschoß des Gewandhauses ein-

nehmenden prächtigen Saale die Bibliothek des Raths der Stadt Leipzig, welche schon im Jahre 1835 bis zu 40,000 Bänden angewachsen war, jetzt aber durch die Bibliothek des verstorbenen Geheimen-Raths und Professors Pölitz, der solche als ein Legat hierher vermachte, bedeutend vermehrt wird. Auch diese Bibliothek, deren Benutzung sehr erleichtert ist, und welche die Universitätsbibliothek in manchen wissenschaftlichen Fächern ergänzt, hat eine ansehnliche Manuscriptensammlung. Mehrere altdeutsche Gemählde, unter denen ganz vorzüglich erhaltene große Bilder von Lucas Cranach, schmücken die Vorhalle des Saales, die von diesem durch ein kunstreiches eisernes Gitterwerk getrennt ist.

Die Bücher dieser Sammlung stehen hinter Dratgittern, und erinnerten mich dadurch an die Marcianische Bibliothek zu Venedig. — Pölitz vermachte, wie erwähnt, deßhalb seine großen Büchervorräthe hier her, weil er sich hinsichtlich der von ihm aufgestellten Bedingungen mit der Universität, welcher er sie früher zugedacht hatte, nicht vereinigen konnte.

Auch mit Pölitz, dem großen Kenner der Geschichte und der Staatswissenschaften, habe ich in freundschaftlicher und literarischer Verbindung gestanden und ihm

mehrere Beiträge zu seinen periodischen Mittheilungen geliefert. — Die letzte Zeit lebte er ganz und gar in dem sogenanten »constitutionellen Leben« und hielt für wichtiger, als es in der That seyn möchte, ob die eine oder die andere Klasse der Staatsbürger ein Paar Repräsentanten in der Stände-Versammlung mehr oder weniger habe; ganz besondere Ergebnisse von der sogenannten »Intelligenz« erwartend, die jedoch hin und wieder keinesweges besonders sichtbar geworden sind. Er hatte noch nicht recht erkannt, wie leicht, bei gehöriger Klugheit, es der Aemter, Titel und Ehrenzeichen ausspendenden Macht ist, von einer Stände-Versammlung — vorzüglich wenn sie zum größern, wenigstens zum unterrichtetern, Theile aus Beamten besteht — so ziemlich Alles zu erhalten, was sie wünscht, welches (und oft doch auch zum Besten des Ganzen) bei den alten »Feudal-Ständen« — wie man sie jetzt nennt — keinesweges in gleichem Maaße der Fall war. — Man braucht wahrlich nicht gerade nach Frankreich zu gehen, um zu erkennen, wie manche Volksrepräsentanten zuerst sich, dann ihre Verwandte und Freunde, und zuletzt erst ihre Committenten nicht ganz selten bedenken. Hätte Pölitz länger gelebt, so würde er auch noch wohl erkannt haben, daß das deutsche constitutionelle Leben, besonders bei seinen größtentheils so äußerst

mangelhaften Garantien (wie jetzt auch die Erfahrung gelehrt hat), keine größere Sicherheit für das Ganze darbietet, als eine alte ständische Verfassung ehemals dargeboten hat. — Je mehr man die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht, um so mehr wird man sich auch von der Wahrheit des Gesagten überzeugen. — Doch bei allen Fehlern, die man in Beziehung auf improvisirte Verfassungen, hervorgerufen durch problematische Duodez-Revolutionen, und durch Furchtsamkeit oft nur zu schnell gewährt, in Deutschland machen konnte, wird es in diesem großen und edeln Lande doch immer besser werden. Dafür wird der Geist der Zeit, insofern er ein Geist wahrer Aufklärung und Wissenschaftlichkeit ist, sorgen, der sich doch jetzt auch zu den höhern Regionen emporschwingt, nachdem er nur zu lange in den mittleren schwebend verweilt hat.

Zu den anziehendsten Bekanntschaften, welche ich zu Leipzig, ja auf der ganzen Reise, zu machen Gelegenheit hatte, gehört die des Doctors Joseph Braun, Professors der katholischen Theologie zu Bonn, der sich bekanntlich mit dem Professor Elvenich aus Breslau in verwichenem Jahre nach Rom begeben hatte, um hinsichtlich des Urtheils, welches der römische Stuhl über

die Schriften des verstorbenen Professors Georg Hermes gefällt, gemeinschaftlich mit ihm Vorstellungen zu machen, und zu bewirken zu suchen, daß deren ausgesprochene »Verdammung« zurückgenommen werde. Das Unternehmen war völlig mißgeglückt, und der Professor Braun, der sich bereits von seinem Collegen getrennt hatte, war auf der Rückreise ins Vaterland begriffen. — Da ich eine ganz besondere, mir selbst nicht völlig erklärbare Hinneigung habe, Religionsstreitigkeiten anziehend zu finden, wie ich denn auch des Hermesianismus schon in meinen vorjährigen Reisedarstellungen erwähnte, *) so schenkte ich dem, was mir Herr Braun von den zu Rom gepflogenen Unterhandlungen, der auf einmahl eingetretenen eigenthümlichen Wendung der Sache, und deren wahrscheinlichen Grund, erzählte, die größte Aufmerksamkeit. Ich gestehe, daß ich niemals einen andern Ausgang der Angelegenheit vermuthet habe. — Die »damnatio et prohibitio« der theologischen Werke des verstorbenen Hermes vom 26sten September 1835 von Seiten des Papstes sagt ganz ausdrücklich, daß solche Schriften zur genauesten Untersuchung an Theologen übergeben seyen, welche der deutschen Sprache auf das Vollständigste kundig, daß diese

*) Seite 272 f. f.

die bedenklichen Stellen ausgezogen, und, wo es nothwendig gewesen, solche ganz übersetzt, daß ihre Arbeiten sodann andern bewährten Theologen zur fernern Beurtheilung übergeben, zuletzt aber sogar, zur Fällung eines gründlichen und umfassenden Urtheils, den ehrwürdigen Brüdern Sr. Heiligkeit, den Cardinälen der römischen Kirche, General-Inquisitoren des christlichen Gemeinwesens, vorgelegt seyen. — Diese hätten nun, in Gegenwart des Papstes, reiflich erwogen und gefunden: evanescere auctorem in cogitationibus suis, pluraque in dictis operibus contexere absurda, et a doctrina Catholicae Ecclesiae aliena; praesertim autem circa naturam fidei et credendorum regulam . . . . u. s. w., worauf eine ganze Reihe ähnlicher Ausstellungen aufgeführt wird. Nachdem nun der Papst der gedachten Cardinäle Gutachten vernommen, selbst auch Alles sorgfältig erwogen, habe er, nach ihrem Rath auch aus eigenem Ermessen, nach sicherer Kenntniß, reiflicher Ueberlegung und aus apostolischer Machtvollkommenheit, die fraglichen Bücher verdammt und verboten. — Mir schien es sehr unwahrscheinlich, daß, nach solchen Aeußerungen, etwas zurückgenommen werden könne: denn wie viele Personen würden durch Anerkennung einer irrigen Deutung der Ausdrücke des Hermes, compromittirt erscheinen.

Zu Rom suchten jedoch die Professoren Braun und Elvenich auszuführen, daß die verdammten Lehren, welche auch sie, als der katholischen Religion entgegen stehend, als verderblich anerkennten, gar nicht in den Schriften des Hermes enthalten, daß diese mißverstanden, und daß sie also bereit seyen, zur Ehrenrettung des verewigten Hermes, ihres Lehrers, zur Beruhigung einer unzählbaren Menge von Katholiken in Deutschland, ja zum Troste des Papstes selbst, durch eine vollständige und richtige Uebersetzung aller Werke des Hermes darzuthun, daß diese nicht das geringste der katholischen Religion Entgegenstehende enthielten. — Wenn, sagten sie ungefähr, ein Irthum in der Auslegung und noch mehr in der Uebersetzung der Worte des Hermes möglich ist, und dieses steht doch nicht zu leugnen, so muß es uns auch erlaubt seyn, das wirkliche Vorhandensein solcher Irthümer darzuthun. Anfangs ließ sich auch wirklich die Sache gar nicht übel an; der Papst nahm die Professoren in einer besondern Audienz mit Wohlwollen auf, unterhielt sich mit ihnen freundlich über die in Frage stehenden Gegenstände, und eröffnete ihnen selbst, daß er dem Praepositus generalis des Jesuiten-Ordens Pater Roothaan, welcher der deutschen Sprache vollkommen mächtig, den Auftrag gegeben, die neue von den Nachsuchenden zu liefernde la-

teinische Uebersetzung der Werke des Hermes mit ihnen durchzugehen. Bedenklich war jedoch bereits in dieser Audienz die Aeußerung des Papstes: Die Herren Professoren möchten gelehrig seyn: nicht deßhalb wären sie nach Rom gekommen, um zu belehren, sondern um belehrt zu werden.« — Doch das Uebersetzungsgeschäft begann; ein Anfang der Arbeit wurde bereits dem P. Roothaan eingesandt, er forderte zur Beeilung auf, und wünschte nur eine andere Reihefolge in den Uebersetzungen. — Auf einmal aber, quasi deus ex machina, erschien ein höchst niederschlagendes Schreiben des Paters vom 19ten Julius 1837. »Der Papst (hieß es) habe geglaubt, die Herren Professoren brächten eine vollendete Uebersetzung der Schriften des Hermes mit, jetzt vernähme Se. Heiligkeit, diese solle erst beschafft werden, und mehrere Monate würden über ihre Beendigung, wie sie selbst sagten, hingehen. Diese Verzögerung könne dazu führen, daß die Anhänger des Hermes und die Herren selbst in den Irrwahn verfielen, als wäre zu erwarten, irgend etwas könne in dem päpstlichen Urtheile über die Schriften des Hermes eine Veränderung empfangen. Solches sey keineswegen der Fall. Wenn der heilige Vater sich bereitwillig habe finden lassen, eine neue Uebersetzung jener Schriften annehmen zu wollen, so habe er den

Bittenden dadurch lediglich seine Gnade erkennen zu geben beabsichtigt. — »Quapropter (meine der Papst), »cum res ita se habeant, liberum Vobis esse, ad »propria reverti, nullam enim amplius existere cau»sam, cur in Urbe moremini.« — Bei dieser Beendung der Sache blieb es denn auch, aller Vorstellungen bei dem Pater Roothaan, dem Cardinal Lambruschini und dem Papste selbst ungeachtet — Selbst ein Versuch, auf indirectem Wege einigermaaßen zum Ziele zu gelangen, scheiterte. — Dieser Versuch bestand darin, daß sie, unter dem Titel: »Meletemata theologica« eine Schrift, fast in der Form eines dogmatischen Compendiums, abgefaßten, in welcher sie ihre rechtgläubige Lehre hinsichtlich mehrerer, eben jetzt zur Sprache gekommenen Gegenstände entwickelten — wie man ihnen gerathen — und nun die Handschrift zur gewöhnlichen Druckcensur übergaben. — Wäre der Druck zu Rom gewährt, so wäre schon (wie sich nicht verkennen läßt) das vorzusetzende gewöhnliche Censurzeugniß ihnen in Deutschland, hinsichtlich des Beweises der Orthodoxie ihrer Lehren, von gutem Nutzen gewesen. — Sie hätten ihren Gegnern zurufen können: »Seht, hier stehen die Grundsätze des Hermes gedruckt, und zwar gedruckt zu Rom, mit dem Zeugniß, daß in ihnen nichts gegen den katholischen Glauben enthalten.« — Nach längerm

Verzuge aber bekamen sie zur mündlichen Bescheidung: »Ueber die in ihrem Werke enthaltenen Gegenstände werde nichts bestimmt; der Druck desselben könne aber, äußerer Verhältnisse wegen, (motivi strinsici) nicht gestattet werden. — Und hierbei blieb es denn, die Herren mochten vorstellen was sie wollten. — Sie reis'ten also am 18ten April 1838 ab, unstreitig an mancher Erfahrung reicher. Rom hatte gesprochen: die Sache war beendet.

Alles hier Mitgetheilte ist aus dem eben erschienenen Werke der Herren Braun und Elvenich: »Acta romana« *), zu entnehmen; wie denn auch die oben erwähnten »Meletemata theologica« **) jetzt durch den Druck bekannt gemacht sind.

Irre ich mich nicht völlig, so ist die Methode, wie Hermes die von ihm keineswegs angefochtenen Dogmen der katholischen Religion zu beweisen unternimmt, dem Geiste derselben entgegen und zu keiner Zeit in der römischen Kirche üblich gewesen. Die Basis des Katholicismus ist völlig positiv, und sobald nur angenommen wird, daß die Existenz des höchsten Wesens aus dessen Werken zu erkennen sey — welcher Satz, obwohl

*) Hannover, in der Helwingschen Buchhandlung, 1838.

**) Ebendaselbst.

aus der Vernunft allein zu entnehmen, dennoch auch als eine offenbarte Wahrheit betrachtet werden kann, da er in den heiligen Schriften ausgesprochen —, so folgt in ihm alles andere aus der Offenbarung, aus den Schlüssen der Concilien und überhaupt aus der kirchlichen Tradition. Unterstützungen ihrer Lehren aus den verschiedenartigen philosophischen Systemen verschmäht die römische Kirche und weiset sie, als ihr gefährlich, zurück. — Wenn nun die Herren Braun und Elvenich in ihren »Annotationen« zu dem letzten an sie gerichteten Briefe des Cardinals Lambruschini selbst eingestehen müssen *), daß, um die Werke des Hermes zu verstehen, außer der Kenntniß der deutschen Sprache, Vieles Andere (multa alia) erforderlich sey, »vorzüglich eine tiefere Kenntniß der Philosophie, eine genaue und nicht ohne große Anstrengung zu erwerbende Bekanntschaft mit den philosophischen Systemen, welche in den neuern Zeiten in Deutschland hervorgetreten sind, zugleich ein besonderes Studium zum Zweck eines leichten und schnellen Verständnisses der philosophischen Terminologien,« — wenn die genannten Herren selbst anerkennen, daß in Deutschland unter den Philosophen im Gebrauche der Terminologien eine solche Willkührlichkeit herrsche,

*) Acta romana, Seite 232.

daß auf sie von einem Consultor der römischen Congregation des Index nicht ganz übel (non ita male) der Ausspruch der heiligen Schrift angewendet sey: »confundamus linguam eorum ut non audiat unusque vocem proximi sui« —; so läßt sich nicht absehen, wie die Congregation des Index, die römische allgemeine Inquisition, das Cardinals-Collegium, ja der Papst selbst, so infallibel und von dem heiligen Geist erleuchtet er auch, nach den Ansichten der römischen Kirche, seyn mag, jemahls zu einem genauen Verständniß der Schriften des verewigten Hermes gelangen sollen. Alle diese Behörden werden in solchen immer eine Methode erblicken, die in der katholischen Kirche niemahls üblich gewesen, die ihnen gefährlich erscheinen muß, da sie, unter Umständen, auch zu Resultaten führen kann, die nicht vorauszusehen sind, und die auch dem so positiven, feststehenden Katholicismus allerdings gefährlich, denn sie öffnet Thür und Thor zu den verschiedenartigsten Disputationen und zu Schismen in der Kirche. — Schon jetzt behauptet die eine Partei, dieses sey in den Werken des Hermes enthalten, die andere widerspricht, und versichert, es sey solches keinesweges der Fall. So entsteht ein Streit über das »factum« und über das »jus,« der unendlich viel schwerer zu entscheiden ist, als ein ähnlicher hinsichtlich der jansenistischen Schriften,

da in diesen keine so schwierige Terminologie zu finden, als in den Werken des Hermes.

So glaube ich denn, daß die römische Curie ganz im Interesse der katholischen Religion, wie solche sich ausgebildet, handelte, wenn sie die Schriften des Hermes aus den Lehranstalten entfernte. Etwas Mittelalterliches muß in dieser Kirche dauern, wenn sie die römisch-katholische Kirche bleiben soll, und daß Rom hierfür streitet, steht demselben eben so wenig zu verdenken, als es jedem politischen und religiösen Organismus nicht zu verdenken steht, wenn er seine Existenz fortzuführen sucht. — Dagegen, um mit wenigen Worten auf einen verwandten Gegenstand zu kommen, halte ich die jetzigen Streitigkeiten des römischen Stuhls mit Preußen, hinsichtlich der Einsegnungen der gemischten Ehen, für äußerst unpolitisch für jenen. Kein Dogma steht einer solchen Einsegnung, welche doch nichts als ein Gebet für das Wohl der künftigen Ehegatten ist, entgegen, denn nicht nur die heilige Schrift, sondern ganz ausdrücklich der Catechismus romanus *)

---

*) Pars IV. Cap. V. Quaestio I. »Orandum est pro omnibus sine ulla exceptione vel inimitiarum vel religionis vel gentis; nam sive hostis sit, sive alienus, sive infidelis, proximus est: etc.

gebieten für die Feinde, und der Letzte sogar auch für die Ketzer zu beten; die römische Kirche erweckt sich durch ähnliche Prätensionen Feinde, man zweifelt an ihrer Milde, während sie Zweifel dieser Art auf alle Weise zu beseitigen suchen sollte, und endlich, sie bewirkt das Gegentheil von dem, was sie herbeizuführen beabsichtigt. Es lehrt nämlich, wenigstens in Norddeutschland, die tägliche Erfahrung, daß jetzt die Trauungen bei gemischten Ehen fast ausschließlich von protestantischen Pfarrern verrichtet werden, und daß, wenn in Folge dieses, und hinsichtlich der Kindererziehung, dem katholischen Theile bei der Beichte Schwierigkeiten gemacht werden, dieser sodann erst die Beichte ganz versäumt, nachher aber zur protestantischen Kirche gänzlich, oft nur allmählig und fast äußerlich unerkennbar, übergeht. — So untergräbt die katholische Kirche ihr eigenes Gebäude. — Wie leicht wäre es aber, daß der die Trauung vollziehende katholische Geistliche bei der Einsegnung ganz im Sinne seiner Kirche handelte; er brauchte ja nur in dem Gebete (der Einsegnung) einfließen zu lassen: daß er nach seiner geistigen Liebe die Hoffnung hege, auch der protestantische Theil werde einst zu einer Kirche »zurückkehren,« — wie jetzt die Terminologie lautet — die er, der Segnende, für die wahre halte; wogegen kein vernünftiger und toleranter Protestant etwas haben würde.

Nach dieser Ansicht von der Sache muß ich denn der Meinung seyn, daß die ganze Streitigkeit am schnellsten in der Weise zu einem gedeihlichen Ende geführt werden könne, daß zu Rom eine Einsegnungs-Formel entworfen würde, die dem Sinne und den Hoffnungen der Kirche, auch hinsichtlich der Kindererziehung, angemessen, dem katholischen Theile völlige Beruhigung gewähre, aber auch dem Zartgefühle des protestantischen nicht entgegenstehe.

Die Bekanntschaft mit einem vortrefflichen leipziger Gelehrten, dem Herrn Reinhold Klotz, Professor in der philosophischen Facultät, habe ich dem Marcus Tullius Cicero zu danken. — Wie doch so ein alter römischer Bürgermeister, fast nach zweitausend Jahren, in den Verhältnissen eines deutschen Reisenden seine Wirksamkeit ausüben kann! — Herr Klotz besorgt nämlich eine Uebersetzung der sämmtlichen übriggebliebenen Werke Cicero's, und in der guten Meinung, ich sey wohl fähig, die Nachbildung der Bücher von den Pflichten zu Stande zu bringen, hatte er mich ersucht, diese zu übernehmen. Nicht ohne Beschämung gestehe ich jedoch, daß ich bei der Lesung dieses gewiß vortrefflichen Werkes stets bedeutende Langeweile empfunden, daher ich, im Vorgefühle dessen, was ich bei einer Ueber-

setzung desselben zu erdulden haben möchte, den Auftrag höflich abgelehnt hatte. — Um Herrn Klotz meine Dankbarkeit für das bewiesene Zutrauen auszudrücken, besuchte ich ihn in seiner freundlichen Wohnung vor dem Petersthore, und fand an demselben einen eben so liebenswürdigen und anspruchlosen Mann, als durch gehaltvolle Gespräche belehrenden, ausgezeichneten Humanisten. — Er drang auf eine so schmeichelhafte Weise in mich, das Unternehmen einer vollständigen Uebersetzung des Cicero doch nicht ohne alle Beihülfe zu lassen, daß ich nicht umhin konnte, ihm die Hoffnung zu machen, eine oder die andere der Reden des großen Staatsmannes dazu zu liefern. — Was eine Uebersetzung der ciceronischen Werke schwierig macht, ist ihre übermäßige Verbosität; man sucht oft vergeblich nach deutschen Synonymen bei der Arbeit. — Wer denkt hier nicht an das »abiit, excessit, evasit, erupit?« *) Genau befreundet mit dem als Herausgeber des Corpus juris rühmlich bekannten Appellationsgerichts-Präsidenten Beck, erbot sich der Professor Klotz, mich bei diesem Gelehrten einzuführen, und wir verabredeten, Nachmittags nach seinem Landsitze zu fahren, wo er sich eben aufhielt. Leider wurde ich aber durch zufällige

*) Catil. I. 1.

Umstände abgehalten, die in doppelter Hinsicht so anziehende kleine Reise zu machen.

Am 13ten Julius habe ich mich denn in meinem ganzen Leben am schnellsten, wenigstens auf dem festen Lande, fortbewegt. — Ich fuhr nämlich auf der Eisenbahn, die künftig von Leipzig nach Dresden führen wird, nach Machern, bis wohin solche zu jener Zeit vollendet war. — Nahe an der Stadt, nicht weit von dem öffentlichen Spaziergange zwischen dem halle'schen und grimma'schen Zwinger, beginnt die Bahn unter einem sehr großen, tonnenartig gewölbten hölzernen Gebäude, ungefähr ähnlich denen, unter welchen auf den Werften die größern Schiffe gebauet werden. Hier stehen die Dampflocomotiven und gewaltigen Wägen auf mehrern neben einander hinlaufenden Bahnen, die sich bald zu wenigern und zuletzt zu zweien vereinen. Auf eine andere Weise würde man die Colosse nicht von der einen Bahn auf die andere bringen können, wenn man mit denselben abwechseln muß. — Es giebt drei Classen der Wägen, nämlich zu dem Preis von 12, 8, und 4 Gutegroschen für die Person. Die ersten sind schön gepolsterte, elegante Kutschen zu acht Sitzen, die Wägen der zweiten und dritten Classe sind offen, und haben

Raum für vierundzwanzig Personen. In der zweiten Classe giebt es aber auch sogenannte Coupé's zu acht Plätzen. — Da ich die Landessitte nicht kannte, nahm ich einen Platz im ersten Range, fand aber bald, daß ich der Einzige war, der diese Wahl getroffen. — Mit ein Paar Stößen und unter einem grausenvollen, infernalen Gebrülle der Locomotive begann die Fahrt. Ich verschloß die Fenster meines mächtigen Kutschkastens, als mir der Zug beschwerlich wurde, und merkte nun wenig von der Bewegung und nichts vom Luftzuge. Von der Maschine und den übrigen vor und hinter mir befindlichen Wagen vermochte ich nichts zu sehen. — An der rechten Seite der Bahn stehen in Distanzen von ungefähr vierzig Secunden Zeit, wie ich nach meiner Uhr genau beobachtete, Schilderhäuser für die Bahnwächter. Während nun Jedem derselben der Zug vorbeifährt, macht ein solcher Functionär mit seiner blauen und weißen Fahne Parade, wie eine Schildwache auch zu thun pflegt, wenn Aufzüge vorbeipassiren. — Die Sache hatte etwas Komisches, des äußerst ernsten und amtlichen Ansehens der guten Leute wegen. — Wir bewegten uns so schnell, daß die häufig in den Gräben der Bahn stehenden weißen und gelben Blumen sich als weiße und gelbe Streifen darstellten, wie ein Ball, den man an einen Faden kreisen läßt. Die in einer größern

Entfernung befindlichen Gegenstände stellen sich aber völlig deutlich dar, so daß durch diese schnelle Art zu reisen dem Beobachter in Beziehung auf die Gegend wenig verloren gehen wird. — In dreißig Minuten hatten wir den Weg von drei deutschen Meilen zurückgelegt, und waren in Machern. — Ein Conducteur in eleganter Uniform öffnete auf das höflichste die Thür meines einsamen vornehmen Kutschkastens. — Wir blieben zu Machern, oder vielmehr am Ende der Bahn etwas weiter, eine halbe Stunde, ich nahm dann einen Platz landesüblich in einem der Wägen des dritten Ranges, in welchem sich ungefähr siebenzig bis achtzig Personen, Männer und Damen zwischen einander durch sitzend, wie in einem Parterre, befinden mochten. Ich kam zwischen einem Engländer und einer Polinn zu sitzen. Fast Jeder hatte sich rückwärts gesetzt, weil der durch die Bewegung verursachte starke Luftzug sehr unangenehm war. Auch grand- und staubartige Substanzen, ich glaube aus der Rauchröhre der Locomotive, waren den Augen eben so beschwerlich, als das unerträgliche Gerassel der Räder und Schienen den Ohren, so daß es mir doch nicht im Geringsten zweifelhaft blieb, ein Platz im ersten Range sey einem im dritten, wenigstens für eine längere Reise, bedeutend vorzuziehen. —

Nach der Fahrt von einer halben Stunde waren wir in Leipzig zurück.

Auf eisernen Schienen mit dazu passenden eisernen Rädern zu fahren, war in den Bergwerken unseres Harzes, und gewiß auch in andern, seit vielen Jahren in Anwendung, und ich selbst habe vor länger als dreißig Jahren in den Stollen bei der Bergstadt Wildemann auf diese Weise unterirdische Fahrten gemacht. Die Locomotive des Wagens war und ist hier allein die anziehende Kraft der Erde. — Diese Erfindung ist also nichts Neues, und gehört unstreitig den alten deutschen Bergleuten an. Es lag aber sehr nahe, solche auf größere Strecken auch auf der Oberfläche der Erde anzuwenden, und, so viel mir bekannt, ist dieses zuerst in England bei den Kohlengruben geschehen. — Alles dieses verhält sich aber zu der jetzigen Ausbildung der Eisenbahnen, mit der Anwendung des Wasserdampfes zur bewegenden Kraft, ungefähr wie der Druck mit Holzplatten, nach Art der Chinesen, zu dem Drucke mit Stereotypen auf Schnellpressen, und man kann nur erstaunen über das, was dem menschlichen Geiste gelingen konnte. Es läßt sich voraussehen, daß in vielleicht schon zehn Jahren, namentlich in unserem großen Vaterlande Deutschland, durch die Anwendung der Eisenbahnen im Handel, und im Allgemeinen im Verkehre, unermeßliche

und gar nicht zu berechnende Fortschritte bewirkt seyn werden.

Dagegen läßt sich nicht verkennen, daß man schon jetzt hin und wieder Eisenbahnen anlegt, deren traurige Ruinen in wenigen Jahren gewiß beweisen werden, wie groß entweder der Mangel an Sachkenntniß, oder, was noch weit schlimmer, der Eigennutz derjenigen war, die zu den Anlagen den Impuls gaben, und sie durch Vereine von Actionären oder auf Kosten des Staates ausführten. Nur wenige der jetzt in Europa vorhandenen Eisenbahnen bringen mehr auf, als einen mäßigen Zinsertrag des aufgewendeten Capitals; bei den meisten ist dieses aber nicht der Fall. Die Kosten der Anlagen sind so enorm, die Besoldungen der Beamten und Wärter, die Unterhaltung der Bahnen, der Gebäude, der Locomotiven und Wägen, und besonders der Aufwand für die Feuerung, zehren so große Summen auf, daß nur unter ganz eigenthümlich günstigen Verhältnissen die Herstellung von Eisenbahnen räthlich erscheinen. Diese Verhältnisse finden sich allein in Oertlichkeiten, wo auf einen ausgezeichneten Handelsverkehr und bedeutenden Personen-Transport zu rechnen ist. Wo vorzüglich dieser letzte fehlt, wo allein Waaren oder Materialien fortgeschafft werden sollen, da fehlt auch die Seele des kostbaren Instituts.

Uebrigens verweise ich meine Leser, welche die jetzige Beschaffenheit und die Verhältnisse der Eisenbahnen in Frankreich, Belgien und England genauer kennen lernen wollen, auf das ganz vor Kurzem erschienene Werkchen des Oberingenieurs Negrelli zu Zürich: »Ausflug nach Frankreich, England und Belgien, zur Beobachtung der dortigen Eisenbahnen« *).

Eine Art Wahrzeichen Leipzigs ist Auerbachs Keller, besonders seitdem er durch Goethe's »Faust« europäischen Ruf bekommen hat. Ich glaubte demnach ihn nicht unbesucht lassen zu dürfen. Wer Reliquien liebt, kann hier mehrere, welche auf die famose Scene Bezug haben, anschauen. Während mein Lohnbedienter die ihm zum Besten gegebene Flasche Wein zu sich nahm, besah ich das allerdings ganz unheimlich erscheinende Local, betrachtete die Oeffnung, wo Satanas hinausgefahren, und verewigte mich in dem Album des Ortes, zum authentischen Beweise, daß auch ich hier gewesen.

*) Frauenfeld, bei Beyel. 1838.

III.

Reise von Leipzig über Hof, Bayreuth, Amberg, Regensburg und Linz nach Wien. — Ankunft und erste Einrichtung zu Wien.

Sonntags den 15ten Juli, Nachmittags um 4 Uhr, verließ ich mit der Schnellpost das schöne Leipzig, um auf dem kürzesten Wege — über Altenburg, Zwickau, Plauen, Hof, Baireuth und Amberg — nach Regensburg, welches von Leipzig 41 Meilen entfernt ist, zu gelangen. — Der Hauptwagen, in welchem ich mir, nach meiner Reise-Vorsicht, den ersten Platz zu verschaffen gewußt hatte, war von neun oder zehn Nebenwagen begleitet, — Alles eilte zu den bömischen Bädern — so daß Post- und Gasthäuser bei der Ankunft der Caravane gleichsam mit Sturm eingenommen wurden. In meinem Wagen waren die Notabilitäten und Hauptinterlocutoren, der berühmte Zahnarzt Doctor Gutmann aus Leipzig, der Pastor N***, aus dem ziemlich einsam, nicht fern vom Harzgebirge liegenden Dorfe X*** und ein Oberförster, sein Freund, aus derselben Gegend, beide (der letzte mit seiner Gemahlinn) auf der Reise nach Carlsbad begriffen. — Obgleich ich, schon im Thore von Leipzig, von dem Herrn Forstbeamten nach meinem

»werthesten Namen« befragt, etwas empfindlich nach so kurzer Bekanntschaft diesen decliniren zu sollen, kurz geantwortet hatte, daß ich »incognito« reise, so verschwand doch die durch diese Antwort erregte kleine Verstimmung sehr bald, wir wurden, auf gut deutsche Weise, die besten Freunde, ich überreichte dem neugierigen Herrn Weidmann meine Visitenkarte, und machte so mein kleines Unrecht (wenn ein solches vorhanden war) auf das Beste wieder gut. In der That waren aber auch beide Männer recht würdige und echt deutsche Charactere, so wie sie Voß in seiner Luise, oder wohl noch besser Iffland in einem bürgerlichen Schauspiele, ganz vortrefflich hätte gebrauchen können. Der Herr Pastor ging nach Carlsbad, weil seine zunehmende Corpulenz beunruhigend wurde, der Herr Forstmann aus mir unbekannter Ursache. — Bald fehlte es in einer Gesellschaft, in welcher alle Facultäten repräsentirt wurden, denn ich darf mich rühmen, neben der juristischen auch die philosophische Doctorwürde (obwohl unwürdig, wie Se. Heiligkeit der Papst bescheiden zu sagen pflegt) zu besitzen, wie denn auch die Forstmänner, als Kammeralisten, eben so gut als die Postofficianten, der philosophischen Facultät billig zugezählet werden, — bald fehlte es denn auch nicht an Mittheilungen der mannichfaltigsten Art. Der Herr Pfarrer erzählte, wie

er einen mit Recht berühmten hohen Geistlichen der evangelischen Kirche bei einer Inspectionsreise desselben, mit angemessenen Feierlichkeiten, nicht ohne Ehrenpforte von Tannen- und Maienzweigen, festlich geschmückte kleine Mädchen (denn bei ähnlichen Gelegenheiten dürfen diese niemals fehlen), Blumenkränze und Gedichte, ehrerbietig empfangen; wie Se. Hochwürden lieb- und huldreich, ja gerührt und rührend, dieses Alles aufgenommen, und wie zart die unschuldige kleine Ueberreicherinn des Kranzes und Gedichtes mit einem väterlichen Kusse, in Ermangelung eines andern passenden Geschenkes, belohnt sey, worüber wir uns Alle recht herzlich freuten; der Herr Doctor Medicinä, ein entschiedener Homöopath, und als vertrautester Freund meines ehemahligen Reisegefährten von Mailand nach Bormio, des gelehrten und geistreichen Doctors Atomyr aus Ungarn, eines ebenmäßig großen Verehrers des Hahnemannischen Evangeliums, mir doppelt interessant, vertheidigte dieses gegen meine unstreitig grundlosen Zweifel, und belegte seine Thesen mit gemachten, völlig entscheidenden Erfahrungen, gegen welche etwas einzuwenden, von meiner laicalen Seite höchst anmaaßend gewesen wäre. — Unter recht freundlichen Unterredungen der Art, wobei es denn an allerhand Bemerkungen über das alterthümlich-mahlerische Costüme der uns begegnenden altenburger Bäuerin-

nen *) (worauf ein die hiesigen Localitäten genauer kennender Commis-Voyageur aufmerksam machte) keineswegs fehlte, gelangten wir in der Abenddämmerung nach Altenburg. Schnell wurde das für uns schon bereit gehaltene Abendessen eingenommen; von der interessanten Stadt von zwölftausend Einwohnern, die jetzt noch obenein eine der vielen kleinen deutschen Residenzstädte ist, bekamen wir jedoch leider, außer ein paar Straßen, nichts zu sehen, und kaum konnte ich Zeit gewinnen, dem Gerichtsdirector Doctor Demme, Herausgeber der »Annalen der deutschen und auswärtigen Criminalrechtspflege,« mit welchem in freundschaftlichen Briefwechsel, in Bezug auf dieses Unterneh-

*) S. Hempel's neue Bearbeitung der dritten Auflage des Kronbiegel'schen Werkes: »Sitten, Tracht, Lebensweise. häusliche und landwirthschaftliche Einrichtungen der altenburgischen Bauernschaft u. s. w. Altenburg, 1839.« — In neuern Zeiten hat man behaupten wollen, die ein bis zwei Meilen um Altenburg wohnenden Bauern seyen nicht ursprünglich Sorben-Wenden, sondern Germanen. Gewiß mit Unrecht. Schon die Namen der Ortschaften in jener Gegend deuten auf wendischen Ursprung. — Was die Sprache anbetrifft, so ist solche den Wenden im Lauenburgischen und in Mecklenburg auch allmählig entrissen; indem z. B. im erstgedachten Lande sogar verboten wurde, wendisch zu reden.

men, zu stehen ich mich rühme, zum Zeichen, daß ich hier seiner gedachte, eine Karte zu senden. — Mit Courier-Eile rollten wir nach einem halbstündigen Aufenthalt dahin, der Einbruch der Finsterniß machte bald die Interlocutoren verstummen, und schon war es mehr als eine Stunde nach Mitternacht, als wir in Zwickau halb träumend eintrafen. — Hier vereinigt sich die Straße von Dresden nach Nürnberg mit der von Leipzig dahin, eine Menge von Reisenden kam hinzu, ebenso viele gingen ab, unter denen auch unsere theologische und medicinische Facultät, und ein Aufenthalt von einer Stunde wurde dadurch herbeigeführt. — Als ich nun, vor dem Posthause stehend, mich an der Pracht des gestirnten Himmels ergötzte, und einen wißbegierigen jungen Mann, einen der Mitreisenden, die Art und Weise lehrte, wie man leicht den Polarstern zu finden im Stande sey, gesellte sich ein Fremder zu uns, der durch einige geistreiche Worte bald zu erkennen gab, daß ihm eine hohe wissenschaftliche Bildung zu Theil geworden. — Die Nacht war kalt, die Glocke des nahen Kirchthurmes schlug schon zwei, und wir begaben uns ins Zimmer. — Kaum waren wir hier in die Nähe einer brennenden Lampe getreten, der einzigen, die das den Reisenden gewidmete Local dürftig genug erhellte, so nannte mich der eben erwähnte Fremde bei meinem Namen. Ein

Paar früher über den Palazzo Pitti von mir mit einem Mitreisenden gewechselte, von ihm vernommene Worte, in denen er meine über diesen Palast dargelegte Ansicht zu erkennen geglaubt, und mein Bildniß, welches er bei meinem Freunde, dem Criminal-Director Hitzig zu Berlin, vor wenigen Tagen gesehen, gaben ihm die Ueberzeugung, daß er sich nicht irre. — Nun nannte er mir auch seinen Namen. Er war der k. würtembergische geheime Legationsrath Kölle aus Stuttgart, der geistreiche Verfasser von »Rom im Jahre 1833,« »Paris im Jahre 1836« und der »Betrachtungen über Diplomatie« (1838), welche Werke sämmtlich bei Cotta in Tübingen erschienen sind. Ich hatte solche in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung, sie nach ihrem großen Werthe auszeichnend, beurtheilt, und da ich aus meinem Namen als Recensent kein Geheimniß zu machen pflege, sondern mich einer Chiffer bediene, die deutlich genug ihn ausspricht *), so hatte mich auch Kölle bald erkannt und mich darauf mit einer freundlichen Zuschrift beehrt. — Wir waren also literarische alte Bekannte, und freuten uns Beide nicht wenig, jetzt auch uns persönlich kennen zu lernen. — Der geheime Legationsrath Kölle war eine lange Reihe von Jahren

*) F. K. v. Str.

diplomatischer Geschäftsträger des würtembergischen Hofes zu Rom und zu Paris gewesen, daher seine so genaue Bekanntschaft mit beiden Städten, und die Möglichkeit, sie auf eine so meisterhafte Weise zu schildern.— Jetzt, nach seinen Wünschen, dem Privatstande zurückgegeben, kehrte er von einer Reise nach Wien und Berlin nach Stuttgart, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, zurück. Von Zwickau an wurden wir Reisegefährten bis Baireuth; ein Umstand, der mir den Weg dahin auf das schönste erheiterte, so daß ich den Tag unseres Zusammenlebens, der zu einem Freundschaftsbunde unter uns Veranlassung wurde, zu den glücklichern meines Lebens rechnen möchte. — Zu Wien hatte Kölle meinen lieben Freund und Reisegefährten durch Italien, den Grafen Veterani-Mallentheim, kennen gelernt, ich erfuhr von ihm, daß mich dieser erwarte; zu Berlin und Dresden stand er in Verbindung mit mehreren meiner dortigen Bekannten, so daß wir also reichhaltigen Stoff zu Mittheilungen hatten. Kölle, den die große Welt in ihren höhern Kreisen ausgebildet, und der dabei einen seltenen Fonds von den mannichfaltigsten Kenntnissen besitzt, ist ein Gesellschafter von ausgezeichneter Liebenswürdigkeit. Durchaus heiter, ein ganz vortrefflicher Erzähler, hört man ihm eben so gern zu, als er gern spricht. So kam es auch, daß die Damen in unserm

Reisewagen, denn auch an solchen, und zwar so ziemlich noch aus dem Blüthenalter des Lebens, fehlte es uns keinesweges, die Aufmerksamkeit selbst waren, wenn Kölle sprach, und daß man wohl merken konnte, es seyen ihm geistige Eroberungen nicht schwer *).

Am Vormittage des 16ten Julius gelangten wir über die königlich sächsischen Städte Reichenbach und Plauen nach Hof, der ersten baierischen Stadt, wo wir zu Mittag aßen. Nachdem dieser Ort bereits neun

---

*) Unter den anonymen Schriften Kölle's ist eine der genialesten, welche den Titel führt: »Betrachtungen über das Gebet des Herrn« (Stuttgart, bei Cotta. 1836). Diese sind, wenn auch auch einige theologischer Natur unterlaufen, politischer und überhaupt staatswissenschaftlicher Beschaffenheit, und zeigen eben so sehr von großem politischen Scharfsinne als echter Freisinnigkeit. — Die »Betrachtungen« folgen der Reihe der sieben Bitten, mit denen jedoch der Zusammenhang hin und wieder ziemlich schwach ist. — Hier ein einziger Satz, als Probe des Ganzen. »Wir können so»gleich an der allgemeinen freudigen Theilnahme eines ganzen »Volkes errathen, wenn eine Regierung den naturgemäßen »Weg eingeschlagen hat, es sey nun im Sinne des Erhaltens »oder in dem des Vorschreitens. Es weht alsdann durch das »Ganze ein Gefühl, welches wir nur mit dem der ersten »glücklichen Liebe im Leben des Einzelnen vergleichen können, »und es ist alsdann sehr wahr, was man zu sagen pflegt, daß »des Volkes Stimme Gottes Stimme sey.« — Mit diesem schönen Ausspruche kann gewiß sowohl Oesterreich als Preußen zufrieden seyn.

bedeutende Feuersbrünste überstanden, ging er am 4ten September 1823 zum zehnten Mahle in Flammen auf. Er ist aber aus der Asche, gleich einem Phönix, verjüngt emporgewachsen. Seine regelmäßige Hauptstraße, die Ludwigsstraße, und der Markt nehmen sich mit ihren weißen heiteren Häusern vorzüglich gut von dem Punkte aus, wo man, von Plauen kommend, die letzte Höhe des Weges erreicht hat, und wo sodann die Kunststraße gerade in die schöne Stadt hinunter führt. — Die Kirche und das Rathhaus mit seinem Thurme würden selbst in Berlin für beachtenswerthe Gebäude gehalten werden. — In Hof treffen die baierischen, sächsischen, österreichischen und preußischen Eilwagen von Nürnberg, Dresden, Leipzig, Eger und Halle zusammen; so wurde denn auch unsere Reisegesellschaft fast gänzlich verändert, und wir behielten nur zwei Beiwagen. Die große Masse unserer bisherigen Mitreisenden eilte in die böhmischen Bäder. — Die Gegend von Hof ist bekanntlich für Geognosten und Mineralogen ein höchst interessantes Feld der Forschungen, und eben so ergiebig für den Landschaftmahler, als anziehend für jeden Freund schöner Gegenden. Mit Courier-Eile fortgeschafft, dabei angezogen durch die heitersten Gespräche mit den Reisegenossen, konnte ich jedoch nur sehr mangelhaft beobachten, und vermag daher nur wenig von

dem Wege, welchen ich am 16ten Julius zurücklegte, zu berichten; auch möchte derselbe für Jemand, dem mahlerische Gegenden nicht fremd sind, gerade nichts besonders Ausgezeichnetes darbieten. Anmuthige waldgeschmückte Hügelketten begleiteten uns; es war mir, als reis'te ich zwischen der Asse und dem Elme in meinem Vaterlande Braunschweig. Als wir aber dem Fichtelgebirge, das uns zur Linken lag, uns näherten, bekam die Gegend Aehnlichkeit mit den nächsten Umgebungen unseres Harzes; der Weg hob und senkte sich stärker, der Hemmschuh mußte oft angelegt werden und die Aussichten in die Thäler der Ausläufer des Fichtelgebirges wurden köstlich. Doch das Beste von Allen blieb unsere Gesellschaft, in der es wiederum an jungen Damen, die mit ihren Müttern entweder zu den Bädern eilten, oder diese verließen, nicht fehlte. — Wir scherzten und schwatzten, als hätten wir uns seit Jahren gekannt, und kamen so, ehe wir es vermutheten, ja ehe wir es wünschten, nach Baireuth, wo wir gegen Abend eintrafen. — Jetzt war ich schon vier und zwanzig Meilen von Leipzig, noch nicht viel über eben so so viele Stunden unterweges, und was Alles hatte ich in der kurzen Zeit gehört und gesehen! — Die Wahrheit zu bekennen, zu viel, um bleibende Eindrücke empfangen zu haben. Außer den genannten Mitreisenden

ist mir die Persönlichkeit der übrigen wie verwischt aus dem Gedächtniß, nur im Allgemeinen erinnere ich mich, daß es zum guten Theil frohe junge Männer und heitere Damen waren; Niemand von ihnen würde ich wieder erkennen. Eine von den Letzten jedoch ausgenommen, denn sie zeichnete sich vor allen andern aus, und eben diese war es, welche mir als Reisegefährtinn, wie ich berichten werde, von Baireuth nach Regensburg zu Theil ward.

Sowohl der geheime Legationsrath Kölle als ich hatten das nächtliche Reisen mit dem Eilwagen fürs Erste satt, so entschlossen wir uns denn, die Nacht über zu Baireuth der Ruhe zu pflegen, und die Reise am andern Tage, er über Nürnberg, ich über Amberg, mit Lohnkutschern (hier zu Lande »Hauderer« genannt) fortzusetzen. — Dieser Entschluß wurde bereits auf dem Wege nach Baireuth gefaßt. — Als nun die von mir oben erwähnte Dame, die durch einige geistreiche Bemerkungen, mehr aber noch durch ihr ganzes frommes und sanftes Wesen unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, diesen Entschluß vernahm, äußerte sie den Wunsch, daß wir auch ferner bis Regensburg Reisegefährten bleiben möchten. Sie kam aus einem der benachbarten

Bäder, wo sie ihre zarte Gesundheit zu kräftigen gesucht, der Brunnenarzt hatte ihr besonders anempfohlen, jede nächtliche Reise zu vermeiden, ganz allein zu reisen mochte ihr langweilig und unangemessen erscheinen. — An einen jungen Kaufmann zu C*** verheirathet, der durch Geschäfte abgehalten war, sie zu begleiten, beabsichtigte sie jetzt, ihre Aeltern zu Regensburg zu besuchen. — Was hätte mir angenehmer seyn können, als zwei Tage lang in Gesellschaft einer geistreichen Frau, wie Madame Catharine H*** sich schon bei der ersten Bekanntschaft darstellte, zu reisen? — Mit Vergnügen willigte ich ein, und Kölle konnte sich nicht enthalten, vielleicht nicht ganz ohne einigen Neid, auszurufen: »fortuna viatorum!« — Ich glaube aber auch dem Vertrauen der Dame gegen einen Unbekannten (meine Lebensdarstellungen hatte sie jedoch gelesen) entsprochen zu haben. Mit recht väterlicher Sorgfalt war ich bemüht, ihr die Fortsetzung der Reise so angenehm und auch unterrichtend als möglich zu machen; ihr suchte ich zu Baireuth und zu Amberg die besten Zimmer aus, machte sie auf alles Beachtenswerthe aufmerksam, und behandelte sie auf eben die Weise, als wäre sie meine Tochter gewesen, wofür gehalten zu werden ihr denn auch nicht unangenehm zu seyn schien. Je mehr ich sie aber auch kennen lernte, um so mehr er=

kannte ich auch ihren moralischen Werth und ihren vortrefflichen Verstand. Ihre Bemerkungen über Menschen und menschliche Verhältnisse waren so richtig und dabei so milde, durch ihr ganzes Wesen offenbarte sich so sehr ein tugendhafter und doch heiterer Sinn, daß ich ihren »Ferdinand,« unter diesen Namen erwähnte sie oft ihres Mannes mit der zärtlichsten Anhänglichkeit, durch den Besitz einer solchen Frau glücklich schätzen mußte.

Wir hatten unser Quartier in »der Sonne« genommen, wo wir es völlig gut hatten. Der Abend ging mir recht gemüthlich unter den heitersten Unterhaltungen mit dem geh. Legationsrath Kölle hin, während Madame H***, der Ruhe bedürftig, sich sofort nach der Ankunft auf ihr Zimmer zurückgezogen. Bald hatte ich einen Lohnkutscher (für achtzehn Gulden bis Regensburg) gefunden, und so war die gemeinschaftliche Reiseangelegenheit für den morgenden Tag geordnet.

Das Erste, was ich an diesem (18ten Juli) vornahm, war, daß ich, unter der Leitung eines Lohnbedienten, meine Dame durch die Stadt Baireuth führte. Auch sie war niemahls hier gewesen, und so hielten wir es für angemessen, wenigstens ein Paar Stunden den verbleichenden Herrlichkeiten der ehemahligen Residenzstadt der Markgrafen von Brandenburg zu widmen. — Allenthalben treten dem Beobachter Erinnerungen an die-

sen erloschenen Regentenstamm entgegen. Prächtige Schlösser, jetzt öde, weitläufige, nur nothdürftig unterhaltene Gärten im ernsten alt-französischen Geschmacke, mit düstern Baumgängen, Plätze mit Statuen und Springbrunnen: Alles deutete auf verschwundene Herrlichkeit, und erregte Empfindungen, wie sie zu Erlangen, Manheim, Carlsruhe, Würzburg, Bamberg, Salzburg u. s. w. sich des Reisenden bemächtigen. Wir sahen ein Ulanen-Escadron in oder bei einem der weitläufigen Schloßgärten seine Uebungen anstellen. Nur militärisches Leben war übrig geblieben. — Abgesehen von dem, verlassenen Residenzen eigenthümlichen Anblicke, ist jedoch Baireuth eine freundliche Stadt, in welcher ein privatisirender Gelehrter wohl froh und nützlich die Lebenszeit vollbringen könnte, wie es ihm auch gewiß an gebildeten Männern zum heitern und belehrenden Umgange unter den hier wohnenden Staatsbeamten nicht fehlen würde. Die Stadt hat jetzt noch 14000 Einwohner, und mehrere nicht unbedeutende Fabriken; besonders liefert die hiesige Strafanstalt sehr gute Marmorarbeiten, wozu das nahe Fichtelgebirge das Material hergiebt.

Von unserm trefflichen Reisegefährten Kölle beim Abschiede bis an den Wagen begleitet, verließen wir Baireuth ungefähr um neun Uhr.

Der Weg von hier nach Amberg führt durch eine

gebirgige Gegend, Fortsetzungen des Fichtelgebirges nach Süden zu, die mich oft an den Unterharz zwischen Blankenburg und Hasselfelde erinnerte, nur daß die bayerischen Wege viel besser als die in der genannten Gegend sind. Wir speis'ten zu Mittag in Kirchenthumbach, und kamen zeitig genug zu Amberg an, wo wir im »wilden Manne« abstiegen. Wie sich gebührt, hatte ich zuerst für meine Dame gesorgt, sie bekam ein schönes und stilles Zimmer nach der Straßenseite, ich aber ein, freilich mit gar nicht übeln Wandmahlereien ausgezeichnetes, nach dem Hofe zu, auf welchem der Lärm von ankommenden und abgehenden Fuhrleuten und Reisenden während der ganzen Nacht nicht aufhörte, so daß der Schlaf nicht einen Augenblick mich erquicken konnte. — Wohlmeinend warne ich jeden Reisenden vor dem mit Gemählden von Ruinen der Umgegend von Rom ausgezierten Hofzimmer des »wilden Mannes« zu Amberg. Ich durchwachte dort eine wahrhaft schauderhafte Nacht.

Es mochte sechs Uhr Morgens (18ten Juli) seyn, als ich schon mit meiner Dame die Besichtigung von Amberg begann. — Wer sich durch die Anschauung alterthümlicher Bauwerke so recht in das städtische und ritterthümliche Mittelalter zurück versetzen will, reise hier her. Ich wenigstens erinnere mich nicht, das architecto-

nische Mittelalter — wenn der Ausdruck erlaubt ist — besser erhalten gesehen zu haben als zu Amberg. Selbst die alte Kaiserstadt Goslar am Harze ist nichts dagegen. — Thürme, Thore, Stadtmauern, Gräben, Alles befindet sich noch in vollkommenem, wenigstens in mahlerisch-vollkommenem Zustande. Ein altes gewaltiges Schloß, fünf große Kirchen, von denen die von St. Martin, mit einem 310 Fuß hohen Thurme pranget: Alles führet uns in das Mittelalter zurück. So war es denn auch nicht unangemessen, daß wir, schon im katholischen Süden von Deutschland angelangt, in der letztgedachten Kirche einer Frühmesse (obwohl auch meine Reisegefährtinn der protestantischen Kirche angehörte) beiwohnten. — Amberg, einst die Hauptstadt der Oberpfalz, und jetzt der Sitz eines Appellationsgerichtes, zählt über 7000 Einwohner und enthält vielerlei Fabriken, wie denn überhaupt der Ort sich in gutem Nahrungszustande befindet.

Wir verließen mit unserm »Hauderer« Amberg gegen neun Uhr. Mahlerische Aussichten auf waldige Hügelreihen erheiterten unsere ganze Reise, auf welcher wir zuerst zu Schwandorf, einem in wahrhaft romantischer Gegend gelegenem Städtchen, anhielten. Im Gasthofe ward heute die Verlobung der ältesten Tochter gefeiert, und daher diese, ihre Aeltern und Geschwister

im festlichsten nationalen Schmucke. In diesem nahm sich nun ganz vorzüglich die jüngere Schwester der Braut aus, ein allerliebstes Mädchen von ungefähr siebenzehn Jahren. Dieser mochte denn die häusliche Festlichkeit den Wunsch, auch ihrerseits bald die Veranlassung zu einer gleichen zu geben, hervorrufen. — »Mein Herr,« sagte sie mir beim Abschiede, »in Regensburg logiren Sie gewiß in dem prächtigen Gasthofe zum goldenen Kreutz, es ist der schönste in der Stadt; da bitte ich denn, daß Sie die Gefälligkeit haben, meinen Vetter Franz, der mein »Gelippter« (Geliebter) ist, von seiner Eusebia zu grüßen. Er ist zweiter Kellner, und wird Sie für diesen Gruß recht sorgsam bedienen.« — »Mein schönes Kind,« gab ich freundlich zur Antwort, »ich verspreche, daß ich den Gruß bestellen werde; hier gebe ich Dir darauf die Hand.« — Ich habe, wie ich hier zum Voraus bemerken will, mein Versprechen auch redlich gehalten, worüber der geliebte Franz, züchtig erröthend, nicht wenig erfreuet schien. Auch kann ich ihm rühmend nachsagen, daß er die Ausrichtung des Grußes durch eine recht sorgfältige Aufwartung zu belohnen suchte — Ich erzähle die kleine Anecdote, da sie mir ein Beweis der in diesen Gegenden auf dem Lande noch herrschenden Unschuld und Treuherzigkeit zu seyn scheint. Wünschen will ich aber, daß der nette Bursche Franz ein-

mahl unter recht angemessenen Verhältnissen der schönen und zärtlichen Eusebia zu Theil werden möge. — Unser zweiter Anhaltsort war Regenstauf, dessen Lage am Regen, der hier wohl so breit ist, als der Main bei Bamberg, und über welchen eine hölzerne Brücke führt, wahrhaft entzückend ist. Ganz nahe an dem Städtchen erhebt sich ein hoher spitzer, mit den Ruinen der Burg Stauf gekrönter Berg, der weit hin der Landschaft zu eigenthümlicher Zierde dient. — Eine für den ersten Anblick auffallende Erscheinung ist es, daß der Regen, von dem Böhmerwaldgebirge herabströmend, von Osten nach Westen durch die Regenstaufer Brücke fließt, gerade dem Laufe der Donau entgegen, mit welcher er sich bei Regensburg vereinigt. — Zu Regenstauf ist man gar nicht fern von dem südöstlich liegenden Donaustauf und dem berühmten Walhalla-Tempel, von welchem ich späterhin erzählen werde.

Zwischen Regenstauf und Regensburg war man allenthalben mit der Rockenerndte beschäftigt, also doch wohl fast vierzehn Tage früher, als es in diesem Jahre bei uns in Niedersachsen der Fall war, und doch liegt diese Gegend über tausend Fuß über dem Meere. — Noch war die Sonne nicht untergegangen, als wir durch die am nördlichen Ufer der Donau liegende schöne und große Vorstadt Regenburgs Stadt am Hof fuhren,

und gleich waren wir auf der mächtigen uralten Brücke, welche Stadt und Vorstadt mit einander seit so vielen Jahrhunderten verbinden. — Welch ein stolzer, herrlicher Strom ist die Donau! — Und wenn ich ihn überschreite, ist mir stets, als müsse nun gleich folgen, daß die Alpen auch überschritten und von Neuem das schöne Land Italien betreten würde. — Wie der Rhein im Westen von Germanien, war aber die Donau in seinem Süden Roms Grenzstrom, wenn gleich er von Zeit zu Zeit, nicht ungestraft, überschritten wurde. In einem sehr ernsten Sinne herrschet aber, wenigstens in dieser Gegend, die ewige Roma noch bis zum alten Ister, und nur Vorposten befinden sich auf seiner nördlichen Seite. — Vor dem prächtigen Gasthofe zum »goldenen Kreutze,« wo mich der erwähnte »Geliebte Franz« mit empfangen half, nahm ich dankbar mit den wärmsten Wünschen eines langen und glücklichen Lebens, von meiner Dame Abschied, und begab mich auf mein schönes Zimmer, eins von denen, die in wenigen Tagen die Kaiserinn von Rußland beziehen sollte, und welches ganz vor Kurzem Leopold von Buch verlassen, der sich acht Tage zu Regensburg aufgehalten hatte. — Wohin er »gegangen,« wußte Niemand; doch vermuthete mein Wirth über die Alpen nach Italien. — Ich konnte nur bedauern, den be-

rühmten Wanderer, der mich mit seinem Wohlwollen beehrt, nicht noch getroffen zu haben. Erst vor zwei Jahren hatte ich mit ihm einige frohe Tage zu Magdeburg, nach zufälligem Zusammentreffen, verlebt.

Nur einen einzigen Tag konnte ich für dieses Mahl, denn ich gedenke zurückzukehren, in Regensburg verweilen, viel zu kurze Zeit für eine Stadt, welche des Merkwürdigen so Manches darbietet; aber schon am nächsten Tage ging das Dampfschiff von hier nach Linz ab, eine Gelegenheit, die schönsten Ufergegenden der Donau auf die angenehmste Weise kennen zu lernen, die ich nicht versäumen durfte. Doch habe ich, was mir an Zeit fehlte, durch recht fleißige Benutzung der mir vergönnten zu ersetzen gesucht.

Mein erster Weg ging, wie immer, zu den Kirchen, und unter diesen wiederum vor allen andern zu dem Dome, einem prächtigen gothischen Gebäude, welches zwar schon im Jahre 1263 zu bauen angefangen, dessen gegenwärtige Gestaltung sich jedoch aus dem funfzehnten Jahrhundert herschreibt. Er wird dem Dome zu Halberstadt ungefähr an Größe gleich seyn, seine Thürme, beide bis zu gleicher Höhe gebracht, sind aber noch nicht zur Hälfte vollendet und mit einfachen Nothdächern

bedeckt. Sonderbar genug hat jeder der Thürme auf seiner Vorderseite eine verschiedenartige architectonische Einrichtung, welches ich nie beobachtet, wiewohl die Verzierungen der Giebel und Fenster an gothischen Gebäuden von einander abweichend zu seyn pflegen. Der Dom mag sich in einem sehr beklagenswerthen baulichen Zustande befunden haben; der König Ludwig hat ihn auf das Angemessenste, ganz seinem Baustyle gemäß, herstellen lassen, und noch jetzt ist man eifrig mit dieser Arbeit beschäftigt. Auch die herrlichen Glasmahlereien des Doms sind ergänzt und selbst mit neuen vermehrt, welche beweisen, daß die alte schöne Kunst in Bayern wiederum mit Glück betrieben wird. Wenn auch noch nicht völlig in den Farben erreicht, ist sie doch in der Zeichnung unstreitig schon weit übertroffen. Das Einschmelzen der Farben geschieht in der k. Porzellan-Fabrik zu München. — Zu den vorzüglichern Monumenten (von denen der Dom eine bedeutende Anzahl besitzt) gehört das prächtige Denkmahl des bayerischen Prinzen, Cardinals und Bischofs Philipp Wilhelm, aus Bronce und Marmor, in der Mitte der Kirche. Das dem Kurerzkanzler und Primas Karl von Dalberg von seinem Neffen, dem Herzog von Dalberg, errichtete, in Venedig von Luigi Zendemeneghi von weißem Marmor verfertigte Denkmahl

paßt in seinem antik-modernen Style keinesweges zu dem der Kirche. — Auch Karl von Dalberg beehrte mich während der Zeit der französischen Uebermacht in Deutschland mit seinem Briefwechsel über Gegenstände der Gesetzgebung. — Nie hat ein Mensch gelebt, der mit einer größern Liebe zum deutschen Vaterlande erfüllt war, als Er. — Gewiß hat er politisch gefehlt: aber wie viele Fürsten, welche (oder deren Nachkommen) noch jetzt Nutzen von ihren Verhalten ziehen, fehlten auf ganz gleiche Weise, und wurden nicht auf gleiche Art entschuldigt! — Als Sonderbarkeit verdient noch bemerkt zu werden, daß sich innerhalb des Doms bei der vordern südlichen Thür ein tiefer Ziehbrunnen befindet; so daß das Weihwasser hier immer sehr lauter zu erhalten steht. — Der Character, welchen die Kirche in ihrem Ganzen darbietet, ist ein durchaus ernster, und gewiß ist sie für eine der schönsten, wenn auch nicht größesten, Kathedralen Deutschlands zu achten, die es wohl werth wäre, daß ihre Thürme eine der Form des Ganzen angemessene Vollendung empfingen. — Einen Wunsch dieser Art, der in den meisten Gegenden Deutschlands fast lächerlich erscheinen möchte, darf man in Bayern unter der Regierung des Königs Ludwig ohne Bedenken aussprechen. — In historischer Hinsicht fast noch merkwürdiger als der Dom sind die Kirchen der

ehemahligen Reichsstifter Ober- und Niedermünster und besonders von St. Emmeran. Die vielen Grabmähler durch die Geschichte Deutschlands ausgezeichneter Personen setzen den Betrachter so recht in die Zeiten des Mittelalters zurück. Wie die alten Kaiser mit ihren Familien hier oftmahls haus'ten, so fanden sie auch hier ihre Ruhestätten.

Ich habe nicht versäumt, dem hiesigen Bischof Franz Xaver Schwäbl meinen Besuch abzustatten; denn obwohl, nach meinen Grundsätzen, ein entschiedener Protestant, gehe ich gern mit katholischen Geistlichen um, eben weil ich gern über Gegenstände der christlichen Dogmatik mich unterhalte. — Er nahm mich mit demjenigen würdevollen Wohlwollen auf, welches der höhern Geistlichkeit der katholischen Kirche eigen ist, obwohl er von meinen literarischen Leistungen noch nichts vernommen zu haben schien. Wir geriethen bald in ein Gespräch über Rom, die römischen Angelegenheiten und die jetzigen kirchlichen Verhältnisse in Deutschland. Des Bischofs Ansichten, obwohl völlig katholisch, schienen mir die Folge wahrhaft christlicher Milde und Versöhnlichkeit zu seyn, daher ich denn um so weniger Anstand nahm, ihm auf meine Weise auseinander zu setzen, wie wenig es im Interesse des Protestantismus, der so fern von jeder Proselytenmacherei ist, und daher auch der preußi-

schen Regierung, liegen könne, die katholische Kirche zu bedrücken, und wie sehr man in Bayern Unrecht habe, Preußen und überhaupt die Protestanten, zu verläumden. — Die Grundwahrheiten und das Wesentliche des Christenthums, sagte ich Sr. bischöflichen Gnaden, finden sich in allen christlichen Confessionen; der aufgeklärtere Theil der Protestanten (und jetzt gewiß die Mehrheit derselben) erkennet demnach in jedem Christen vorzüglich diesen: warum sollte der Protestant nun dahin trachten, einen Katholiken in seinem Glauben zu bedrängen? — Aber steht es ihm zu verdenken, wenn er sich in seinen eigenen Rechten auch nicht kränken lassen will? — Was kann aber kränkender seyn, als wenn der katholische Geistliche, wenn er um seinen Segen bei einer sogenannten gemischten Ehe, bei der Trauung, angegangen wird, im Wesentlichen, wenn auch mit andern Worten antwortet: »Wie kann ich eure Verbindung »segnen, da ihr zum Voraus bestimmet, daß eure Kin»der sämmtlich, oder doch wenigstens zum Theil, der ewi»gen Verdammniß anheim fallen sollen?« — Wenn dieses nun auch die Kirche zu glauben geböte — und einige Einschränkungen machen doch schon mehrere katholische Theologen, — warum sollte nicht auch über eine solche Verbindung Segen gesprochen werden können, wie ich früher schon angedeutet? Eben das segen-

spendende Gebet könnte ja bewirken, daß das künftig geschehe, was die Kirche wünschet: denn sie glaubt doch an die Wirksamkeit der Gebete ihrer Priester.

Als der Bischof, der mir gewiß gern den Segen ertheilt hätte, wenn ich darum gebeten, beim Abschiede mich begleitete, zeigte er mir eine ziemliche Anzahl von Bildnissen regensburgischer Bischöfe, und unter diesen auch das Karls von Dalberg, welche die Corridore seiner bischöflichen Wohnung zierten. — Der jetzige Bischof ist in der ganzen Reihenfolge der regensburgischen Oberhirten der vier und achtzigste. Sein Domcapitel besteht aus einem Probst, einem Decan und acht Capitularen. Er hat 459 Pfarren, drei Mönchs-, fünf Nonnen-Klöster und 1250 Priester in seiner Diöcese, die 630,000 Seelen umfaßt.

Nicht leicht wird ein Fremder Regensburg verlassen, ohne dessen altes Rathhaus, wo seit 1662 die deutsche Reichsversammlung bis zu ihrer Auflösung ihre Sitzungen hielt, besucht zu haben. Ich begab mich, von dem Bischofe kommend, hierher. — Von dem Kohlenmarkte der obern Stadt, wo es liegt, führt eine Freitreppe, die mit einem wahrhaft prächtigen gothischen

Portale geschmückt ist, zu den alterthümlichen rußigen und schmutzigen Sälen der Reichsversammlung und der verschiedenen einzelnen Collegien derselben. Noch steht des Kaisers Thron, im traurigsten Zustande, an der alten Stelle, noch sind die Bänke der Kurfürsten, der Bischöfe, der Fürsten, der Grafen und der Städte vorhanden, aber Alles bedeckt mit Staub und Moder. Keine Spur auch nur der geringsten Pietät für ein Local, wo länger als anderthalb hundert Jahre sich das Reich durch seine Abgeordnete versammelte. — Eine deutliche Vorstellung von der Lage der einzelnen Säle und Zimmer in Beziehung auf einander ist mir nicht übrig geblieben, nur so viel erinnere ich mich, daß man mehrmals Treppen ersteigen muß, um von dem einen Saale zum andern zu gelangen. Das Ganze war des heiligen römischen Reichs deutscher Nation (dem es zwar an Patriotismus oft fehlte) wenig würdig. Keinesweges ist es an Größe und Schönheit mit den alten Rathssälen zu Nürnberg oder Braunschweig zu vergleichen. — Auch jetzt ist hier noch nicht alles öffentliche Leben verschwunden. — Da, wo sich Deutschlands Magnaten einst versammelten, wird nun die feierliche Ziehung der Lottozahlen vorgenommen. Im Haag geschieht dieses an der Stelle, wo ein Altar stand, in Regensburg

im Locale, wo ein zusammenstürzendes Reich langweilige Rathschlagungen hielt.

Noch hatte ich nicht alles Merkwürdige im Rathhause geschaut. Die mich herumführende Alte zündete ihre Laterne an, und geleitete mich in unterirdische Gänge und Gemächer, die den venezianischen »Pozzi« an Schauderhaftigkeit wenig nachstehen. In einigen der Gefängnisse wurden die Einzukerkernden an Stricken hinunter gelassen, gleichwie im Mamertinischen Kerker zu Rom. Um mich ihre Tiefe erkennen zu lassen, ward brennender Werg hinunter geworfen, und auf einige Augenblicke wurden die Gräber der Lebendigen in ihrer ganzen grausenvollen Scheußlichkeit erkennbar. Ein düsterer feuchter Gang führte uns weiter: wir traten in die Marterkammer. Alles noch vollkommen im Stande, als solle es morgen gebraucht werden. Hier schaute man mit Zacken versehene Stühle, auf welche der peinlich zu Befragende gesetzt wurde, den Schooß beschwert mit centnerschweren Steinen. Nicht zufrieden hiermit wurde sein Rücken mit Ketten gegen eine mit stachelnden Walzen versehene Lehne gezogen. Meine Begleiterinn machte auf schwarze Blutspuren an der Rücklehne aufmerksam; scheußliche Zeichen mittelalterlicher Barbarei. — In einem zweiten Gemache waren die Rollen, an welchen »der Arme« (so nennen ihn

doch auch die Gesetze *), an den auf dem Rücken zusammen gebundenen ausgesetzten Armen in die Höhe gezogen ward, während Steine von dem Gewichte mehrerer Centner ihm an den Füßen befestigt waren. So ließ man ihn eine Stunde hängen, um »die Wahrheit« von ihm auszupressen. Die Gewichtsteine standen noch unter den Rollen. Ich vermochte es nicht, mit aller Anstrengung, den kleinsten derselben nur aus der Stelle zu rücken. — Die eigentliche Marterbank, auf welche der peinlich Befragte durch haspelartige Maschinen in die Länge gezogen wurde, und die Leiter standen dabei. Der Zweck war, alle Glieder aus ihren Gelenken zu ziehen, während der gräßlich Verlängerte mit brennenden Schwefel besprützt und mit Drathruthen gehauen wurde. — Ich schweige von den übrigen Marterwerkzeugen, und bemerke nur noch, daß die verhörenden und protocollirenden Gerichtspersonen ihren Platz in einer erhöhten und vergitterten Loge hatten. — Auf dem schrägen Schreibbrette in derselben waren noch Spuren von Dinte und Wachs zu schauen. — Ehe wir das grausige Local verließen, machte mich die Begleiterinn noch auf das Ruhebett, ein Paar eichene Bretter

*) Z. B. Art. 97 der peinl. Gerichts-Ordnung Karls V.

aufmerksam, auf welchen der Gemarterte Kräfte zu neuem Leiden schöpfen mußte.

Wann zum letzten Mahle diese Marterwerkzeuge angewendet wurden, ist mir nicht bekannt geworden *). Im Herzogthume Braunschweig bediente man sich der Tortur in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht ganz selten, späterhin kam sie außer Gebrauch; abgeschafft ist sie nie. In den hannoverischen Landen ist sie noch nach 1814 angewendet **), und nachher durch ein Gesetz förmlich abgeschafft. Ich erinnere mich, selbst zu Celle einmahl in einer Criminal-Acte die Anfrage eines Untersuchungsrichters gelesen zu haben: »Auf welche Weise die erkannte Daumschrauben-Tortur angewandt werden solle, da Inquisit durch frühere peinliche Fragen bereits beide Daumen eingebüßt.« —

*) Die Tortur ist im Königreiche Bayern am 7ten Julius 1807 untersagt.

**) Theod. Hagemann's practische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit. Band VI. Seite 152. (Hannover, 1818). In einer Recension dieses Werkes in der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung hob ich die Scheußlichkeit und Unzweckmäßigkeit jeder Tortur so sehr heraus, daß, wie ich wenigstens vernommen habe, solches mit Veranlassung zur bald nachher erfolgten Aufhebung des Instituts wurde.

In dem neuern Theile des Rathhauses von 1660, in welchem der Magistrat seine Geschäfts-Locale hat, findet sich eine Folge von Gemählden alter reichsstädtischer Beamten, welche wegen der Darstellung der wechselnden Costüme bemerkenswerth sind. Unsere Altvordern ließen sich bei weitem mehr von der Mode beherrschen, als jetzt mit uns der Fall ist.

Jetzt kam die Reihe der Besichtigung an die Residenz Sr. Durchlaucht des Fürsten von Thurn und Taxis, zu welcher wir uns, erst mehrere Straßen der Stadt durchstreifend, begaben. Sie war früher die reichsunmittelbare Benedictiner-Abtei St. Emmeran, in welcher jedoch, nebst dem gefürsteten Abte, seinem Hofstaate uud den Religiosen, der Großvater des jetzigen Fürsten, als Erbprinz, und ein Theil des thurn- und taxischen Hofpersonals wohnte. — Das Ganze dieser Residenz eines mediatisirten Fürsten schien mir bei weitem ausgedehnter, als z. B. die zum königlichen Schlosse zu Dresden gehörigen Gebäude. Auch ein prächtiger, im englischen Geschmacke angelegter Garten fehlt hier nicht; so daß also der Fürst, nach seinen ihm gebliebenen Verhältnissen der Ebenbürtigkeit und der Verwandtschaft mit den ersten regierenden Familien Europa's, völlig angemessen wohnt. Die innern Herrlichkeiten des Schlosses habe ich nicht geschaut, nur die

Marställe, die Reitbahn, die Wagen-Remisen, und die Begräbniß-Kapelle, mit deren Baue (aus Quadern, und im gothischen Style) man sich jetzt beschäftigt, habe ich genauer betrachtet. — Alles dieses fand ich von einer Beschaffenheit, daß sich selbst ein König derselben nicht zu schämen brauchte. — Zieht man in Betracht, daß die mediatisirten Fürsten und Grafen des südlichen Deutschlands, der Regierungssorgen enthoben, und eben so der für die Zukunft doch immer zweifelhaften Stellung unmächtiger Fürsten gegen Nachbaren, die es doch wohl nicht verschworen haben, auf ewige Zeiten auf jede Vergrößerung zu verzichten; dahingegen sie große, zum Theil für einen Privatmann unermeßlich zu nennende Einkünfte behalten, von welchen sie weder Militär, einen eigentlichen Hofstaat, noch Staatsbeamte zu bezahlen brauchen: so kann man ihre jetzige Lage, selbst in Vergleich gegen die frühere, nicht anders als eine sehr glückliche nennen. Den französischen Herzögen, Fürsten und Grafen, die in den älteren Zeiten der Monarchie eine ähnliche Stellung hatten, als die deutschen Reichsfürsten beibehielten, ist es nicht so gut gegangen. Bedenken die Mediatisirten zugleich, auf welche Weise die deutschen Reichsstände, und also auch zum Theil ihre Vorfahren, ihre sogenannte »Landeshoheit« gegen Kaiser und Reich allmählig usurpirt haben, so mögen sie nur einen

gewöhnlichen revolutionären Wechsel darin erkennen, wie er im Laufe der Zeiten niemals ausbleibt, wenn auch sie ihr Schicksal ereilte, indem sie auf das Gebot des Dictators von Europa, Fürsten untergeordnet wurden, die freilich, was das Recht anbetrifft, nichts weiter als ihres Gleichen waren. Am ersten kennen sich aber immer noch Familien, wie Thurn und Taxis und Fugger, trösten, deren Verhältnisse der Unmittelbarkeit *) so neu waren, daß die große Masse des alten Landadels den ritterlichen Ursprung weit höher in das Alterthum hinauf zu verfolgen im Stande ist. — Wenn aber ein Fürst von Fürstenberg, welcher 93,000 Unterthanen und ein Fürstenthum von 38 Quadrat-Meilen hatte, sein Gebiet zersplittert und drei verschiedenen Fürsten, bisher seines Gleichen, untergeordnet sah, so kann man nicht umhin, hierin etwas tief Kränkendes zu erkennen.'

Mein Mittagsmahl nahm ich an einer sehr gut besetzten Wirthstafel in meinem »goldenen Kreutze« ein; gleich nachher verfügte ich mich aber zu der Kreis- und Stadt-Bibliothek, in welcher mich deren ge-

*) In Italien waren jedoch die »della Torre,« von denen die Fürsten Thurn und Taxis abstammen, im dreizehnten Jahrhundert selbst eine Zeitlang Herren von Mailand. So behaupten wenigstens ihre Historiographen.

lehrter Bibliothekar, der Abbé Max Peilen, selbst herum zu führen die Güte hatte. Sie ist in mehreren Sälen und Zimmern keinesweges besonders in die Augen fallend aufgestellt, zusammengesetzt aus der ehemahligen reichsstädtischen Stadtbibliothek und den Sammlungen aufgehobener Stifter und Klöster. Schon aus dieser Entstehungsweise wird man so ziemlich schließen können, zu welchen wissenschaftlichen Fächern ihre 48,000 Bände gehören. Aber eben aus jener ist auch zu folgern, daß es hier an seltenen Incunabeln keinesweges fehlen werde, obwohl das Vorzüglichste dieser Art an die Centralbibliothek zu München abgegeben wurde. — Merkwürdig erschien mir eine sauber auf Pergament gezeichnete Karte von Italien und Deutschland aus dem funfzehnten Jahrhundert, auf welcher der Lauf der Flüsse in Deutschland auf das Auffallendste unrichtig angegeben war. — Es schien mir, als wenn der Fonds zur Anschaffung neuerer Werke höchst unbedeutend sey.

Gegen vier Uhr Nachmittags stieg ich in den Wagen, der mich nach »Walhalla« führen sollte, nach jenem Denkmahle, von dem kunstsinnigen Könige Ludwig von Bayern zur Ehre und Verherrlichung des deutschen Namens bestimmt, das schon jetzt, in noch

unvollendetem Zustande, einen Ruf bekommen hat, der Deutschlands Grenzen überfliegt und Tausende von Bewunderern herbeizieht Ich nahm meinen Lohnbedienten, einen verständigen Cicerone, an meine Seite, damit er unterweges mir jedes Bemerkenswerthe mit Namen nenne. — Ueber die nach Stadt am Hof führende prächtige Donau-Brücke, jenes Werk Heinrichs des Stolzen und der Regensburger (erbaut 1135 — 1146), an das nördliche Ufer gelangt, verfolgten wir dieses nach Osten zu, ziemlich rasch fahrend, ungefähr während einer Stunde, und kamen dann zu dem Marktflecken Donaustauf, welcher zu der Standesherrschaft Wörth des Fürsten von Thurn und Taxis, der hier ein Lustschloß besitzt, gehört. Das Städtchen liegt am Fuße eines hohen, kuppelförmigen, zur Donau vortretenden Granitfelsens, dessen Höhe mit den Ruinen der uralten bischöflichen Burg Donaustauf gekrönt ist. — Der Hauptweg durch den Ort nach Walhalla war, weil man ihn ausbesserte, gesperrt, und nicht ohne Gefahr umzuwerfen, mußten wir einen engen, ganz abscheulichen, höher am Berge sich hinziehenden Weg einschlagen, der uns an recht ärmlichen Wohnungen vorbeiführte. — Da ich nun eben hier von den Jammergestalten einiger bettelnden Weiber um Almosen angesprochen wurde, so erregte dieses wieder in mir die Gefühle, die mich täglich

belästigen, von denen ich mich nicht losmachen kann, ja die mich als ein Gespenst verfolgen. — Wie doch Ueberfluß und drückende Noth auf dieser besten Welt einander so nahe stehen! — Wie so mancher, in einer dumpfen Hütte unter Frost und Hunger dahinsterbender Armer mit Neid und Verzweiflung auf die prächtigen Wohnungen und die reichliche Nahrung der Rosse und Jagdhunde schauen möge, dieses kam mir (wenn auch gewiß hier an der unrechten Stelle) in den Sinn und verbitterte mir die Gegenwart. Wie weit sind wir, dachte ich, von der Zeit noch entfernt, die Heinrich der Vierte für seine Bauern herbei wünschte, — und wird sie je erscheinen? — doch nicht erlebte! — Aber wie wenige Heinriche giebt es auch unter den Großen dieser Erde, denen das Gefühl, menschliches Elend erleichtert zu wissen, ein größerer Hochgenuß wäre, als das stolze Bewußtsein, ihres Gleichen, und selbst Höherstehende, an Pracht und Prunk übertroffen zu haben, die überzeugt wären, daß sie, die eigene Genuß- und Habsucht besiegend, weiterhin herrschten, als wenn sie, um mit den alten Horatius zu reden, sich »beide Poener« unterthan machten! — Wahrlich, es ist nicht allein das Erhabene, sondern vorzüglich das Seltene des Schauspiels, welches den Ruhm eines Fürsten durch alle Zeitungen Europa's wiederhallen läßt, der sich, gleich

dem Kalifen Harun, verkleidet einmahl in die Hütte des Elends begiebt, um mit eigenen Augen zu schauen, wo die Veranlassung und der Sitz überhand nehmender Verbrechen eigentlich zu finden sey.

Aus der Schattenseite von Donaustauf wieder auf die geebnete Straße zurückgekommen, gelangten wir bald von der Nordwestseite zur Höhe des granitischen, dreihundert Fuß über dem Spiegel der Donau erhabenen Brauberges, welche sein Fuß berührt. Hier setzt denn sofort der ungeheure bretterne Kasten in Erstaunen, von welchem das noch im Entstehen begriffene Walhalla umschlossen wird. Wir ließen den Wagen vor dem Häuschen der Bauconducteure stehen, begaben uns in das Innere der unermeßlichen Bretterburg, und ich erblickte nicht ohne Staunen einen Tempel in altdorischem Style, entworfen nach den herrlichsten Bauwerken des griechischen Alterthums, so daß sich sein Aeußeres nur wenig von Athens Parthenon unterscheidet *). Der colossale Bau, dessen gewaltige Blöcke nicht selten die Schwere von dreihundert Centner erreichen, die theils aus dem Salzburgischen, theils aus der Gegend von Eichstädt zu Wasser herbeigeschafft wurden, erhebt sich,

---

*) Donaustauf und Walhalla. Mit zwei Stahlstichen. Regensburg, 1839, bei Jos. Mantz.

wie man zur Donau hinunterschauend erkennt, auf drei über einander emporsteigenden Substructionen von cyclopischem Mauerwerke, zu welchen am südlichen Abhange des Berges, eine noch nicht ganz vollendete prachtvolle, sich bald in zwei Aeste theilende, bald wieder vereinende Treppe führt. Zwei und funfzig ungeheure dorische Säulen umgeben die bereits in Quadern sich erhebende Steinmasse des Tempels, und tragen das mit Triglyphen verzierte Gebälke. — Ueber der vordern und hintern Reihe von acht Säulen befinden sich mächtige Frontispize, deren vorderes Tympanum Bilderwerke künftig zieren werden. — Im Innern bildet der Tempel ein Oblongum von funfzig Fuß Breite und zweihundert und zwanzig Fuß Länge, in welcher Cella die Bildnisse der gefeierten Germanen aufgestellt werden sollen. — Alles schien mir noch weit von der Vollendung entfernt; auch glaube ich nicht über funfzig Arbeiter beschäftigt gesehen zu haben. Da man eben an einem Heitzungs-Apparate arbeitete, so schließe ich daraus, daß künftig hier auch Feste gefeiert werden sollen: und in der That wäre dieses nicht der Fall, so erschiene das Ganze nur als eine Art von Glyptothek. Die Alten bauten nie Tempel, in welchen nicht »Handlungen« vorgenommen wurden. Daß solche in dem Pantheon zu Paris fehlen, ist eben der Vorwurf, der Diejenigen trifft,

welche dessen ursprüngliche Bestimmung änderten. — Statuen, zur Ehre großer Männer aufgerichtet, stellten die Alten ins Freie, oder auch wohl zu Rom in die Curia; in eigene Tempel die vergötterten Imperatoren.

Bayerns deutsches Walhalla wird unstreitig etwas Großes werden; es wird durch Jahrhunderte die Bewunderung der Nachwelt seyn, keine Nation wird etwas Aehnliches aufzuweisen haben — und dennoch gestehe ich, das Ganze läßt mich kalt. — Die griechische Architectur bewirkt im Gemüthe des Deutschen, mit ihren immer wiederkehrenden bekannten Formen, nicht die feierliche Stimmung, welche die sinnige altdeutsche Baukunst in ihrer Mannichfaltigkeit und ihren kühnen Proportionen erregt, und dann, denke ich, Summen, wie die hier verwendeten, wären doch wohl noch zweckmäßiger zur Zierde einer Stadt angewandt, und eine Kathedrale konnte ja auch, nach Englands Beispiele, Monumente in sich schließen, wodurch große Deutsche verherrlicht würden. — Auch blinder Heiden, wie Arminius, oder gar abtrünniger Protestanten, wie Luther und Melanchton? — Ich erkenne die Schwierigkeit. — —

Wir waren noch vor dem Untergange der Sonne zurück, und noch blieb mir Zeit über, das dem zu Re-

gensburg im Jahre 1630 verstorbenen Astronomen Kepler auf einer schönen Stelle der die Stadt umgebenden Anlagen errichtete Monument zu betrachten. Es besteht aus einer offenen Rotunde, deren Kuppel acht dorische Säulen von zwölf Fuß Höhe tragen. Das Ganze ist mit Inbegriff des Sockels nur drei und zwanzig Fuß hoch. In dieser Rotunde steht auf einem Postamente, woran sich ein Basrelief in weißem Marmor von Dannecker befindet — Kepler's Genius vorstellend, wie er die Himmelsmuse Urania entschleiert, welche ihm das Fernrohr, seine Erfindung, darreicht — Keplers Büste, von Döll aus carrarischem Marmor gearbeitet. — Das Ganze ist ein würdiges Denkmahl; es müßte nur in der Stadt, und nicht gleichsam zur Zierde einer Promenade (ein Verstoß, der so oft begangen wird), zwischen Buschwerk und Blumen aufgestellt seyn.

Von dem Thurme meines Gasthofes, augenfällig einer alten Ritterburg, sah ich die goldene Sonne untergehen, und schaute noch einmahl über das alterthümliche und doch freundliche Regensburg, mit dem stillen Wunsche, es noch einmahl wieder sehen zu dürfen.

Was Goethe in seiner »Reise in die Schweiz im Jahre 1797« *) von Frankfurt a. M. sagte, paßt, wie auf mehrere alte deutsche Städte, ganz auffallend auf Regensburg; hiervon überzeugte ich mich so recht auf dem alten Ritterthurme, und bitte meine Leser, die hier angeführte Stelle nachzulesen. — Regensburg liegt sehr schön, doch bei weitem nicht so mahlerisch als Coblenz oder Mainz. Durch seine vielen Thürme, auch durch die Gestaltung seiner Häuser, Straßen und Plätze hat es bedeutende Aehnlichkeit mit dem freilich wohl dreimahl größern Cöln. Zu Regensburg wohnen in ungefähr 1400 Häusern über 25,000 Menschen, zur größern Hälfte Katholiken. — Als die Stadt noch reichsfrei war, konnten im Magistrate nur Protestanten sitzen, ja diese allein konnten das Bürgerrecht erwerben. — Bei meinen Gängen durch die Stadt machte ich die Bemerkung, daß auch hier, wie ich einmahl von Gotha und Coburg rühmte, die Höflichkeit so recht zu Hause zu seyn scheint. Alles grüßte mich Unbekannten, wahrscheinlich, weil man aus der Begleitung eines Lohnbedienten schloß, daß ich ein Fremder sey, dem man gastfreundlich Wohlwollen blicken lassen müsse.

---

*) Göthe's nachgelassene Werke, (1833) dritter Band, S. 42.

Auch in meinem schönen Gasthofe war man die Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit selbst.

Am 20sten Julius, Morgens um vier Uhr, schiffte ich mich auf dem Dampfboote »Ludwig I.« nach Linz ein. Ein solches Fahrzeug geht wöchentlich nur einmahl ab, und kostet der Platz bis dahin in der ersten Kajüte funfzehn Gulden (24 fl. Fuß), wofür man 60 Pfund Gepäck frei hat. Unser Schiff war zwar ganz bequem und völlig anständig eingerichtet, aber an Größe und Schönheit mit den rheinischen Dampfböten (welche täglich zweimahl abgehen) keinesweges zu vergleichen. — Die Gesellschaft in der ersten Kajüte wechselte oftmahls. Zu Donaustauf schiffte sich der Fürst von Thurn und Taxis mit mehrern Personen, die zu seinem Hofe zu gehören schienen, ein, und blieb bei uns bis Wörth, oder wohl noch etwas weiter. — Der Fürst, ein schöner, noch junger Mann, schien ein Incognito beobachten zu wollen, und unterhielt sich fast ausschließlich mit den Herren seines Gefolges. So hielt man es denn auch mit Recht für angemessen, nicht die geringste Notiz von ihm zu nehmen. Auch will ich nicht einmahl mit völliger Gewißheit behaupten, daß der Herr, welchen wir allgemein für den Fürsten hielten, wirklich

der Fürst von Thurn und Taxis gewesen sey, denn Niemand von uns hatte die Ehre, Se. Durchlaucht zu kennen. — Auf der ganzen Fahrt bis Wien erkannte ich bald als einen recht wünschenswerthen Reisegesellschafter den Herrn Hermann Manecke, Kaufmann aus Hamburg, der in Gesellschaft seiner Gemahlinn, einer liebenswürdigen und unterrichteten Dame, und einer Nichte eine größere Reise machte. Da die Erste das Unglück gehabt hatte, sich zu Regensburg den einen Fuß zu vertreten, so hatte dieses die Veranlassung gegeben, daß Herr Manecke seinen ursprünglichen Plan, nach Salzburg zu reisen, aufgegeben, den Reisewagen zu Lande nach Linz geschickt — denn das kleine Dampfboot hat für Wagen keinen Platz — und sich mit seinen Damen eingeschifft hatte. — Wir wurden auf eine recht freundliche Weise bekannt, haben unsern Umgang auch zu Wien fortgesetzt, und sind nicht ohne die Hoffnung, uns im Leben wieder zu begegnen, dort von einander geschieden. Ein zweiter Reise-Freund ward sowohl der Familie Manecke als mir ein französischer Rechtsgelehrter, dessen Name mir leider entfallen ist. Er war die Bescheidenheit und Gemüthsruhe selbst, dachte nur darauf, sich zu unterrichten und sich aufmerksam und gefällig zu zeigen. Er durchreis'te Deutschland, welches, und seine Bewohner er außerordentlich hochachtete, in

wissenschaftlicher Hinsicht, wollte nicht nur Wien, sondern auch Prag, Berlin und Hamburg besuchen, und von dort zur See nach Havre zurückkehren. Bis Wien blieb er uns ein eben so angenehmer als lehrreicher Gesellschafter.

Die Donau ist ein reißender Strom, man kann daher denken, mit welcher Geschwindigkeit wir auf unserm kleinen Dampfschiffe dahin rauschten. Das war (besonders auch hinsichtlich der Bequemlichkeit) eine ganz andere Fahrt, als die, welche Mistreß Trollope im October 1836 an Bord der sogenannten »Ordinari« mit ihrer zahlreichen *) Reisegesellschaft machte, besonders nachdem auf ihrer Reise sehr schlimmes Wetter eingetreten und nun die verwöhnten Britten gezwungen wurden, sich in den mit Waarenballen, Handwerksburschen und Tabacksqualm angefüllten Schiffsraum zurückzuziehen. War nun gleich zu jener Zeit zwischen Regensburg und Wien noch keine Dampfschifffahrt eingerichtet, so war doch nichts leichter, als ein solches Ungemach zu

*) Wien und die Oesterreicher, sammt Reisebildern u. s. w. Aus dem Englischen von Joh. Sporschill. Drei Bände. Leipzig, bei Otto Wiegand. 1838.

vermeiden. Die Mistreß brauchte nur des großen Friedrich Nicolai, weitläufigen Andenkens, so ausführlich berichtetes Beispiel *) zu befolgen, für fünf und funfzig Gulden ein eigenes Schiff, eine sogenannte Plätte, zu miethen, und sie wäre, wenn auch nicht so schnell und bequem als wir, doch auf eine angenehme und anständige, und dabei sehr wohlfeile Weise nach Wien gelangt. Die Fahrt mit der »Ordinari« wählt nicht leicht ein gebildeter Mann, viel weniger eine Dame aus den höhern Ständen. Es ist unbegreiflich, daß Niemand in Regensburg die Mistreß, besonders da ihre Reisegesellschaft aus mehreren Herren und Damen bestand, auf das hier Erwähnte aufmerksam gemacht hat.— Sehr hatte ich zu bedauern, daß ich auf meiner Reise zwei Werke nicht benutzen konnte, die einige Tage nach meiner Ankunft zu Wien erschienen, nämlich das dort bei Gerold herausgekommene Werk: »Pittoreske Donaufahrt von Ulm bis Konstantinopel,« und des Edeln von Lilienbrunn »Panorama der Donau von Linz bis Wien« (Wien, bei Peter Rohrmann). Die schöne Reise würde mir noch nützlicher und angenehmer gewesen seyn, auf welcher ich

*) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. 1ster Band, S. 415 ff.

nur gewöhnliche Reisekarten von Bayern und Oesterreich benutzen konnte.

Bald kam uns das ehrwürdige Regensburg aus dem Gesichte, und wir gelangten den Ruinen von Donaustauf und Walhalla gegenüber. Mahlerische Berg- und Hügelketten, bald sich den mannichfaltigen Windungen des Stromes an seinem linken Ufer nähernd, bald sich nur wenig davon entfernend, verließen uns nun nicht wieder gänzlich, während das rechte Ufer bis Straubing niedrig und mit Schilf bewachsen sich darstellte. — Hier führt eine Brücke mit steinernen Pfeilern über den Strom, von welcher am 12ten October 1436 die wunderschöne und tugendhafte Augsburgerinn Agnes Bernauer, Gemahlinn des Herzogs Albert von Baiern, auf Veranstaltung des Herzogs Ernst, seines Vaters, von Henkers Händen in die Donau gestürzt wurde.

Auch auf der Fahrt von hier nach Passau bleibt der Character der Gegend dem Geschilderten gleich: flach das rechte Ufer, waldig und bergig das linke, Ortschaften auf beiden Seiten, Burgruinen nur auf den Bergen des letzten. Nicht fern von Plattling, dessen Thurm man erblickt, strömt die reißende Isar, bei Passau der Inn, beide von den Alpen herkommend, in die Donau, die, nun des großen Namens immer würdiger — denn

der Inn ist hier bedeutender, als die Donau selbst, in den mannichfachsten Krümmungeu, doch im Ganzen den Lauf nach Süd-Ost nicht verändernd, ihre wilden Wogen fortrollt. Passau, Bayerns Grenzfestung, hat eine wunderschöne Lage, und wird, insbesondere in Beziehung auf diese, nicht mit Unrecht mit Coblenz verglichen; wie denn auch, um das Bild vollständig zu machen, auf der nördlichen Seite der Donau Berge und Felsen mit einem andern Ehrenbreitstein — die Festung Oberhaus — nicht fehlen. Bei der Passau gerade gegenüberliegenden, und zu ihm als Vorstadt gehörenden Ilsstadt ergießt sich die Ils in die Donau. Beide Ufer werden schon wieder durch eine freilich nur hölzerne Brücke vereinigt. — Von dem Innern des schönen Passau sahen wir nichts, also auch keine seiner Bewohnerinnen, deren Reize durch ganz Bayern und Oesterreich so berühmt sind. Nur wenige Minuten hielt unser Schiff an, und um uns noch mehr den Genuß der herrlichen Umgegend zu verkümmern, wurden wir zu unserm Mittagsmahle in die für eine so zahlreiche Gesellschaft, als die unsere war, enge Kajüte zusammengerufen. So bin ich denn gezwungen, meine Leser auf die angeführte »mahlerische Donaureise« zu verweisen, gestehend, daß mir wenig Einzelnheiten von Passau's wunderschöner Lage im Gedächtnisse zurückgeblieben sind.

Unsere Nachmittagsfahrt führte uns durch Gegenden, welche wilder sind, als irgend etwas, so ich am Rheine erblickt habe. Der Fluß krümmt und windet sich nach allen Weltgegenden hin, bisweilen erscheint er einem See gleich, dann wird er wieder eingeengt, und Felsen erheben sich, selbst drohend den Schiffenden, aus seinen Fluthen empor. — Man erkennt bald, daß es Urgebirge sind, die ihn einengen. Hin und wieder erscheint ein Kloster, ein Schloß, eine Ruine; der Character des Ganzen ist ein höchst ernster. — In der Nähe von Linz ändert sich dieser in so weit, daß während am rechten Ufer sich ein düsterer Wald hinzieht, am linken freundlich und mahlerisch Aecker, Wiesen und Felsen wechseln. Immer heiterer und zugleich prächtiger wird das Ganze, und wo Linz liegt, ist es am wunderschönsten.

Noch stand die Sonne hoch am Himmel, als wir zu Linz landeten und »Ludwig I.« verließen. Sofort wurden unsere Koffer in die dem Ufer gegenüber liegende k. k. Mauth gebracht, und nach der Reihe geöffnet. Dem meinigen wenigstens geschah nichts mehr als dieses. Mein Paß mochte den Officianten hinlänglich zu beweisen scheinen, daß ich kein Schmugler sey.

Auch meine unschuldigen Reisebücher ließ man frei durchgehen, ohne, wie sonst wohl geschah, von »Versiegelung« und »Censur« zu sprechen. — Erst jetzt ging der Weg zu dem ganz nahen »Goldenen Adler,« wo ich ein Quartier fand, wie ich es nicht besser mir hätte wünschen können. — Sonderbar, wird hier mancher Leser ausrufen, wieder lauter Schönes, lauter Wünschenswerthes! Giebt es denn keine Paßschereien, keine störende Visitationen mehr in Süddeutschland? — Ich kann nicht dafür, daß ich dergleichen nicht berichten kann, denn ich habe es nicht erfahren. — Selbst in Bayern hatte es sich hinsichtlich der Paßangelegenheiten sehr zum Bessern geändert. — Noch waren ein Paar Tagesstunden über; diese bestens zu benutzen war mein Bestreben. Ein verständiger Cicerone war bald gefunden, und leitete mich durch die Stadt. — Linz hat ungefähr fünf und zwanzig tausend Einwohner; aber welch einen Anblick bietet es dar! — Im Norden von Deutschland, aufgewachsen in unsern hölzernen Häusern Niedersachsens, haben wir gar keinen Begriff davon, daß eine verhältnißmäßig kleine Stadt, wie Linz doch ist, sich auf eine so imponirende Weise darstellen könne. Der Markt, umgeben von prächtigen steinernen Gebäuden (andere kennt man bekanntlich hier zu Lande nicht) von vier bis fünf Stock-

werken, ist 240 meiner Schritte lang, und verhältnißmäßig breit. — Die Kirchen, die öffentlichen Gebäude, die Privathäuser befinden sich in einem baulichen Zustande, der eben so sehr auf die Sorgfalt der öffentlichen Behörden als auf die Wohlhabenheit der Privatleute hindeutet. — Und welch ein Leben am Strande der Donau, auf ihrer Brücke und auf der nach Budweis führenden Eisenbahn! Man hält sich fast an einen Seehafen versetzt. — Wahrlich, ein Land, wo solche Erscheinungen dem Fremden entgegentreten, muß eine väterlich sorgende Regierung haben. Oder sollen wir, weil wir uns in einer absoluten Monarchie befinden, den eigenen Augen nicht trauen, und Alles, was wir erblicken, für Täuschung der Sinne halten? — Es als Zeichen eines doch nur materiellen Wohlstandes verachten? — Linz wetteifert bekanntlich darin mit Passau, welcher von beiden Orten die schönsten Bewohnerinnen habe. So kurz die Zeit war, die mir bis Sonnenuntergang übrigblieb, wo ich mich in meinen Gasthof begab, so habe ich mich doch überzeugt, daß die Einwohnerinnen von Linz ihren Ruhm verdienen. Noch einige Blicke in der Dämmerung auf den mächtig dahin rauschenden Strom, auf die Pracht der Umgebungen, die berühmten Festungsthürme, die aus Linz und seine nächsten Umgebungen ein befestigtes Lager machen,

und ich zog mich auf mein Zimmer zurück, wo es weder an Weihwasser-Gefäßen, Heiligenbildern, noch Crucifixen fehlte. — Auf Matratzen von italiänischer Breite und Ebenheit hatte ich eine herrliche Nacht.

Um sieben Uhr früh (21sten Juli) setzten wir unsere herrliche Donaureise fort, aber in einem Schiffe von ganz anderen Dimensionen, als dem, welches uns gestern getragen. Dieß Dampfboot, »Maria Anna,« noch größer und eleganter, als die vorzüglichsten auf dem Rheine, auf welchem, außer den gewöhnlichen, sehr elegant ausgeschmückten Kajüten, sich noch ein eigenes Toiletten-Zimmer für Damen befand, nahm uns auf *). — Die Gesellschaft hatte sich vielleicht verzehnfacht. Die Herren und Damen, unter denen es weder an Fürstinnen noch Gräfinnen fehlte, vermochten auf dem Verdecke kaum Platz zu finden, da dieses bei dem wunderschönen Wetter Niemand gern verlassen mochte, obwohl es in der großen Kajüte ebenfalls angenehm war, denn auch hier konnte man durch die vielen klaren Glasfenster Alles überschauen. In dieser befanden sich nur einzelne junge Männer, emsig in den Zeitungen studirend, an denen es weder in französischer noch italiänischer

*) Preis bis Wien (24 Meilen auf der Post) in der ersten Kajüte zehn Gulden.

Sprache fehlte. Nur eine Dame beschäftigte hier sich mit Briefschreiben, ohne von der Umgegend, die sie vielleicht schon kannte, Notiz zu nehmen, und diese war unter Allen grade die schönste. — Vielleicht gar eine angehende Schriftstellerinn. So viel ich bemerkt habe, waren keine Britten an Bord, die auf den Dampfschiffen des Rheines bekanntlich die Hauptrolle spielen, versteht sich nach ihrer Art. Ein Reisender, der den Rhein öfter befahren, machte mich zuerst auf diesen Umstand aufmerksam, hinzusetzend: »ich bin froh, hier einmahl auf einem Schiffe von diesen anmaaßenden Menschen befreit zu seyn, die von Außen civilisirt zu seyn scheinen, in ihrem Innern aber Barbaren sind. Dafür ist mir der gemeinste Italiäner lieber; wenn gleich er nach seinem Aeußern ein Barbar erscheint, so ist er nach seinem Innern ein civilisirter Mensch.« — Ich kann nicht sagen, wie sehr mich die Wahrheit dieses Ausspruchs ergriff. Ich glaubte mich zwischen meine Schiffer im Golfe von Neapel und ihren kleinen älternlosen Pflegling, für den sie so zärtlich sorgten, zurückversetzt. — Und war es nicht ein Engländer, der einen Esel gebunden in den glühenden Lavastrom werfen ließ, sich an seinen Gebrüll ergötzend, ein halbnackter italiänischer Bauer aber, der, als er mir die Greuelthat erzählte,

dabei ausrief: »Tanto questa nazionc è ancora barbara!«

Immer mehr und mehr kam uns Linz und die Pracht seiner Umgebungen aus den Augen; mit einer fast unglaublichen Geschwindigkeit trugen uns die rauschenden Wogen fort; dann befanden wir uns in einem Meere mit waldbewachsenen Inseln, dann, nach einiger Zeit, zwischen gewaltigen Felsgebirgen auf beiden Seiten, nachdem wir eine bedeutende Strecke lang an der rechten auf Flächen geschaut, die mit denen zwischen Regensburg und Straubing zu vergleichen sind. Doch nach einer plötzlichen Wendung des Stroms nach Norden zu gelangten wir von Neuem zwischen gewaltige Bergwände, mit den Felsen unseres harzischen Bodethales oder dem Ilsensteine zu vergleichen, und nicht weit hinter dem Stadtchen Grein, am linken Ufer, schauten wir, nicht ohne einiges Grauen, wie mitten aus eingepreßten Wogen eine Felsenmasse, an welcher sie sich schäumend brechen, mit einem Schlosse auf ihrer Spitze, drohend emporragte. — Eine allgemeine Stille bemächtigte sich der ganzen Reisegesellschaft, denn schon war uns angekündigt, wir würden sofort den berüchtigten Strudel und den nicht minder famosen Wirbel, diese Scylla und Charybdis der Donau, durchfahren. — Getrennt von der Gesellschaft

hatte ich mir ganz vorn im Schiffe, noch über den Stand der Wägen hinaus, ein Plätzchen gewählt, wo ich nicht nur frei vorn hin, sondern auch zu beiden Seiten beobachten konnte. — Wir glitten durch die schäumenden Wellen einen kleinen Fall hinab, und sicher gesteuert ward unser dampfendes Schiff zwischen zwei Felsenwänden hindurchgerissen. Ein neuer Felsen mit einer Warte trat uns aber gleich darauf entgegen; wirbelnd sah man das Wasser sich drehen, es war nicht anders, als sollten wir in die Tiefe hinuntergerissen werden: doch die Räder unserer Maschine zertheilten den Wirbel, und wir befanden uns in ruhigem, sichern Fahrwasser *). — Nun Mittheilungen von allen Seiten; der Eine hatte diese, der Andere jene Bemerkung zu machen, und manches Damenherz mochte wohl beruhigter schlagen.

Jetzt ging es an zwei Tafelreihen in der großen Kajüte zu Tische. War es Zufall, war es Absicht, es entstand möglichst eine bunte Reihe; Unbekannte wur=

*) Die Beschreibung, welche Friedrich Nicolai in seiner Reise (Band 1, Seite 533. f. f.) von seiner Fahrt auf einer sogenannten Plätte durch den Strudel und Wirbel macht, versinnlicht das Ganze topographisch so sehr, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. — Ich ziehe diese Darstellung allen andern mir bekannten vor.

den bekannt, und eine Heiterkeit verschönerte das Mahl, wie man sie in unserm ernstern Norden, besonders in Hamburg, wo schon englische Sitte eindringet, an öffentlichen Tafeln nicht mehr zu finden pflegt. Aber wir wurden auch gespeis't und bedient, so daß wir selbst zu Frankfurt a. M. im »weißen Schwan« nicht bessere Bewirthung hätten verlangen mögen. Mir hatte das Schicksal zwischen einem in Geschäften seines Ordens reisenden Benedictiner und einer muntern Schweizerinn, Gouvernante in einem gräflichen Hause, den Platz angewiesen, und so für mich auf das Beste gesorgt. — Was von Wagenfeld's Sanchuniaton zu halten sey; ob er echt oder unecht; ob, im letzten Fall, Wagenfeld der Betrogene oder der Betrüger, besprachen wir, freilich nicht sonderlich tief in die Sache dringend, über den Wogen der Donau an einer frohen Tafel. Mein Nachbar kam auf diese Angelegenheit, weil er von mir vernommen, daß ich ein Braunschweiger, und also nicht fern von Bremen (dem Wohnorte des Herrn Wagenfeld) zu Hause sey. Darüber wurden wir denn bald einig, daß es oftmahls äußerst schwer, literarische Betrügereien, wenn sie mit Talent für dergleichen zu Stande gebracht, zu entlarven, und hiermit waren wir freilich nicht viel weiter gekommen. — »Ist ein Betrug vorhanden, was ich vermuthe,« sagte mein

gelehrter Nachbar, »so ist er gewiß schon ein alter. Wagenfeld wird auf irgend eine Weise die Handschrift des Pseudo-Sanchuniathon in die Hände bekommen haben und benutzt sie jetzt als **bonne prise**!« — Diese Meinung schien mir denn keinesweges unwahrscheinlich. — Aber — wird man es glauben — die junge Schweizerinn, welche deutsch und französisch auf gleiche Weise richtig und fertig sprach, hörte unsern sanchuniathonischen Unterhaltungen nicht nur aufmerksam zu, sondern mischte sich hinein. »Meine Herren,« sagte sie, »ich halte den Sanchuniathon des Herrn Wagenfeld — von dem ich hier zum ersten Mahle höre — für echt. Denn wenn Jemand so gelehrt ist, ein griechisches Buch schreiben zu können, über dessen Echtheit oder Unechtheit gelehrte Männer nicht einig werden, so sollte ich glauben, er hätte seine Zeit lieber zu seinem Ruhme angewendet und ein hochgelehrtes Buch unter eigenem Namen herausgegeben.« — Wir mußten bekennen, daß das Argument von Mademoiselle *** große Berücksichtigung verdiene. — Jetzt kamen wir auf das »Junge Deutschland.« — »Ich kenne von den Schriften dieser Schule (wenn man den Ausdruck »Schule« hier gebrauchen darf), wie Sie nach meiner Stellung wohl glauben werden, nichts, als was die kritischen Blätter, die auch uns in unserm Kloster nicht fremd bleiben,

davon mitgetheilt haben,« — äußerte mein hochwürdiger Nachbar, — »aber mich dünkt, es fehlt den jungen Männern nicht an Talenten.« — »Auch ich kenne von ihren Schöpfungen nichts,« — sagte die Dame; — »wie ich denn auch höre, daß sie für Frauen eben nicht die passendste Lectüre abgeben sollen, — als Mundt's »Delphin,« der mir nur Vergnügen gemacht hat; Mundt soll sich aber von dem jungen Deutschlande losgesagt haben.« — »Auch ich kann mich nicht rühmen, die Literatur des jungen Deutschlands gründlich zu kennen,« sagte ich meinerseits, denn ich durfte doch nicht ganz schweigen, »wie ich denn überhaupt in der neuesten schönen Literatur Deutschlands nicht sonderlich bewandert bin. Mein Hauptgeschäft ist, gerichtliche Acten zu lesen und Vorträge daraus zu halten, Acten, welche denn auch freilich ein Paar Mahl Bestrebungen, wenn auch keinesweges des jungen Deutschlands, doch junger deutscher Akademiker (und zwar keine von den Gesetzen gebilligte) zum Gegenstande hatten. Ich gehöre, wie man mir neulich nachgesagt, zu dem »alten,« ja zu dem »ältesten Deutschland,« obwohl ich den Entwurf zu einem Criminal-Gesetzbuche geschrieben habe, nach welchem die Todesstrafe wegfallen und verhältnißmäßig sehr milde Strafen angewendet werden sollen (welches doch im alten Deutschland eben nicht

sehr gebilligt seyn würde), und obwohl ich keineswegs geschwiegen, als ein junger Fürst der Meinung war, das ihm von der Vorsehung anvertraute Land sey sein Eigenthum. Doch ich gehöre gern, in mancher Hinsicht, zu dem alten Deutschland; aber um so unpartheiischer soll mein Urtheil über das junge seyn. — So viel ich von den Erzeugnissen desselben gelesen, und dieses sind mehrere Schriften Mundt's, Wienbarg's, Gutzkow's und Laube's, wenn gleich bei weitem nicht alle, so bin ich der Meinung, daß diesen Männern große Talente nicht abzusprechen, daß ihre frischen und lebendigen Darstellungen neues Leben in die deutsche Literatur, welche nach dem Absterben ihrer Heroen doch offenbar zu welken beginnt, bringen können, daß, wenn sie mitunter freilich ganz extravagante Ansichten äußerten, es ihnen damit wahrscheinlich wenig Ernst gewesen, daß diese höchstens nur aus gleichsam momentanen jugendlichen Stimmungen ihren Ursprung nahmen, und daß sie jene gar bald als ganz unpractisch (hier erkennt man den alten Juristen, wird mancher junge Leser ausrufen) selbst aufgeben werden. — Man lege nur durch Verbote literarischen Producten keine Wichtigkeit bei, die sie gar nicht haben, und reize so nicht zum Festhalten und Widerspruch; vor Allem aber, man mache keine Märtyrer, denn dieses ist das Ge-

fährlichste von Allem. Ist den Buchhändlern doch nichts erwünschter, als ein Verbot ihrer Verlagsartikel; sie machen diese sorgfältig bekannt, und haben mich oft dadurch veranlaßt, ein Buch zu verschreiben, um welches ich mich sonst nicht bekümmert hätte. — Also möchte ich rathen: die junge deutsche Literatur gewähren zu lassen; was sie Gutes mit sich führt, wird zur Hervorbringung von neuem Guten Veranlassung geben, Extravaganzen werden belächelt und dann vergessen werden. — Ueberdem sieht ein junger Mann von Kraft und Talenten, aber ohne Erfahrung, die Welt aus einem ganz andern Gesichtspunkte an, als unser einer, der seine sieben und sechzig Jahre zählt und Manches erlebt hat. — Auch der junge Mann wird Erfahrungen sammeln und alt werden; dann tritt er in unsere Stelle. So war es von jeher, und so wird es bleiben. Fern sey darum jede literarisch-politische Verfolgung.« — So ungefähr äußerte ich mich, wenn auch nicht, wie es hier aufgezeichnet, in einer kleinen Predigt; meine muntere Nachbarinn möchte sonst mit Recht ungeduldig geworden seyn. Es war ungefähr das, was ich im Ganzen äußerte, und mein gescheuter geistlicher Nachbar stimmte völlig bei. Ja, er fügte sogar hinzu: »Ich glaube selbst, wenn man sich von Rom aus um Ihren Luther und seine Streitigkeiten über Tetzel's Ablaßhandel nicht

bekümmert hätte, die Sache wäre eingeschlafen; hätte man aber ein Paar St. Simonisten an's Kreuz geschlagen, die Sache hätte schlimm werden können.«

Unterdeß rauschte das Schiff zwischen den herrlichsten Berg- und Felsen-Gegenden fort. Durch die Fenster unserer Kajüte, gleichsam Rähme prächtiger Landschaftsgemählde, schauten wir in jeder Minute neue großartige Bilder. — Kaum waren wir wieder auf das Verdeck zurückgekehrt, und tranken behaglich unsern Kaffee, so trat uns die Benedictiner-Abtei Melk, hoch auf einem Granitfelsen thronend, mit ihren Thürmen, dem Dome und den langen Fensterreihen ihres Klosterpalastes entgegen. Wenn es schon im Niebelungen-Liede hieß, daß zu Melk die goldenen Becher kreis'ten, so mag auch jetzt wohl noch der Pokal dort an der gastfreundlichen Tafel des Abtes seine Rolle spielen.

In der Gegend von Melk wendet sich die Donau, stets zwischen einengenden Bergen strömend, fast ganz nach Norden, das Flußthal wird noch mahlerischer, und man erblickt auf hohem Felsen die Ruinen der Feste Dürrenstein, auf welcher Richard Löwenherz einst gefangen saß, und von welcher er auf eine so romantische Weise befreit seyn soll. — Hier giebt es Aufgaben für den Pinsel der Landschaftmahler, keine Feder aber vermag darzustellen, was das Auge hier er-

blickt. Bei Dürrenstein wendet sich die Donau wieder östlich, man tritt in einen wahren Archipelagus von waldbewachsenen Inseln, die Ufer werden flächer und verlieren einen Theil des bisherigen Interesses. Doch fehlt es an beiden Seiten des Stroms auch ferner nicht an Ruinen zerstörter Burgen, prächtigen Klöstern, Schlössern und Ortschaften. — Wir Reisegenossen, immer bekannter mit einander geworden, lebten so fröhlich auf dem Verdeck, daß es uns fast zu früh war, als es hieß, hier sey Nußdorf (gleichsam der Hafen von Wien), und wir würden landen.

Kaum war die Landung geschehen, so empfingen wir den Besuch von ein Paar k. k. Mauthofficianten, und man schritt zur Aushändigung unserer Bagage. Indem man aus dem untern Schiffsraume diese emporhob, wurden die daran befestigten Nummern ausgerufen, und es war nun eines Jeden Sache, aufzupassen, wenn sein Koffer, sein Hutfutteral u. s. w. aus der Tiefe emporstieg. Eine unbeschreibliche Verwirrung trat ein, und zeigte das Unzweckmäßige dieser Einrichtung. Wie viel angemessener verfährt man zu Linz, oder auf der Douane zu Cöln, wo man die Sachen im Zollhause nach ihren Nummern ordnet, und sodann den Reisenden,

gegen ihre Marken und von ihnen zu unterschreibende Quitungsformulare, aushändigt. — Endlich war ich im Besitz meiner Sachen, die Mauthofficianten begnügten sich mit meiner Versicherung, nichts Steuerbares zu führen, und ich begab mich ans Land. Hier stand nun eine lange Reihe einer Art Omnibus, welche zum Dienste der Dampfschiffs-Anstalt gehörten; ich bestieg ein solches Fuhrwerk, und in dreiviertel Stunden hielt ich mitten in Wien auf der »Freiung,« vor dem schönen Gasthofe zum »Römischen Kaiser,« welchen mir meine Wiener Freunde zum Quartier empfohlen hatten. — Dieser Gasthof liegt grade an der Stelle, wo die Reisenden mit dem Dampfboote, wenn sie mit den officiellen Omnibus sich von Nußdorf nach Wien transportiren lassen, ausgesetzt werden; meine Freunde hatten also auch in dieser Beziehung für mich gesorgt. — Die »Freiung« ist einer der Plätze, wo es nie an Fiakern fehlt, so daß also von hier die Reisenden leicht nach jedem Theile der Stadt oder der Vorstädte gelangen können.

In meinem »Römischen Kaiser,« einem Gasthofe erster Classe, fand ich (für täglich zwei Gulden Conventions-Münze) in der sogenannten »belle étage« ein schönes und bequemes Zimmer, im Hause selbst aber eine gut eingerichtete Speiseanstalt, aus welcher der

Fremde, nach seiner Wahl, auf dem eigenen Zimmer oder in einem der Speisesäle (von denen der obere prächtiger ist, und gewissermaaßen für vornehmer als der zu ebener Erde befindliche gehalten), nach der Karte bedient wird. — Ein Lohnbedienter, dessen musterhafte Aufmerksamkeit und Treue ich nach wenigen Tagen seines Dienstes erkannte, wurde mir sofort zu Theil; ein gar nicht unwesentlicher Umstand, da zu Wien der Lohnbediente fast der einzige Aufwärter des Fremden ist *). Nur den Kaffee bringen die Kellner, und das Waschwasser die Stubenmädchen; alle übrigen Bedienungsgeschäfte liegen den Lohnbedienten ob. Den ganzen Tag über halten sich diese in den Corridoren auf, eine wahrlich, besonders im Winter, nicht beneidenswerthe Lage, um auf jeden Wink ihrer temporären Gebieter zur Hand zu seyn. — Da mich jedoch ähnliche Verhältnisse der Abhängigkeit mehr selbst drücken, als denjenigen, der unglücklich genug ist, in solchen gegen mich zu stehen, so erleichterte ich meinem Lohnbedienten sein Geschäft so sehr, daß er mir bekannte, noch nie einen Herrn gehabt zu haben, der ihm den Dienst so leicht gemacht hätte, ja er äußerte mir ganz offenherzig, seinen Lohn nicht zu

*) Täglicher Lohn ein Gulden und sechs und dreißig Kreuzer Conv. Münze.

verdienen. — Rechnet man nun zu dem Erzählten, daß meinen Fenstern gegenüber, vor dem gräflich Schönborn-schen Palais, stets eine Reihe von Fiakern hielt, so daß ich nnr zu winken brauchte, um so fort eine Equipage zu haben, so wird man es auch nicht für übertrieben achten, wenn ich behaupte, daß es schlechterdings unmöglich sey, was die persönlichen Bequemlichkeiten anbetrifft, angenehmer leben zu können, als ich drei Wochen lang in Wien gelebt habe. Eigene Dienerschaft und eigene Equipage wären mir nur zur Last gewesen. — Und dieses Alles hatte ich für den verhältnißmäßig geringen Aufwand von ungefähr täglich acht bis neun Gulden Conventions-Geld *), wobei ich jedoch bemerke, daß ich der Fiaker mich nur dann bediente, wenn es des Wetters oder der Entfernungen wegen nothwendig war.

*) Die Rechnung nach »Scheinen« (Papiergeld) in dem Verhältnisse zu 50 Xr. = 20 Xr. Conv. ist dem Fremden, der nicht daran gewohnt ist, äußerst lästig. Im gewöhnlichen Handel ist noch diese Rechnungsart üblich.

wohlhabenderen Wiener? Kommt man nun zu dem Erzählten, daß meinem Fenster gegenüber, vor dem gräflich Schönborn-schen Palais, stets eine Reihe von Fiakern hielt, so daß ich nur zu winken brauchte, um sofort eine Equipage zu haben; so wird man es auch nicht für übertrieben achten, wenn ich behaupte, daß es schlechterdings unmöglich sey, ohne die persönlichen Bequemlichkeiten aufzuopfern, angenehmer leben zu können, als ich drei Wochen lang in Wien gelebt habe; Eigene Dienerschaft und eigene Equipage wären mir nur zur Last geworden. — Und dies Alles hatte ich für den verhältnißmäßig geringen Aufwand von ungefähr achtzehn bis zwanzig Gulden Conventions-Geld *), wobei ich jedoch bemerke, daß ich der Fiaker mich nur dann bediente, wenn es des Wetters oder der Entfernungen wegen wirklich nöthig war.

*) [illegible]

IV.

Aufenthalt zu Wien.

Ganz eigenthümliche Empfindungen bemeisterten sich meiner, als ich am 22sten Julius (einem Sonntag) früh mein Quartier verließ, um erst einige Straßen Wiens zu durchstreifen, und dann meine italiänischen Freunde zu »überraschen;« denn sie erwarteten mich erst in ungefähr acht Tagen. — Fünf und vierzig Jahre, ein ungeheurer Zeitraum für das kurze menschliche Leben, waren verstrichen, seit ich Wien verlassen hatte, damals ein unerfahrener junger Mann, dem die heilige Eos mit Rosenfingern die Thore des Lebens eröffnete, jetzt, nicht ohne Erfahrungen der mannichfachsten Art gesammelt zu haben, schon dem Ufer des geheimnißvollen Stromes nahe, der ein Daseyn, welches wir zu erkennen glauben, von dem geheimnißvollen Jenseits scheidet. — Aber wie durch den langen Zeitraum mir die Körperkräfte nicht geschwächt worden, so war mir auch der alte frohe Sinn geblieben; hatten auch Hunderte von Erfahrungen mich belehrt, was von den Menschen im Ganzen zu halten und zu erwarten

stehe, wie oft Dienste mit Undank, freundliches Entgegenkommen mit eisiger Kälte vergolten würden, so war durch Ergebnisse der Art doch mein Inneres niemals verstimmt worden. Ich hatte mich über mir auf der Lebensbahn begegnende Menschen stets so geäußert, daß man mir sogar öffentlich vorgeworfen, »es scheine, »als wenn ich nur mit der Elite des »menschlichen Geschlechtes verkehre.« — Ein freilich sehr trüglicher Schein: denn wenn es auch eine »Elite« war, deren ich mit Lob und Dank erwähnte, so war doch weit größer die Schaar derer, die ich, ihnen in meinem Innern verzeihend, oder sie ignorirend, mit Stillschweigen übergangen hatte, und die mir wahrlich keine »Elite« gewesen waren. —

In ernster Heiterkeit schritt ich durch die Straßen Wiens, den Weg durch die schmale aber nur von Palästen gebildete Herren-Gasse, den Kohlmarkt, den Graben und den Stock-am-Eisen-Platz, wohl die schönsten, wenigstens lebhaftesten Gegenden der innern Stadt, nach dem St. Stephans Dome nehmend. — Hier stand ich denn wieder vor der himmelanstrebenden Pyramide, der schönsten mittelalterlichen architectonischen Zierde Wiens, die ich vor fünf und vierzig Jahren so oft bewundert, vor der in dem langen Zeitraume so Vieles vorübergegangen, welches der phan-

tasiereichste Staatsmann damals auch nicht im Traume für möglich gehalten haben würde. Der Thurm hatte auf eine, in ihren Außenwerken wenigstens, zertrümmerte Monarchie geschaut; er sah jetzt auf ein erneutes Staatsgebäude herab, das dem Herrlichsten beizuzählen, welches je die weite Erde verschönte. — Meine feierliche Stimmung führte mich in das Innere des ernsten Tempels, das mit seinen zwölf, mit mehr als hundert Standbildern geschmückten, sechs und achtzig Fuß hohen Pfeilern und seinen zahllosen Monumenten, — die immerhin die Einheit des Ganzen und die Reinheit des altdeutschen Styls durch den verschiedenartigen Zeitgeschmack, in dem sie gebildet sind, stören mögen, — Alles von einer Art heiligen Dunkels wie leicht überschleiert, — einen Eindruck auf den Eintretenden hervorbringt, als ihn selbst St. Peters Dom in der ewigen Roma nicht hervorzubringen vermag. — Hierzu nun das Feierliche eines katholischen Hochamtes, mit seiner hehren Musik und seinem Rauchwerk, die Andacht der Betenden, und man müßte ohne alles Gefühl für das Uebersinnliche gewesen seyn, um durch das, was hier die Sinne traf, nicht gerührt zu werden. — Denn eben dieses scheint mir aus der vollkommenen Freiheit von religiösen Vorurtheilen, dem Ergebnisse ernster und unbefangener Beschäftigung mit Gegenständen der Art, hervorzugehen, daß man nur

den Kern, das eigentlich Wesentliche der verschiedenen Religionsmeinungen, in Betrachtung zieht, der in allen auf eine ganz gleiche Weise unwidersprechliche Wahrheit enthält. Ein Mensch, der seine Seele zu dem höchsten Wesen emporhebt, ist gleichmäßig ehrwürdig, die äußeren Verhältnisse, welche ihm während dieser heiligen Handlung umgeben, und seine Vorstellungen von dem doch unbegreiflichen Wesen der Wesen mögen auch von der verschiedensten Art seyn. — Gerührt, ja im Innern tief bewegt, blieb ich also eine Stunde im St. Stephanstempel, auch meinerseits, und auf meine Art, dankbar mein Inneres zu dem Heiligsten erhebend.

Jetzt begab ich mich zu dem Hause meiner italiänischen Freunde, des Grafen und der Gräfinn Veterani in der Teinfaltstraße, nicht weit von meiner Wohnung; da sie mich aber erst am Ende der Woche erwarteten, so war (wie der Portier mir meldete) ihre Absicht, noch einige Tage zu Baden, wo sie sich eben befanden, und zwar der Graf etwas unpäßlich, zu bleiben. Ich nahm nun auf der Freiung einen Fiaker, und fuhr nach der k. k. orientalischen Academie, im entgegengesetzten Theile der Stadt, im Jacober-Hofe, wo mein Freund, der Professor Abbate Nicola Negrelli, dessen Bekanntschaft ich auf dem Gardasee und zu Verona gemacht, und mit welchem ich seitdem durch freund-

schaftlichen Briefwechsel verbunden blieb, mich mit dem Wohlwollen empfing, welches diesem edeln, frommen Geistlichen eigenthümlich ist. — Nachdem wir ein Stündchen mit einander geschwatzt, beschlossen wir, einen gemeinschaftlichen Besuch bei dem Baron Erstenberg zum Freienthurm, herzoglich=braunschweigischem Gesandten am k. k. Hoflager und Kammerherrn abzustatten, dessen persönliche Bekanntschaft ich im Sommer 1835 zu Mailand gemacht, und den der Abbé Negrelli mit mir auf gleiche Weise schätzt. — Wie mußte es uns betrüben, diesen verdienstvollen Staatsmann und, was noch mehr ist, vortrefflichen Menschen, in einem Zustande zu finden, der selbst für sein Leben bangen ließ. Ein sehr heftiges nervöses Fieber hatte ihn auf das Krankenlager geworfen; aber dennoch nahm er uns, selbst von Fieber=Phantasmen nicht gänzlich frei, liebevoll auf. — Während meines dreiwöchigen Aufenthaltes zu Wien verbesserte sich sein gefährlicher Gesundheitszustand nur wenig, doch, wie ich nach meiner Rückkehr mit Freude vernommen, ist er seiner liebenswürdigen Familie und seinen zahlreichen Freunden nach langer Gefahr gerettet worden

Gleich nach meinem Mittagsmahle in dem schönen Salon des »römischen Kaisers« empfing ich den Besuch des Professors Negrelli, der mich zu einem ausgedehnten

Spaziergange einlud. Es schien ihm darum zu thun, den ersten Eindruck zu beobachten, den die eigenthümlichen Reize Wiens auf mich, dem Fremden, machen würden. — Bei dem meiner Wohnung sehr nahen Schottenthore begaben wir uns auf den prächtigen, vierzig bis sechzig Fuß hohen Wall, den sogenannten »Basteien,« welche die ganze innere Stadt Wien umgeben. Die Aussichten von diesem mit Baumgängen versehenen, an den Seiten mit wohl unterhaltenen Mauerwerke geschützten Wallgange von der einen Seite auf die innere Stadt, ihre Kirchen und Paläste, von der andern auf den tiefen, trockenen, zu einer Fahrbahn geebneten Graben, auf das breite von Alleen vielfach durchschnittene Glacis, welches Wien von den Vorstädten trennt, auf diese zwei und dreißig Vorstädte selbst, deren großartige öffentliche Gebäude vielmals so stehen, daß sie ihre Fronten gegen das Glacis wenden, auf den Donau-Arm, dem nie ein reges Leben fehlt, auf den Prater, den Augarten und besonders auf die Gebirgszüge, so die Gegend um Wien verschönen, — diese Aussicht ist so einzig, daß keine andere Stadt etwas Aehnliches darbietet. — Wir umgingen ganz Wien, verließen bei dem Burgthore die Basteien, und begaben uns dann in den diesen ganz nahe gelegenen »Volksgarten,« einen herrlichen Park, womit der verewigte

Kaiser seinen Wienern im eigentlichen Verstande ein Geschenk gemacht hat. Hier fehlt es nicht an Kaffeehäusern und Restaurationen, von mehreren Seiten her tönt Musik, und der frohe Sinn der Wiener ist hier so recht in seinem Elemente. — Die katholische Geistlichkeit hält es (und ich glaube nicht mit Unrecht) gegen das Decorum, Orte dieser Art zu der Zeit, wo sie am meisten und unter dem lauten Jubel des Volkes belebt sind, zu besuchen; schnell führte mich also mein Begleiter durch diese Räume zu dem Theseus-Tempel, dem schönsten Schmucke des Volksgartens. Dieser Tempel (76′ lang, 43′ breit) ist ganz nach den Verhältnissen des atheniensischen gebaut, einzig um eines der größten Meisterwerke der neuern Kunst, Canova's Marmorgruppe des Theseus, aufzunehmen. — Wie de Latouche in seinen Erklärungen der Werke Canova's bemerkt, scheint es, als habe der große Künstler die Idee dieser colossalen Gruppe in dem Augenblicke gefaßt, wo seine Phantasie noch von der Erinnerung an die Marmorbilder des Theseustempels und an die Metopen und Basreliefs des Parthenons voll war. — Der Held, mit der rechten Hand die Keule schwingend, drückt mit dem linken Knie und eben so mit der linken Hand den auf dem Bauche liegenden Centaur nieder, der mit den Hinterfüßen krampfhaft in die Erde gräbt, während die

vordern wie schon sterbend sind. Das Gesicht des durch den Druck des Helden auf den Hals schon halberwürgten Centaurs ist keinesweges unedel, und drückt auffallend die Angst des Todeskampfes aus. — Eine Aehnlichkeit der Züge mit denen Laocoon's habe ich nicht zu finden vermogt. — Theseus selbst, mit einem Helm auf dem Haupte, übrigens, bis auf ein den linken Arm nur wenig bedeckendes Gewand, nackt, zeigt eine Heldengestalt, kräftiger als die eines Apollo, und minder kräftig als die eines Hercules, dem die Athener bekanntlich ihren Theseus so gern entgegensetzten. Das Gesicht des Helden ist völlig edel, und zeigt eine gewisse Ruhe, wie sie aus dem Bewußtsein der unwiderstehlichen Kraft hervorgeht. Die Gruppe ist im Hintergrunde des Tempels, der seine vorzüglichste Beleuchtung durch die Thür bekömmt, aufgestellt, so daß sie, was zu beklagen ist, von der Rückseite nicht beschaut werden kann. — Schon der erste Eindruck des colossalen Bildwerkes ist gewaltig; die Bewunderung steigt aber, je länger man dasselbe betrachtet, welches mir zu beweisen scheint, daß die neuere Kunst der alten im Wesentlichen nicht nachsteht. — Laocoon's Gruppe steht jedoch, über Alles hervorragend, noch höher.

Vom Theseustempel begaben wir uns nach meinem

Quartier, wo mein Freund mir bis spâthin Gesellschaft leistete.

So verlebte ich meinen ersten Tag zu Wien. — Auf gleiche Weise so Tag für Tag zu erzählen, wie ich meine Zeit in der großen Capitale verwendete, was ich erlebte und beobachtete, kann meine Absicht nicht seyn; ich müßte befürchten, zu viel Bekanntes berichtend, trocken zu werden, doch nichts Erschöpfendes und Vollständiges zu liefern, und, was das Bedenklichste wäre, zu Vieles von mir selbst zu erzählen. Vergebens möchte ich dann wiederholend darauf den geneigten Leser aufmerksam machen, daß ich nicht nur Reise-, sondern auch Lebens-Darstellungen am Anfange meines Unternehmens mitzutheilen versprochen habe. — Es ist so leicht, zu ignoriren, was man einmahl ignoriren will. — So mögen hier denn Bruchstücke aus meinem Tagebuche, »eine Auswahl von den Briefen an die Meinigen,« die jenes bildeten, und die unter sich, wie an Verschiedene gerichtet, keinen genauen Zusammenhang haben, jedoch nicht ohne spätere Zusätze, folgen. Ist gleich nun die Ordnung, wie ich sie an einander reihe, nicht entfernt eine systematische, bilden sie auch kein vollständiges Ganzes:

so hoffe ich doch, daß der Leser aus ihnen erkennen soll, was für einen Eindruck die Hauptstadt der österreichischen Monarchie auf einen mit Unbefangenheit und Wohlwollen begabten deutschen Menschenfreund — ein solcher rühme ich mich zu seyn — hervorbringt.

Nicht für unangemessen halte ich, hier zuvörderst (ehe ich zu Gegenständen ganz anderer Beschaffenheit übergehe) des zweiten großen Meisterwerkes zu gedenken, welches Wien von Canova besitzt. — Es ist dieses von ganz verschiedenartiger Beschaffenheit, als die Theseus-Gruppe, und mehr in modernem, gleichsam romantischen Sinne gedacht; übrigens jener keinesweges nachstehend. — Ich meine das Grabmahl der Erzherzoginn Christine, welches ihr deren Gemahl, der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, in der Hofpfarrkirche der Augustiner hat setzen lassen. Es nimmt einen großen Theil der Wand, grade dem Haupteingange gegenüber, ein, und ist ganz von carrarischen Marmor. Den Hintergrund des Ganzen bildet eine hohe Grabes-Pyramide, in deren Mitte eine geöffnete Thür, im strengsten architectonischen Style, angebracht ist, zu welcher zwei hohe Stufen hinaufführen. Die Pyramide mit den Thürstufen selbst erhebt sich auf einem

noch höhern Sockel. Dieser und die gedachten Stufen sind es, welche die drei Hauptgruppen des Ganzen als Basis aufnehmen. Man könnte tadeln, daß diese Gruppen in gar keiner Verbindung mit einander stehen, sondern daß jede von ihnen ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht. — Die erste Gruppe ist unstreitig die der drei jungen Priesterinnen, von denen die mittlere und größere, die Tugend darstellend, den Aschenkrug trägt, mit welchem sie eben in die Thür des Grabes zu treten im Begriff ist. Die beiden kleinern Figuren tragen Todtenfackeln. Eine sanfte Trauer ist über die edeln, fast ganz verhüllten Gestalten ausgegossen. — Dem Beschauer links, tiefer unten, theils noch auf dem Sockel der Pyramide, theils auf der untern Stufe zur Thür, mit der ersten Gruppe nur durch einen auf den Stufen liegenden Teppich verbunden, stellte der Künstler eine zweite Gruppe von wiederum drei Figuren dar. Ein blinder Greis, dessen Gebrechlichkeit und Elend seinem würdevollen Ansehn nicht das Geringste rauben, hängt sich mit der Linken an den Arm einer jungen weiblichen Gestalt, welche ihm wie behülflich ist, emporzusteigen, während er mit der Rechten sich auf einen Stab stützt. Ein junges Mädchen in der Mitte Beider ahmt, nach Kindesart, mit katholisch zusammengelegten Händen mehr den Kummer der Andern nach, als es

ihn selbst zu fühlen scheint. Diese Gruppe hat etwas unaussprechlich Rührendes. — Die dritte Gruppe besteht aus einem, wie in Trauer versunkenen ruhenden Löwen, gleichsam dem Wächter des Grabmahls, zu dessen Seite ein wunderschöner, fast nackter Genius sitzt, sich mit der rechten Seite auf den Rücken des Löwen lehnend. Fast möchte es scheinen, als wenn für eine Kirche, in welche doch auch junge Mädchen eintreten, der Genius zu schön und zu nackend sey. — In der Peterskirche zu Rom fand man wenigstens einst angemessen, eine zu entblößte Statue der Religion, in Rücksicht auf junge Männer, mit Bronce zu bekleiden. — Eine vierte, auf ziemlich alltägliche Art über der Thür des Grabmahls, schon gegen die Spitze der Pyramide zu, angebrachte Gruppe stellt einen weiblichen Genius dar, der wie triumphirend Christinens Bild, umgeben mit der Schlange der Ewigkeit, zum Himmel trägt. Ein kleiner Engel mit einem Palmzweige folgt. — Ich bin nie vor der Augustinerkirche vorbeigegangen, ohne einzutreten und das herrliche Werk zu bewundern, ohne mich durch das, was eine strengere Kritik gegen die Zusammenstellung des Ganzen allenfalls einwenden könnte, und auch schon öfter eingewendet ist, stören zu lassen.

Wien unterscheidet sich schon dadurch von allen übrigen Städten Europa's, daß die eigentliche Stadt, obgleich der vornehmste, doch ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Ganzen ist. Sie läßt sich auf ihren Basteien in einer guten Stunde umgehen; — der schönste Spaziergang, den ich kenne, gewissermaaßen zu vergleichen (was die Aussicht nach der Stadt-Seite anbetrifft) mit dem hoch sich dahinziehenden Wege von der Kirche Trinità de' monti nach der Porta del popolo zu Rom. — Dann kömmt das breite, die Stadt von den Vorstädten trennende Glacis, und dann die unermeßliche Masse von Kirchen, Palästen und Häusern, welche jene Vorstädte bilden, die an ihrem sie umschließenden zwölf Fuß hohen Walle, den sogenannten »Linien,« einen Umfang von 23,270 Klafter, oder fast sechs geographischen Meilen haben. — Aber auch hier wird Wien nur den Namen nach begränzt; hierin mit London und Neapel zu vergleichen, füllt es die zwischen sich und den nahegelegenen Ortschaften noch vorhandene Lücke immer mehr mit Häusern aus. So sind z. B. Penzing und Hietzing kaum mehr Dörfer zu nennen; ein völlig städtisches Leben hat, wenigstens im Sommer, in ihnen Statt, und selbst ein Theater (unter der Direction von Karl Böhm) fehlt dem heitern Hietzing nicht.

Wien selbst hat enge und größten Theils krumme Straßen, keine sonderlich große Plätze, wenigstens keinen, welcher mit dem Gensdarmen-Platze zu Berlin, dem Platz Ludwigs XV. zu Paris, oder gar mit dem Markus-Platze zu Venedig oder dem Peters-Platze zu Rom zu vergleichen stände; aber die ganze Stadt ist auf das herrlichste mit Granit-Quadern gepflastert, unterirdische Kanäle halten sie auf eine ausgezeichnete Weise rein, die Straßen und Plätze sind den Tag über von einer Menschenmenge belebt, welcher man im Ganzen Wohlsein und Zufriedenheit so recht deutlich ansieht, kein Bettler, kein Trunkener, kein Lump stört dieses heitere Bild, aber Hunderte prächtiger Equipagen und oft recht eleganter Miethwägen zeugen von dem Reichthume und der Wohlhabenheit der Bevölkerung der prächtigen Capitale. Und wahrlich prächtig darf man Wien nennen, denn wo man hinschaut, erheben sich die Paläste des Hofes, der öffentlichen Anstalten und der Großen; auf dem Graben, wohl dem größten, wenigstens längsten Platze Wiens, dem Kohlmarkte, dem Stephans-Platze u. s. w. ist eine beständig fortdauernde Messe; ein auf das heiterste ausgeschmücktes Kaufgewölbe reihet sich an das andere, und namentlich scheinet mir in dieser Beziehung der Graben dem Palais royal zu Paris keineswegs nachzustehen, die Arcaden des Marcus-

Platzes und der Merceria zu Venedig und selbst die Strada Toledo zu Neapel aber weit zu übertreffen. — Ein Gang durch die genannten Plätze und Straßen Wiens — der Kohlmarkt ist auch nur eine Straße — ist ein Gang durch eine Kunstausstellung. Hier erblickt man eine Sammlung schöner Miniatur-Gemählde, daneben die vorzüglichsten Werke der ältern und neuern Kupferstecherkunst, Arbeiten in Silber, die würdig wären, im »grünen Gewölbe« aufbewahrt zu werden, strahlende Juwelen, Reihen großer Perlen, dann die schönsten Stoffe englischer, französischer und österreichischer Fabriken. Die Arbeiten der Buchbinder, in Sammt oder Maroquin gebundene, reich mit Silber beschlagene Gebetbücher, die zauberhaft-schönen Glasarbeiten der Böhmen, die Leistungen der Wappen-Graveurs, Alles dieses zieht die Augen an und hemmt die Schritte der müßigen Straßen-Waller. — Dazu nun noch die Gemählde der aufgeschlagenen Läden der Gewölbe, zum Theil fast Meisterstücke einheimischer Mahler. Hier schaut man neben dem Kaiser Joseph II. Friedrich den Großen, oder nicht fern von dem Kaiser Franz I., den Liebling des Volkes, den Fürsten Metternich (irre ich nicht, diesen auf dem Platze am Hofe), Alle in lebensgroßer Gestalt, und wahrlich so gemahlt, daß man die Bilder in

sein eigenes Prunkzimmer aufnehmen möchte. — So finde ich die Straßen Wiens, und obwohl man mir sagt, die Stadt sey jetzt, im hohen Sommer, minder lebhaft als im Winter und Frühling; denn hier treibt schon die Mode Jeden, der es irgend vermag, im Sommer auf das Land, oder doch nach Hietzing und Penzing, — welches mir wenig auf dem Lande zu seyn scheint: so finde ich doch auch jetzt die Hauptstraßen und Plätze Wiens fast eben so lebhaft, als z. B. die rue Richelieu oder Vivienne zu Paris, obwohl beiweitem nicht so sehr als die Strada Toledo zu Neapel.

Begiebt man sich über das breite Glacis in die Vorstädte, oder über die Donau-Brücken in die Leopoldsstadt, so ändert sich dieses freilich: die Straßen-Lebhaftigkeit zeigt sich in den vornehmsten Straßen dieser Gegenden ungefähr in der Art, wie auf der Friedrichsstraße zu Berlin. So stellt sie sich z. B. ungefähr auf der Jägerzeil dar, einer Straße der Leopoldsstadt von der Breite »der Linden« zu Berlin, welche von der Ferdinands-Brücke zum Prater führt. In den abgelegenen, und zum Theil noch nicht völlig ausgebauten Straßen der Vorstädte, ist es aber still, wie zu Manheim, oder auf dem öden Schloßplatze unseres stillen

Wolfenbüttels. Doch dort ist es die Stille des aufblühenden, hier die des sinkenden Lebens *).

Auffallend ist es in der That, daß Oesterreichs innere Verhältnisse, und insbesondere die Art und Weise, wie dessen Regierung auf Land und Volk einwirkt, im Auslande, und selbst in Deutschland, so wenig bekannt sind. In dieser Beziehung ist das jüngste Werk der Mistreß Trollope, »Wien und die Oesterreicher« **), ein verdienstliches zu nennen, da die geistreiche Frau, obwohl wegen Mangel an Kenntniß der deutschen Sprache, mit großen Hindernissen kämpfend,

*) Im Jahre 1838 sind in Wien verstorben 14,339 Menschen; geboren wurden 16,295. Nach der letzten Conscription beträgt die Bevölkerung Wiens 334,500 Individuen, nicht gerechnet die nur kürzere Zeit dort sich aufhaltenden Fremden und die Besatzung Dieser Ansatz besteht aus 76,050 Familien, 782 Geistlichen, 3310 Adlichen, 5142 Beamten und Honoratioren, 9036 Gewerbsbesitzern, Künstlern und Kunstzöglingen und in 76,452 Personen, die zu andern als den genannten Classen gehören.

**) Die Uebersetzung enthält in Anmerkungen manche von Sachkenntniß zeugende Berichtigung, und ist dem Originale vorzuziehen.

ihre Anwesenheit zu Wien sehr gut benutzte, und nun Mittheilungen über Oesterreich macht, welche nicht nur ihren Landsleuten, sondern auch manchen Deutschen, ein ganz anderes und weit erfreulicheres Bild von der großen Monarchie vor die Augen stellen möchten, als sie bisher davon gehabt haben. — Wenn es jemahls eine Regierung gegeben, welcher Recht und Gerechtigkeit das leitende Princip bei ihrer Einwirkung auf Land und Volk gewesen sind, so war es seit den Zeiten der unsterblichen Maria Theresia die österreichische. — In Oesterreich geschieht Alles für das Volk, d. i. für die verschiedenen Nationen, über welche sich die Monarchie erstreckt; aber nicht allein für eine Standes-Classe derselben, sondern für alle, für die höchsten eben so gut als für die niedrigsten. Man unterdrückt nicht willkührlich Rechte der einen Classe, um ihren Gegenstand der andern hinzugeben: eben so sicher wie der Bauer ist, daß man seine Gerechtsame nicht antaste, eben so sicher ist dieses der Fürst. — Wo jedoch die Rechte der einen Classe unnatürlich gegen angeborene Menschenrechte der andern anstoßen, wie z. B. in Ungarn in Beziehung auf die »misera plebs«, wie selbst die Gesetze den Bauernstand nennen, der Fall ist, und noch bei weitem mehr der Fall war, da tritt die durch Grundgesetze beschränkte Regierung, diese heilig haltend, zwar nicht ge-

waltsam, und gleichsam revolutionär, dazwischen, durch Beispiele belehrt: aber, ihre Milde nicht verleugnend, handelt sie vermittelnd, und kommt so allmählig dem Ziele näher, welches dem Menschenfreund nur erfreulich seyn kann. — Leibeigenschaft ist in Oesterreich ein unbekanntes Wort, seit Joseph II. mit der Aufhebung dieses die Menschenrechte unmittelbar kränkenden Verhältnisses voranging *). Sie wurde, wo sie bestand, in Böhmen und Mähren im Jahre 1781, in Ostgalizien 1782, in Ungarn durch den 35sten Artikel des Reichstags-Schlusses von 1791 und in Westgalizien unter Franz I. aufgehoben. — Dagegen besitzt der Bauer in mehrern Provinzen kein Grundeigenthum, und ist durch die Befreiung ganzer Standes-Classen von den öffentlichen Lasten in einem Zustande, welchen nur die Fruchtbarkeit des Bodens erträglich machen kann. Doch ist er nicht mehr an die Scholle gebunden; er ist Pächter, und kann mit seinem Erwerb, wenn seine freilich sehr großen Abgaben und Leistungen abgetragen sind, machen, was er für vortheilhaft achtet. Wenn er mit seinem Grundeigenthümer Rechnung gehalten, mag er seinen Wohnort frei verlassen. — Freilich ein elendes

*) Vergl. Authentische Beiträge zur Geschichte des Lebens und der Regierung Franz I. Heft 1 Seite 86. (Stuttgart, 1837.)

Recht (beneficium flebile); aber wie soll diesem Verhältnisse abgeholfen werden? — Der Adel will auf den Reichstagen in nichts willigen, was seinen Rechten nachtheilig ist; alle Bestrebungen der Regierung scheitern hier an dem Willen der Aristokratie: die »misera plebs« soll ohne Eigenthum bleiben; der Adel will seine Abgabenfreiheit nicht aufgeben. Die Regieruug steht hier ganz auf der Seite des Volks, aber sie ist durch die Verfassung beschränkt, und nimmt mit Recht Anstand, was das Eigenthum des Grundes und Bodens anbetrifft, auf eine Lex agraria hinzuarbeiten. — Und kaum ist es einzusehen, wie dem Landmanne Eigenthum an Grund und Boden verschafft werden könne. — Eher wird durch die Zeit die Abgabenfreiheit des Adels sich modificiren. — Bedenkt man, daß es in ganz Polen — wozu noch die Leibeigenschaft kömmt — eben so war: so läßt sich leicht abnehmen, daß es nicht der Landmann ist, der dort den vorigen furchtbaren Zustand zurückwünscht.

Oesterreich ist seinem Wesen nach ein katholischer Staat, welches man oft im Auslande nicht zu beachten scheint*); diesen factischen Umstand stets vor Augen

---

*) Man zählt nach »Blumenbachs Handbuche der Geographie der österreichischen Monarchie,« in dieser jetzt in runden Zahlen:

habend handelt die Regierung, ohne daß sich jedoch die andern Religionsparteien, und namentlich die Protestanten, in mindestem über Bedrückung beklagen könnten. Keineswegs will ich jedoch leugnen, daß, um sich ganz und gar in Oesterreich behaglich zu finden (ich nehme Siebenbürgen und Ungarn aus, wo die Protestanten beinahe gleiche Rechte mit den Katholiken genießen), man ein Katholik seyn müsse. Schon der einzige Umstand, täglich vor Augen zu haben, mit welchem Pomp der Katholicismus seine Mysterien feiert, dagegen zu Wien der Protestant nicht unmittelbar von der Straße, sondern gleichsam verstohlen durch eine Hofthür in sein »Bethaus« eintreten muß, hat nichts Erfreuliches, und zeigt deutlich genug, daß sein Cultus nur ein geduldeter sey: aber Anmaaßungen, wie sie jetzt in Preußen ein großer Theil der katholischen Clerisey gegen den Prote-

Katholiken	. . . .	26,790,000
Griechen	. . . .	3,040,000
Reformirte	. . . .	1,660,000
Lutheraner	. . . .	1,190,000
Juden	. . . . . .	480,000
Unitarier	. . . .	50,000
Armenier	. . . .	13,500
Muhamedaner	. .	1,500
		33,424,000.

stantismus aufstellt, sind bis jetzt in Oesterreich unerhört, und würden, wenn sie auftauchten, bald unterdrückt werden. So weiß ich z. B. aus der besten Quelle, daß unter zwölf Ehen, welche (außer Ungarn) Protestanten schließen, im Durchschnitte eilf s. g. gemischte sind, ohne daß es — bis auf die neuesten Zeiten, wo ein Paar Mahl Prätensionen der Art zum Vorschein kamen, — den katholischen Pfarrern in den Sinn gekommen, die Einsegnung zu verweigern, weil, wie die Gesetze bestimmen, die Kinder nach ihrem Geschlechte in den Religionen der Aeltern erzogen werden sollen.

Besonders hat man eine ganz falsche Vorstellung von Oesterreich, wenn man sich einbildet, daß dessen Staatsbürger unter irgend einem politischen Drucke lebten, wie er z. B. unter der alten venezianischen Regierung stattfand. — Man darf nicht in Oesterreich revolutioniren; aber mich dünkt, dieses ist so ziemlich allgemein Rechtens, und selbst Regierungen, welche eben, wie Frankreich und Belgien, aus Revolutionen hervorgegangen sind, dulden dieses nicht; ja die Aufrührer, welche ihnen das politische Daseyn verschafften, sind ihnen verdächtig. — Keinem Gelehrten wird in Oesterreich verwehrt, ein verbotenes Buch, welches er zu seinen historischen, politischen oder theologischen Studien nöthig zu haben glaubt, sich anzuschaffen; er braucht dieserhalb

sich nur an die competente Behörde zu wenden: daß man aber in dieser Beziehung einen Unterschied zwischen den Lesenden macht, ist ein Ergebniß der Erfahrung, die leider durch Blut und Flammen hinlänglich dargethan, was daraus entsteht, wenn Behauptungen, die an sich nicht so böse gemeint sind, von den ungebildeten Classen des Volkes mißverstanden werden. — Hierbei muß man stets bedenken, daß Oesterreich »Oesterreich« ist: dieß heißt, daß das Ganze nach seiner eigenthümlichen Zusammensetzung darauf hingewiesen, entweder ein Staat der Beschaffenheit zu bleiben, wie er jetzt besteht, oder auseinander zu fallen. Eben dieses war die Ursache, daß Joseph II. selbst einen guten Theil seiner Reformen zurücknehmen mußte. — Oesterreich ist wesentlich auf die Stabilität hingewiesen. Kämen in politischer, selbst vielleicht in religiöser Hinsicht, Ideen im Umlauf, die von den jetzigen Vorstellungen des Volkes in Wesentlichen verschieden wären, es wäre unmöglich, daß die Monarchie in der gegenwärtigen Kraft fortbestände, und bald würde gefährdet werden, was jetzt alle Klassen der Staasbürger so glücklich und zufrieden macht.

Was aber die österreichische Regierung zur Beförderung der Künste und Wissenschaften, nicht weniger der Gewerbsthätigkeit, verwendet, reget zum Erstaunen auf. So giebt es wohl in ganz Europa kein Institut, welches

dem polytechnischen zu Wien in seiner Art verglichen werden könnte. — Wenn es zur Sprache kömmt, daß an der kaiserlichen Burg mit dem begonnenen Neubau doch endlich fortgefahren werden müsse: so findet man, daß dieses für den Augenblick den Staatscassen zu drückend sey, während in sogenannten constitutionellen Staaten ein solches Hinderniß selten ernstlich geäußert, und noch seltener berücksichtigt wird; kömmt es aber darauf an, für Wege- und Kanalbauten, für wissenschaftliche Institute, überhaupt zum Besten des Ganzen, Millionen herbeizuschaffen, so fehlt es niemals am Gelde. — Man wende nicht ein, daß doch für die Krönungsfeierlichkeiten zu Prag und Mailand Summen ausgegeben worden, welche noch nützlicher hätten verwendet werden können. — Abgesehen davon, daß bei Feierlichkeiten dieser Art leicht zu errathende politische Zwecke vorwalten: so sind sie eben so recht geeignet, der Gewerbthätigkeit des Volkes einen neuen Schwung zu geben, nicht sowohl durch die Summen, welche der Hof durch den eigenen Aufwand in Umlauf setzt, als durch die weit beträchtlichern, die durch die Großen der Monarchie und durch die Fremden bei Gelegenheiten dieser Art unter das Volk gebracht werden. — Schon während meines Aufenthalts in Wien ahnten solche Personen, welche den milden Geist der österreichischen Regierung begriffen haben, den

herrlichen Act wahrhaft väterlicher Gesinnung, wodurch der Kaiser das hehre Fest zu Mailand zu einem Familienfeste für Unzählige machte. — Sehr häufig sind es nur irregeleitete und sonst edele Menschen, welche sich durch Staatsvergehen ins Verderben stürzen. — Siegen sie, so erfolgen (wenn auch mit Widerwillen, oder in der ersten Aufwallung ertheilt) »Julius-Decorationen«: liegen sie unter, so sind sie »Verbrecher«. — Gewiß muß gegen sie in den Urtheilssprüchen der Gerichte die Strenge der Gesetze angewendet werden, sonst würde kein Staat bestehen, ja sich nicht einmahl bilden können; aber des Monarchen, der sich sicher fühlt und ein menschliches Herz in der Brust trägt, ist es würdig, sein schönstes Recht, das der Begnadigung, in Anwendung zu bringen. Und, wahrlich, nicht ohne auch seiner Seits den Lohn zu empfangen: allgemeines Lob und vermehrte Liebe wird ihm zu Theil werden. — Auch hier zeigt das Volk, wie richtig sein Tact sey. — Der einzige Act der Amnestie hat alle Kosten der mailändischen Krönung hundertfältig ersetzt; nicht baar, sondern durch etwas, welches durch Geld nicht bezahlt werden kann. — Es ist dieses eine völlig natürliche Folge der schönen väterlichen Handlung, deren Grund jedoch offenbar nur in dem milden Gemüthe des Kaisers lag, der sich selbst in dem Gedanken glücklich fühlen

mußte, das Glück so mancher Familie herzustellen. Er konnte aber die schöne Handlung mit völliger Sicherheit ausüben, denn auch in Italien fühlt die große Mehrheit zu sehr, was sie Oesterreich verdankt. — Möge der Kaiser Nachahmer finden, damit die Völker sich endlich mit den Herrschenden versöhnen *)!

Wenn Oesterreich, bei der unendlichen Verschiedenartigkeit der Völker, über welche es herrscht, eine Verschiedenartigkeit, die sich über Alles erstreckt, was den Menschen von dem Menschen zu trennen pflegt — Nationalität, Sprache, Religion, Bildungsstufe, — zu Resultaten gelangte, wie wir sie vor Augen haben, so kann man dieses Ergebniß nur als die Folge einer tiefen

*) Bei dem Vortrage einer Adresse in der ersten Kammer der darmstädtschen Stände äußerte in dieser Beziehung der Herr von Gagern sich folgendermaaßen: »Meine heiligen Pflichten gebieten mir also zu sagen: Es ist den Mächtigsten selbst, es ist allen Fürsten, es ist dem Bund und allen Begriffen von Bundessystem nachtheilig, es trübt und entfremdet die Gesinnungen, wenn dieser mailändische Vorgang nicht in Deutschland je eher je besser befolgt wird. In Italien hat nicht der Pöbel, sondern die Masse der Nation gejubelt und dem Herrscher gedankt.« — Deutsche National-Zeitung, 1838, Nr. 301.

Weisheit und einer unerschütterlichen Beharrlichkeit in der Anwendung derjenigen Grundsätze betrachten, welche als die einzig anwendbaren für die vorliegenden Verhältnisse erkannt waren. — Als Muster stand, zum bedeutenden Theil, die Regierung der Kaiserinn Marie Theresia da; die des großen Reformators Joseph II, obwohl sie Vieles in das Leben gerufen, welches noch jetzt, zum Wohl des Ganzen, dauert, ja dieses Ganze eben erst befestigt hat, warnte jedoch in manchen Stücken vor ähnlichem Unternehmen. Er selbst mußte schon sehr bedeutend einlenken; Leopold II. aber war eben durch das zu rasche Handeln seines Vorgängers in eine Lage gekommen, in welcher er nur zu sehr erkannte, daß es viel leichter sey, einen aus homogenen Bestandtheilen bestehenden Staat, wie Toscana, in welchem man überdem an Absolutismus gewöhnt, zu reformiren — und auch selbst hier stieß er auf sehr große Schwierigkeiten, — als einen Staat, der aus Bestandtheilen zusammengesetzt war, die Verschiedenheiten darboten, wie sie Ungarn und Brabant, Böhmen und Mailand zeigten. — Es läßt sich kaum denken, daß es einen Monarchen geben möge, dessen ganze Individualität mehr für Oesterreich hätte passend seyn können, als die des Kaisers Franz I. Ein Character, dessen wesentliche Eigenschaften höchste Rechtschaffenheit, Religiosität, Festigkeit

und Milde war, und dabei eine Liebe für sein Volk, die man idealisch nennen kann, waren wie für Oesterreich geschaffen, und wie für eine Zeit, als er sie erlebt hat. Dafür ward ihm aber auch eine Anerkennung und eine Gegenliebe, welche durch sein Hinscheiden den Character einer Heiligen = Verehrung erhalten, deren tägliche Aeußerungen man selbst erfahren haben muß, um von ihr eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung zu bekommen. — Furchtbare Unglücksfälle hatten Oesterreich heimgesucht; es hatte eine Kraft entwickelt, welche selbst sein erbittertster Feind anerkennen mußte, aber dennoch war es in so weit dem Geschicke unterlegen, daß es, herrlicher Provinzen beraubt, vom Meere getrennt, tiefhin erschüttert, und (was das Aergste und Beklagenswertheste) zu einem Bündnisse mit seinem gefährlichsten Feinde gezwungen war. — Schon während dieses Unglücks entwickelte sich für Oesterreich ein Keim, aus welchem für dasselbe ein Glück hervorwachsen sollte, dessen es jetzt genießt, und eine Macht, welche weit größer und solider ist, als Macht und Glück zu den Zeiten waren, da die Sonne in seiner Herrschaft nicht unterging. — Mit dem Anfange des Jahrhunderts trat der damalige Graf und jetzige Fürst Clemens von Metternich, als Gesandter zu Dresden, in den österreichischen Staatsdienst, und als der Graf Stadian 1809 seine Stelle

niederlegte, ward Metternich zum Staatsminister, und bald darauf zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Was er seit dieser Zeit dem österreichischen Staate gewesen, weiß nicht Europa allein, es weiß die ganze Erde, auch da, wohin nur der schwächste Strahl historischer Wissenschaft und der Kenntniß dessen gedrungen, was die Welt erschüttert und wieder beruhigt hat. Es hat Minister gegeben, die gleichmäßig wie Metternich das Zutraun ihres Monarchen genossen, die durch dieses Zutraun auf die Welt einwirkten: aber gleichwie eine Zeit, wie die unsrige, noch nicht da gewesen, so hat es auch noch keinen Sterblichen gegeben, der auf gleiche Weise als Metternich, und zwar durch Tugenden, durch Klugheit und Festigkeit des Characters, nicht auf den Staat, dem er diente, allein, sondern auf einen ganzen Welttheil, und weiter hinaus, aufbauend und befestigend eingewirkt hat. — Napoleon, aus einer Revolution hervorgegangen, erbaute sich durch Klugheit, militärische Kunst und Tapferkeit ein Kaiserreich; aber der Mäßigung entbehrend, zerstörte er durch Waffenunternehmungen, was er durch Waffengewalt erworben. — Metternich, stets aufmerksam auf die Weltbegebenheiten, an deren Entwickelung er den bedeutendsten Antheil hatte, benutzte diese, zum Besten Oesterreichs, und so zum Besten von Europa, auf eine so

kluge Weise, daß ihm die Freude werden konnte, von den Zeitgenossen sich als den vorzüglichsten Begründer eines Zustandes anerkannt zu sehen, der, wenn wir ihm mit Europa's Knechtes-Zustand in den J. 1811 und 1812 vergleichen, ein Zustand der Freiheit genannt werden muß. — Vorzüglich aber ist es Oesterreich und Deutschland, welche dem Fürsten Metternich Dank schuldig sind. Das erste hat sein Kaiser durch ihn, nachdem es, wie durch Brandunglück wesentlich verletzet, neu und schöner als früher aufgebaut, und Deutschland verdankt ihm die Rettung seiner Nationalität.

Was für einen lebhaftern Wunsch hätte ich in Wien haben können, als den, einen Mann von Metternich's Größe persönlich kennen zu lernen, und welcher mir, dem ihm persönlich Unbekannten, schon früher Beweise seines Wohlwollens gegeben hatte? — Die Erfüllung dieses Wunsches ist mir auf das Schönste zu Theil geworden. — Am zweiten August wurde ich von dem königlich hannoverischen Gesandten Baron von Bodenhausen in der Staatskanzlei dem Fürsten, in einer mir gewährten Privataudienz, vorgestellt. Es empfing mich der Fürst freundlich mit den Worten: »Wir sind alte Bekannte,« worauf er sich auf das Gütigste über meine literarischen Bestrebungen, welche er sämmtlich kannte, äußerte, und schließlich mich zu seinen

Abendcirkeln einlud. — Auch in diesen bin ich erschienen, und habe den großen Staatsmann, gleichsam in seiner Häuslichkeit und wie ausruhend von den Arbeiten des Tages, gesehen. — Hier saß der Fürst, während die Prinzessinn Metternich, seine Tochter, die Honeurs des kleinen Cirkels machte — die Gemahlinn des Fürsten war zu jener Zeit unpäßlich — und unterhielt sich über Gegenstände von einer meist wissenschaftlichen Tendenz. So war z. B. einmahl von den »sette communi« im Vicentinischen die Rede, welches denn das Gespräch auf analoge Erscheinungen, nicht nur in Europa, sondern auch in fremden Welttheilen, führte. — Der Fürst spricht gleich vortrefflich deutsch und französisch, mit der Bestimmtheit und Eleganz, auch hinsichtlich der Aussprache, eines Academikers. Dabei leuchtet ein stetes Wohlwollen aus seinen Zügen, und selbst zeigt es der sanfte Ton seiner Stimme. Einem Jeden der Anwesenden schenket er gleiche Aufmerksamkeit. Diese gesellschaftlichen Vereine hatten Abends von zehn bis zwölf Uhr in seinem Gartenpalais (in der Vorstadt »Landstraße«) Statt, dessen Säle mit einer bedeutenden Reihe kostbarer moderner plastischer Werke geziert, und welches in einem sehr edeln Geschmacke angelegt ist. — Der Fürst Metternich (geb. am 15ten Mai 1773), hat kaum das Ansehn eines Funfzigers, und

scheint, schon nach seiner Heiterkeit, von sehr guter Gesundheit zu seyn. Seine Gesichtsbildung ist in hohem Grade edel, und wenn er spricht, so entwickelt sich in seinen Zügen eine Milde, welche bewirkt, daß man ihn lieb gewinnt. Seine Statur mag etwas über mittlere Größe seyn. — Ich rechne die Stunden, welche ich in der Nähe des Fürsten Metternich verlebte, unter die schönsten und interessantesten meines Lebens.

Die Zeit meines Aufenthaltes zu Wien, im Julius und August, war eine solche, wo es für die höhern Stände und Personen, welche deren Lebensweise gern nachahmen, fast unerläßlich scheint, die Stadt verlassen und auf dem Lande leben zu müssen. Selbst Staatsbeamte, deren Geschäfte sie an Wien fesseln, treffen solche Einrichtungen, daß sie dieser Art von Nothwendigkeit zu genügen im Stande sind. Die ganze Familie wird zu Hietzing, Penzing u. s. w. installirt, sie selbst verlassen den Landaufenthalt täglich auf einige Stunden, um die erforderlichen Geschäfte so schnell als möglich in der Stadt abzumachen und zeitig zu dem Mittagsmahle zurückkehren zu können. Vielmahls habe ich diese Gewohnheit, als eine solche worunter die Betreibung der Geschäfte litte, in Wien tadeln gehört. — Doch sie be-

steht, und selbst die große Mehrheit der fremden Gesandten huldigt derselben. — Wäre also meine Absicht gewesen, als ich Wien zum Ziel meiner dießjährigen Reise wählte, recht viele bedeutende Bekanntschaften zu machen, so hätte ich keine ungünstigere Reisezeit zu wählen vermocht. Doch mein vorzüglichster Zweck war ein anderer: ich wollte theure Freunde wiedersehen, und dann noch einmahl, gegen das Ende des körperlichen Daseyns, den engen Kreis des alltäglichen Lebens mit einem ausgedehnteren und heiterern vertauschen. — Jenes Umstandes ungeachtet, habe ich jedoch zu Wien, sowohl in dem höchsten Kreise der Gesellschaft, als in dem Gelehrten- und dem Bürgerstande, Bekanntschaften gemacht, die mich hoffen lassen, daß ich einige der characteristischen Eigenheiten dieser so verschiedenen Sphären kennen gelernt habe; auch waren mir diese aus meinen früheren Reisen im österreichischen Staate nicht ganz unbekannt geblieben. — Zuvörderst darf ich hier die Bemerkung machen, daß, wie ich auch von Sachkennern vernommen habe, Mistreß Trollope, mit der feinen Beobachtungsgabe, welche geistreichen Frauen eigen ist, die gesellschaftlichen Verhältnisse in den höchsten und höhern Ständen völlig richtig aufgefaßt und geschildert hat. — Wird zu Wien gleich jeder gebildete, von Privatpersonen unabhängig lebende Mann mit dem Prädicate

des Adels (»Herr von . . . .«) beehrt, so ist es doch nirgend wesentlicher, ein Edelmann zu seyn, als eben hier. Nur dieser Stand setzt in Verhältnisse einer gewissen Gleichheit mit Höherstehenden, die schwerlich durch den anerkanntesten gelehrten Ruf herbeigeführt würden. — Aber auch nur einer »gewissen« Gleichheit: denn es ist nicht genug, Edelmann, ja Baron und Graf zu seyn, um als völlig ebenbürtig in den Zirkeln des höchsten Adels betrachtet zu werden. Hierzu ist noch obenein großer Reichthum, altes Besitzthum, und gewissermaaßen ein historischer Name erforderlich. Besonders trifft dieses die österreichischen Damen. Bei solchen ist selbst unter Gräfinnen und Baroninnen die Verschiedenheit unermeßlich; dagegen Fremde, deren Aufenthalt ein vorübergehender ist, von der Classen-Verschiedenheit wenig, oder unter Umständen selbst gar nicht, berührt werden. Hieraus erklärt es sich denn, daß Mistreß Trollope, als geistreiche Engländerinn, eine Aufnahme fand, die sie als die geistreichste Oesterreicherinn nicht gefunden haben würde.

Zu Wien wird in den höhern Zirkeln französisch gesprochen, welches bei uns in Nord-Deutschland seit länger als zwanzig Jahren nicht mehr üblich ist, und auch für uns eine wahre Schande wäre, da wir eine Sprache besitzen, und derselben völlig mächtig sind, die

in so vielen und wesentlichen Hinsichten der französischen Sprache weit vorzuziehen ist *). — In Wien ist dieses aber schon etwas anderes. Zuvörderst wird der gebildete Wiener nie behaupten mögen, ein so reines Deutsch in seiner Gewalt zu haben, als im Norden von Deutschland von den Gebildeten gesprochen wird, und dann, was wohl die Hauptsache ist, wird es selten eine größere Gesellschaft in den höhern Zirkeln Wiens geben, in welcher nicht Personen gegenwärtig wären, die der deutschen Sprache nicht vollständig mächtig sind. Wir Norddeutschen verlieren daher in den Wiener Zirkeln einen Theil des Ansehens, welches uns nach unserer individuellen Stellung in der Gesellschaft oder erlangten Bildung zustehen mag, wenn wir nicht ein elegantes Französisch zu sprechen im Stande. Fertig und elegant französich zu reden wird als Zeichen einer höhern, ja nur einer guten Erziehung betrachtet.

Im Norden von Deutschland (mit Ausnahme von Münster und Paderborn), ferner hoch im Nord-

*) »On croit trop à Vienne qu'il est de bon goût de ne parler que français: tandis que la gloire et même l'agrement de chaque pays consistent toujours dans le caractère et l'esprit national.« La Baronne de Staël-Holstein: de l'Allemagne.

Osten von Preußen hinauf, dann noch über die russische Grenze hin, durch Liefland und Curland (Länder deutscher Zunge), ist die große Masse des Volkes protestantisch. Seit nunmehr ungefähr sechzig Jahren, bis auf die neuesten Zeiten, wo einige Modificationen, die bekannt genug geworden, eingetreten, hat sich aber unter den gebildeten Protestanten eine große Unkirchlichkeit herrschend gemacht. Ein protestantischer Gelehrter, weltlichen Standes, welcher völlig regelmäßig den Sonntagsgottesdienst beiwohnte, käme in seinem geselligen Kreise wahrscheinlich in den Geruch des mit Recht verrufenen »Pietismus«. — Man betrachte in Norddeutschland nur die den Staatsbehörden eingeräumten Kirchstellen: erschiene nicht von Zeit zu Zeit ein Consistorialrath, so würden sie fast ganz verlassen und öde seyn. — Es ist dieses unstreitig eine Folge derjenigen Art der Bildung, welche sich, seit Friedrichs des Großen Zeiten, (abgesehen von theologischen Systemen, von denen die Laien wenig Notiz genommen) immer mehr und mehr unter uns verbreitet hat, nach welcher wir eine rechtschaffene Gesinnung, begründet auf einen innern, nach der Vorstellungsweise eines Jeden modificirten Gottesdienst, woraus denn ein wahrhaft christliches Handeln hervorgeht, für das Wesentliche, alles Uebrige aber für Nebensache halten.

Ist nun diese Ansicht auch keineswegs völlig zu rechtfertigen, so würde man doch ein sehr großes Unrecht begehen, wenn man Personen, bei denen man diese Gesinnungs- und Handlungsweise erkennt oder voraussetzen darf, in moralischer Hinsicht dem eifrigsten Kirchengänger nachsetzen wollte. Eben unter Jenen findet man sehr edele, von jeder Heuchelei entfernte Menschen. — Personen dieser Art begreifen nun schwer, wie man eifriger Katholik seyn, und doch aufgeklärt denken könne; und so ist ihnen denn Katholicismus und Obscurantismus ziemlich synonym. — Aber sie irren sich. — Daß ein hoher Grad von Aufklärung mit dem Katholicismus sehr verträglich sey, davon giebt Oesterreich die schlagendsten Beweise. Die Religion ist eine Sache für sich. Die Mysterien einer solchen haben kein Verhältniß zu der speculativen Philosophie oder zu den physischen Wissenschaften, und es kann Jemand z. B. (Herrn Leo zum Trotz) ein Hegelianer und dazu ausgezeichneter Chemiker seyn, und doch an das Dogma der Transsubstantiation glauben. Die Philosophen wissen, wie jetzt Schelling, dergleichen zu vermitteln. So ist es in Oesterreich. Und glauben denn nicht auch unsere Aerzte und Naturforscher an die Erscheinungen des animalischen Magnetismus, ohne sie erklären zu können, und ohne durch diesen Glauben in den Geruch des

Mysticismus, oder gar der Gespensterseherei, zu kommen? — Mancher der geschilderten Norddeutschen glaubt nun wohl annehmen zu dürfen, es möge doch manchem, ihm an Intelligenz gleichstehenden Oesterreicher in seinem Innern nicht so ganz und völlig Ernst mit dem äußerlich bekannten Katholicismus seyn. — Wer sieht in das Innere der Sterblichen, und wer möchte dieses also leugnen? So viel kann ich aber mit gutem Gewissen behaupten, daß ich davon weder durch eigene Anschauungen, noch durch mir von Andern Mitgetheiltes nicht die geringste Spur entdeckt habe. Meine genauesten Bekannten, und die es offenbar mit mir sehr wohl meinten, schienen zu wünschen, ja äußerten mir zum Theil ausdrücklich den Wunsch: daß ich in den Schooß der katholischen Kirche »zurückkehren« möge. Einen Wunsch, den ich mehrmahls dahin beantwortete, daß ich dann zuvörderst ein Lutheraner, im alten Sinne des Worts, werden müsse. — Ich glaube nicht indiscret zu seyn, wenn ich, um ein Beispiel zu liefern, wie wohl Gebildete in obiger Beziehung denken (ohne entfernt anzudeuten, wer wohl der Schreiber seyn möge), hier ein Schreiben mittheile, welches ich zu Wien von einem der edelsten und liebenswürdigsten Männer, die ich je kennen gelernt, empfangen habe. Auch kann es dem Verfasser des Briefes nur freuen, Grundsätze der Publicität

übergeben zu sehen, welche er für unumstößliche Wahrheit hält. — So lautet dieser Brief:

»Wien, am 27sten Juli 1838.«

»Ew. — beehre ich mich, das versprochene Exemplar von Teoduls Gastmahl mit der Bitte zu übersenden, selbes vollkommen nach Muße gefälligst lesen zu wollen. Dieses Werk hat allgemeinen Beifall gefunden; es widerlegt, auf eine ungemein einfache und würdevolle Art, alle Einwendungen, die man gegen die Urreligion unserer Vorfahren, das apostolische Christenthum, bisher erhoben hat, und überläßt es friedlich dem Gewissen eines jeden nicht katholischen Lesers, hiernach das Beste zu wählen, und in den Schooß der römischen Kirche zurückzukehren. Es geht, gleichwie das Staatsrecht, von dem obersten Grundsatze des Gehorsams aus, und verlangt mit Recht, daß wir den Nachfolgern Christi denselben Gehorsam leisten, den wir dem politischen Principe der Legitimität aus Ueberzeugung zollen; eine Anforderung, die sich durch den Mißbrauch der Gewalt, welche Einzelne sich zu Schulden kommen ließen, nicht im Mindesten umstoßen läßt.«

»Ew. — werden bei Ihren so vielseitigen und so gründlichen Kenntnissen, und bei Ihrer hohen Auf=

klärung dem Werke gewiß noch mehr, als bloßen Beifall zollen. — Mit der innigen Bitte, mir vergeben zu wollen, mit diesen Zeilen belästigt zu haben, verbleibe ich u. s. w.«

In dieser Art, glaube ich, denket die große Mehrheit gebildeter Oesterreicher, und ist daher mit gutem Glauben einer Religion zugethan, an deren Wahrheit sie keine Zweifel in sich aufkommen läßt. — Und ich preise einen auf diese Weise Gläubigen glücklich, und würde es für eine Gewissenssache achten, ihn in seinem Glauben irre machen zu wollen. — Er hat während des Laufs seines Lebens eine sichere Norm, nach welcher er sich nur genau zu richten braucht, um stets ein ruhiges Gewissen, das höchste Glück auf der Erde, zu behalten, und kömmt die Zeit, wo die Trennung von dieser bevorsteht, so erleichtern ihm die Tröstungen seiner Religion die ungeheure Katastrophe auf eine solche Weise, daß sie nur als Uebergang zu einem bessern Seyn erscheint.

Dem in dem mitgetheilten freundlichen Briefe anempfohlenen »Theoduls Gastmahle« *), möchte

*) Verfasser dieses Werkes, dessen vollständiger Titel ist: »Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religions-Societäten« (Frankfurt, bei Reinherz, 1828, siebente Auflage)

ich jedoch eine damit vergleichbare eben erschienene protestantische Schrift entgegensetzen, nämlich des geheimen Oberconsistorialraths Bretschneider zu Gotha neuestes Werk: »der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe.« Dieses Buch ist bei weitem für das beste unter den Schriften zu erklären, in welchem die Verhältnisse der gemischten Ehen und die unter ihrem Vorwande stattgefundenen Anfeindungen des seinem ganzen Wesen nach friedlichen Protestantismus besprochen

---

ist bekanntlich der großherzoglich hessendarmstädtische Oberhofprediger und Consistorialrath Joh. Aug. Freiherr von Stark. (Geb. am 29sten October 1741 zu Schwerin, gest. am 3ten März 1816.) Man behauptet, daß er am 8ten Febr. 1766 in der Kirche St. Sulpice zu Paris wirklich zum katholischen Glauben übergetreten sey, obwohl er gegen Gedike's und Biester's Anschuldigung des Kryptokatholicismus eine Schrift »Ueber Kryptokatholicismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, geheime Gesellschaften, und besonders die ihm selbstgemachten Beschuldigungen u. s. w.« (Zwei Bände, Frankfurt, 1787) nebst einem »Nachtrag« (Gießen, 1788) herausgab. — In dem Verdachte des Kryptokatholicismus ist er zeitlebens geblieben; auch hätte er (nach einer Bemerkung Varnhagens von Ense) kurz vor seinem Tode verlangt, in »geweihter Erde« begraben zu werden. — Vergleiche »Theoduls Briefwechsel.« (Aus dem Nachlasse von Dr. J. A. von Stark.) Frankfurt, 1828.

*) Halle, bei Schwetschke und Sohn. 1839. Zweite Auflage.

worden, wäre viel zu wenig. Es ist in jeder Hinsicht als vortrefflich zu preisen; selbst in seiner Form als Roman. Es nimmt sich eben so des Protestantismus an, als »Theoduls Gastmahl« des Katholicismus. — Auch der andere Theil werde gehört. — Hier erkennt man so recht, was drohend sich erhebt, was auch der Katholik, selbst der eifrigste, in den jetzigen Zeiten zu fürchten hat, und was namentlich der Protestant zu beachten, wenn er den in jeder Hinsicht äußerst bedenklichen Schritt einer gemischten Ehe wagt. Werden auch Grundsätze, wie sie der Papst Bonifacius der Achte in der berühmten Bulle »Unam sanctam« vom Jahre 1302, aussprach, daß man bei Verlust der ewigen Seligkeit glauben müsse: »der Papst sey Oberherr aller menschlichen Creatur« *), oder gar, wie der große, ruhmgekrönte Papst Gregor VII. im elften Jahrhunderte äußerte: »die königliche und fürstliche Würde sey eine Erfindung des Teufels« **), jetzt keinesweges von der römischen

*) »Subesse romano pontifici omnem creaturam humanam declaramus, definimus, dicimus et pronuntiamus esse de necessitate salutis.«

**) Lib VII. ep. 21, bei Harduin, B. VI, Seite 1471, sagt Gregor: Dignitas a secularibus, etiam Deum ignorantibus, inventa. Quis enim nesciat, Reges et Du-

Curie gebilligt, und ist selbst in den berühmten »Allocutionen« des jetzigen Papstes in dieser letzten Beziehung das Gegentheil ausgesprochen; sind gleich eben sowohl in der katholischen Lehre alle wesentlichen Bestandtheile des Christianismus, als in der evangelischen enthalten, und glauben wir Protestanten auch, daß Jemand eben so gut als Katholik wie als Protestant auf Erden im Innern glücklich und Jenseits selig werden könne: so haben doch beide Confessionen so bedeutende sich entgegenstehende Dogmen, daß es im höchsten Grade bedenklich erscheinen muß, in eine sogenannte gemischte Ehe zu treten. — Dieses Alles, aber noch bei weitem mehr, sowohl dem Katholiken als dem Protestanten zu Beherzigendes, findet man in dem angeführten Werke, welches ich jedem meiner Leser auf das Angelegentlichste empfehle.

Noch immer hatte ich meine italiänischen Freunde, derentwegen vorzüglich ich Wien zum Ziele meiner dieß-

---

ces ab iis habuisse principium, qui, Deum ignorantes, superbia, rapinis, perfidio, homicidiis, postremo universis pene sceleribus, mundi principe Diabolo videlicet agitante, super pares scilicet homines, dominari coeca cupiditate et intollerabili praesumtione affectaverunt.«

jährigen Reise gemacht hatte, nicht gesehen. Täglich erwartete ich ihre Rückkehr von Baden: da fand ich bei der Zuhausekunft von einer großen Morgen-Excursion so freundliche und dringende Einladungen des Grafen Veterani vor, »ihn so bald als möglich zu Baden zu besuchen, da Unpäßlichkeit ihn zwänge, das Bett zu hüten, und sein Arzt ihm noch immer nicht erlauben wolle, die Reise nach Wien zu unternehmen,« daß ich mich entschloß, sofort abzureisen. — In wenigen Stunden gelangte ich auf dem schönsten Wege nach dem nur drei Meilen von Wien, nach Süden zu, recht anmuthig an dem östlichen Abhange des Wiener-Waldes gelegenen berühmten Badeorte, einem freundlichen ziemlich regelmäßig gebauten Städtchen von ungefähr fünf tausend Einwohnern. — So sah ich meine vortrefflichen Reisegenossen durch das schöne Land Italien, die ich, ohne große Hoffnnng, sie im Leben wiederzusehen, am siebenten Julius 1835 zu Livorno verlassen hatte, noch einmahl wieder. — Ich sage nichts von unserer wechselseitigen Freude, von unserer Rührung: es ist genug, zu wiederholen, daß ich, was so selten, in ihnen wahre Freunde gefunden habe. — So verflossen denn schnell ein Paar Stunden unter der Freude des Wiedersehens. — Für den spätern Abend hatte die Gräfinn Helene eine Einladung bei dem portugisischen Gesandten

Baron Villa-Secca Navarro und seiner Gemahlinn angenommen, und lud mich ein, sie dorthin zu begleiten, mit der Bemerkung, daß sie mich bereits angemeldet habe; eine Einladung, die ich um so lieber annahm, da es mir räthlich schien, den Grafen (obwohl seine Unpäßlichkeit nicht im Geringsten beunruhigend war) frühzeitig der nächtlichen Ruhe zu überlassen. — Der Baron Villa-Secca besitzt zu Baden ein schön und zweckmäßig eingerichtetes, von ihm selbst erbautes Landhaus, in welchem er auch größere Vereine eben so angemessen als in seinem Hause zu Wien empfangen kann. Heute war bei ihm nur eine kleinere Gesellschaft von Freunden, die zu Baden oder in dessen Nachbarschaft ihren ländlichen Aufenthalt genommen hatten, versammelt. — Der Baron Villa-Secca ist ein classisch gebildeter Gelehrter, und dabei ein so humaner und freundlicher Mann, daß man sich in seiner Gesellschaft äußerst wohl und in seinem Hause bald wie einheimisch befindet. Ich möchte sagen, daß er das Biedere und Zutrauliche der deutschen Natur in sein Wesen aufgenommen, wie er denn auch eine Deutsche zu seiner Gemahlinn gewählt hat. Ich zweifle, daß der Baron Villa-Secca Deutschland und seine schönen Schöpfungen zu Baden je verlassen wird. — Noch kann ich nicht begreifen, wie es gekommen, daß ich versäumte,

mit ihm über Wagenfeld's famosen Sanchuniaton zu sprechen; wenigstens hätte ich von ihm vernehmen können, was man in Portugal zu dieser noch immer räthselhaften Angelegenheit sagt. Denn wenn auch (wie ich vernommen habe) seine diplomatischen Beziehungen zu diesem Königreiche jetzt unterbrochen seyn sollten, so sind es gewiß seine literarischen nicht.

Den nächsten Morgen widmete ich zwar vorzüglich meinem kranken Freunde, doch versäumte ich auch nicht — so viel es die rauhe Witterung erlaubte — Baden einigermaaßen kennen zu lernen. — In den nahen Parkanlagen war auch nicht Einer der vielen anwesenden Badegäste *); Alles hielt sich zu Haus, und bedauerte vielleicht, daß es an Kaminen und Oefen zu Baden fehle. Die Badeanstalten selbst — ich trat in deren zwei oder drei — sind auf das Zweckmäßigste, theils zu einzelnen, theils zu gemeinschaftlichen Bädern eingerichtet. Es giebt deren, welche 50 bis 150 Personen zugleich fassen. Die warmen Quellen Badens, in großer Reichhaltigkeit, äußerst kräftiges erdig-salinisches Schwefelwasser sprudelnd, waren schon den Römern

*) Baden wird jährlich von 8000 — 10000 Fremden besucht, von denen die Mehrzahl doch nur zum Vergnügen hier verweilt.

bekannt. Man hat mehrere Inschriften aufgefunden, welche diesen Umstand außer Zweifel setzen. Sie haben sämmtlich eine Wärme von 27 — 29 Grad Reaumur, woraus der große Vortheil erwächst, daß es hier nicht erforderlich ist, das Wasser, wie zu Aachen, zum Gebrauche abkühlen zu lassen. Bei einer solchen Abkühlung gehen die kräftigsten flüchtigen Theile verloren. — Auch die Stadt, als solche, ist nicht ohne Merkwürdigkeiten, von denen ich jedoch allein die Stephans- oder Pfarrkirche, ein schönes Monument altdeutscher Baukunst, von Innen betrachtet habe. Auch eine Dreifaltigkeits-Säule, wie gewöhnlich ein wahres Document der Geschmacklosigkeit, fehlt Baden nicht. Und mehr als der Geschmacklosigkeit: denn indem man die Gottheit als drei körperlich von einander verschiedene Personen darstellt, handelt man ebenso dem christ-katholischen Dogma, als dem ersten Gebote der Juden entgegen: »Du sollst Dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen.« — Wie ist es möglich, die Eigenschaften eines Geistes abzubilden! — Dieses möchte denn doch noch bedeutend größere Schwierigkeiten haben, als das Unternehmen, luftige Wolken — wie auf allen Trinitäts-Säulen zu schauen — aus Marmor oder Sandstein darzustellen.

Zum Mittagsmahle war ich wiederum bei dem Baron Villa-Secca geladen, und da ich die Ehre hatte,

bei seiner deutschen Gemahlinn zu sitzen, so konnte ich einmahl wieder recht nach Herzenslust in meiner Muttersprache schwatzen. — Den schönen Park des Landsitzes zu betrachten verbot das November-Wetter im Monat Julius unter dem 48sten Grade nördlicher Breite. — Ich erinnere mich nicht, um diese Jahreszeit bei mir daheim, unter dem 52sten Grade, ein ähnliches Winterwetter in der Mitte des Sommers erlebt zu haben. — Dieses trieb mich fort. — Nachdem es schon begann, dunkel zu werden, beurlaubte ich mich fürs Erste von meinen Freunden, und fuhr in einem wohlverschlossenen Wagen nach Wien zurück. — Doch sollte dieses nicht ohne gesellige Unterhaltung ganz eigenthümlicher Art geschehen. — Eine ältliche Frau ersuchte mich, zu erlauben, daß sie sich auf den Kutschersitz meines Wagens setzen dürfe. Sie müsse nothwendig noch diesen Abend nach Wien zurück, und aller Mühe ungeachtet habe sie keine Fuhrgelegenheit so spät finden können. — Ich erfüllte gern ihre Bitte, und lud sie ein, bei dem schlechten Wetter bei mir im Wagen Platz zu nehmen. — Sie ließ sich nicht zweimal nöthigen, und versicherte mich, »sie sey jetzt so glücklich als eine Königinn.« — Unterweges glaubte sie nun gewiß, es sey Pflicht der Dankbarkeit, mich zu unterhalten, und da theilte sie mir denn im Wesentlichen mit großer Ausführlichkeit Folgendes

mit. »Ich bin — sagte sie — eine Beamten-Frau. Mein guter, rechtschaffener alter Mann hat achthundert Gulden Gehalt, und da können Euer Gnaden leicht denken, wie wir uns einschränken müssen, denn wir zahlen (obwohl in der Vorstadt * * und in einem Gemeindehause wohnend) zweihundert Gulden Miethe. — Vier Kinder haben wir zu ernähren. Unser Sohn, jetzt zwanzig Jahre alt, studirt Philosophie, und verdient noch nichts. — Dann kommt eine Tochter, groß, schlank und sehr schön. Sie spielt das Clavier wie ein Engel; aber sie hat wenige Zeit dazu, sie nähet den ganzen Tag; um zehn Uhr geht sie zu Bett, und um vier Uhr, wenn Alles noch schläft, steht sie schon wieder auf und näht. Es ist ein Wunder, wie sie dabei so gesund und schön bleibt: denn sie ist sehr schön; aber noch weit mehr gut. Ein protestantischer Herr aus Sachsen, der ein Zimmerchen, das wir vermiethen können, drei Monate bewohnte, hätte sie gern geheirathet; aber er war dazu nicht reich genug. Ich hätte nichts dagegen gehabt: denn ich finde, daß die Protestanten gute Leute sind. — Mein zweites Töchterchen ist dreizehn Jahr alt, und spricht wunderschön französisch. Kein Engel kann besser französisch sprechen als sie. Jeder, der es hört, ist entzückt. — Und dann die Kleinste! — Sie glauben nicht, wie niedlich sie ist. — Ja, besuchten uns

einmahl Euer Gnaden, und erlaubten meinen Kindern, Ihnen die Hand zu küssen, Sie würden sich sehr freuen und sich über die Schönheit meiner Töchter und über das würdevolle Wesen meines alten Mannes verwundern. — Er ist Stadt-Beamter, und ist pensionsfähig.« — So ging das Geschwätz der guten Frau fort, bis wir uns vor meinem Gasthofe trennten.

Als ich nun einige Tage nachher mit meinem Lohnbedienten die Vorstadt ** durchstreifte, erinnerte ich mich der Einladung; ich hatte den Namen und die Nummer der Wohnung des Beamten N. N. gut behalten, und ließ mich melden, während ich den Erfolg der Meldung auf dem öffentlichen Platze vor dem Hause erwartete. — Bald kam mein Lohnbedienter zurück, doch mit der Bemerkung, es sey dort Oben Alles in Bewegung gerathen. Madame setze eine neue Haube auf, die Töchterchen banden bessere Schürzen vor: ich möchte nun recht langsam hinaufgehen, damit die Toilette erst beendet werden könne. — Jetzt war ich oben: aber mit welcher herzlichen Freude ward ich empfangen! — Die älteste Tochter, in der That ein schönes Mädchen, betrug sich mit Anstand, ja mit Würde; die beiden Kleinern wollten meine Hände nicht loslassen: die Mutter hätte ihnen gar zu viel Gutes von mir erzählt. Auch der Philosoph, ein wackerer junger Mann, erschien,

und der alte Vater zeigte eine solche aufrichtige Freude über den Besuch, daß ich mich der Rührung über das Ganze des Empfanges nicht erwehren konnte. Eine solche Treuherzigkeit war mir noch nicht vorgekommen. — Jetzt kam zufällig die Magd in das Zimmer: da war ich denn nicht wenig betroffen, daß auch diese sofort mir nach der Hand fuhr, um solche zu küssen. Die Wohnung bestand übrigens aus mehreren Zimmern, die mit einigen schlechten Oelgemählden, einer alten Tischuhr und einem Flügel ausgeschmückt waren, und nicht entfernt auf Dürftigkeit, wie ich sie aus der Schilderung der alten Dame vermuthet hatte, hindeuteten. Auf meine Bitte ließ sich Fräulein Marie auf dem Piano hören, wobei sie ganz artig sang; Fräulein Elisabeth las mir französisch aus den Gesprächen einer Grammatik vor; hierauf beschränkte sich für's Erste ihr Französisch-Sprechen als ein Engel; der Philosoph zeigte mir einige recht hübsche Baurisse von seiner Hand; der alte Vater setzte mir die Magistrats-Einrichtung der Vorstädte auseinander, die Mama aber machte auf das Beste die Honneurs. — Ich blieb wohl anderthalb Stunden in diesem heitern und achtungswerthen Kreise, und freute mich der Gelegenheit, die mich das Innere einer Wiener Familie, auch in diesen, unter den mittlern stehenden Standesverhältnissen durch eigene An-

schauung hatte kennen lernen. Der Ton in dieser Familie war ein so treuherziger und gemüthlicher, wie ich ihn in Norddeutschland unter ähnlichen Verhältnissen nie gefunden hatte. — Doch war es mir ungefähr, als wenn ich den Zeiten meiner Kinderjahre, zurückgehend, näher gekommen wäre.

Durch meine Reise nach Baden, besonders in dem schönen Landhause des Barons Villa-Secca, hatte ich schon eine Vorstellung davon bekommen, wie die Wiener in ihren Villeggiaturen zu leben pflegen. Eine freundliche Einladung des bei der hiesigen kaiserlich russischen Gesandtschaft als Legationsrath angestellten Staatsraths Ritters von Struve (des Sohnes eines meiner ältesten und liebsten Freunde, des wirklichen Staatsraths und Ministers von Struve zu Hamburg) nach seinem schönen Landsitze zu Penzing vervollständigte noch diese Vorstellung. — Ich kann nicht sagen, mit welchem Interesse ich Alles, was mir hier vor Augen trat, betrachtete. Ich sah, wie ein gerechtes Schicksal den Vater, den ich zu den edelsten Menschen rechne, die mir im Leben begegnet sind, durch einen Sohn belohnt, der seiner völlig würdig ist, und dessen vortreffliche Eigenschaften auch seinem mächtigen Monarchen nicht

entgangen sind. — Die ganze Familie von Struve schien mir hier auf dem Lande eben so vollständig eingerichtet zu seyn, als es in der Stadt nur wünschenswerth seyn kann. Ein Paar stets bereite Equipagen unterhielten die Verbindung mit dieser, die Lehrer der Kinder — unter denen eine heranblühende Tochter von zwölf oder dreizehn Jahren durch Schönheit und Liebenswürdigkeit sich auszeichnete — begaben sich täglich von Wien hierher, und Frau von Struve, eine Dame von den vortrefflichsten Eigenschaften, die ganz der Erziehung ihrer hoffnungsvollen Kinder zu leben schien, konnte hier mit eben der Bequemlichkeit Besuche empfangen und geben, als wenn sie in der Stadt gewesen wäre. — Nach der Mittagstafel, bei welcher ein recht attischer Frohsinn vorherrschend war, fuhr Herr von Struve mit mir zum Baron von Bodenhausen, königlich hannoverischem Gesandten, dessen freundlicher Landsitz nicht gar weit von Penzing lag, und der mir durch eine herrliche Aussicht vom Balcon des Saales auf die nahen mahlerischen Gebirge ganz eigenthümliche Vorzüge zu haben schien. — Baron von Bodenhausen war es vorzüglich, den ich späterhin die interessantesten Bekanntschaften verdankte. Er hat in Wien den allgemeinen Ruf, einer der ausgezeichnetsten hiesigen Diplomaten zu seyn. — Ich habe späterhin noch öfter

Einladungen auf das Land bekommen, und es allenthalben auf ähnliche Weise eingerichtet gefunden. Man hält es hier kaum für möglich, wenigstens nicht für vollkommen schicklich, — wie ich schon bemerkte — den Sommer in der Stadt zuzubringen; obwohl diese durch die einzig schönen Spaziergänge auf den Basteien, durch den Volksgarten, die vielen herrlichen Gärten der Großen in den Vorstädten, die dem Publicum jeder Zeit auf das Liberalste offen stehen, den Augarten und Prater, alle Vorzüge eines Landaufenthalts mit dem in einer großen Stadt zu vereinen scheint. Das ist hier eine ganz andere Sache als zu Rom, wo man im Sommer die Ringmauern der Stadt nicht verlassen kann, ohne in die verpestete und öde Campagna zu treten, oder zu Hamburg, wo man bald nach Sonnenuntergang den Ein- und Ausgang mit schwerem Sperrgelde erkaufen muß. — So viel weiß ich, wohnte ich zu Wien, ich behielte auch im Sommer meinen Aufenthalt in der Stadt. — Meine Meinung war immer: entweder zu Haus, dicht bei meiner Bibliothek, bei meinen Sammlungen, und vorzüglich an dem Orte selbst, wo ich mein Amt führe, oder fern von allem diesen, und selbst von meiner Familie, in die Fremde, wo ich gleichsam in einer ganz neuen Welt lebe. Nach dieser Denkungs- und Empfindungsweise habe ich es

nie auf dem Lande länger als einen oder zwei Tage, und diese kaum, weder auf meinem eigenen Landgute, noch auf den Landsitzen meiner Freunde und Verwandten aushalten können. Beginne ich den Tag nicht in völliger Einsamkeit mit ernsten Arbeiten, so bin ich den ganzen übrigen Rest des Tages verstimmt und unglücklich: gänzlich unmöglich würde es mir aber seyn, ländliche Vergnügungen mit Amtsarbeiten im Laufe des Tages wechseln zu lassen. — Doch dieß sind eigenthümliche Empfindungen und Ansichten, welche zum Theil Folge einer völlig ernsten Erziehung sind, und allein mir schon beweisen würden, daß ich zu der großen und eleganten Welt (zu der ich niemahls gehört habe) wenig tauge.

Einer der vortrefflichsten Menschen und verdienstvollsten Staatsbeamten in der ganzen österreichischen Monarchie ist, nach einem allgemeinen Anerkenntniß, der Baron Karl von Werner, Präsident der beiden k. k. akatholischen Consistorien zu Wien, welche ihren Wirkungskreis (ausgenommen Ungarn) über die ganze österreichische Monarchie erstrecken. Baron Werner bekleidete früher auch den Posten eines Vicepräsidenten der niederösterreichischen Regierung, von welchem er aber (jetzt drei

und achtzig Jahre alt und über funfzig Jahre im Staatsdienste) seit einigen Jahren entbunden ist. — Obwohl ein guter Katholik, wie ich höre, hat Werner in seiner langen Amtsführung dennoch stets so liebevolle und wahrhaft väterliche Gesinnungen gegen die vielen protestantischen Gemeinden der österreichischen Monarchie, über welche die k. k. akatholischen Consistorien ihre Wirksamkeit erstrecken, an den Tag gelegt, und so ganz und gar in dem Sinne der bestehenden Toleranz-Gesetze gehandelt, daß hinsichtlich seiner unter den Protestanten Oesterreichs, und vorzüglich unter ihrer Geistlichkeit, nur eine Stimme der Verehrung und Liebe ist. — Nicht leicht fehlt in dem Zimmer eines protestantischen Geistlichen Werners lithographirtes Bild, und das Erste, was man von Jenem hört, ist das Lob des katholischen Präsidenten des evangelischen Consistoriums. — Dieser vortreffliche Greis ist Freund und Verwandter meines Freundes, des Grafen Veterani, welchem Umstande ich verdanke, seine genauere Bekanntschaft gemacht und seine Freundschaft erworben zu haben. — Mehrmahls haben wir ihn, und zwar sofort nach der Genesung und Rückkehr des Grafen, in seinem Landsitze zu Hietzing, wo er den Sommer mit zwei ihm mit der innigsten kindlichen Liebe zugethanen Töchtern nach Wiener-Art zuzubringen pflegt, besucht, und eben hier bin ich von

ihm mit unverkennbarem Wohlwollen und der edelsten Gastfreundschaft aufgenommen worden. — Das Landhaus des Barons Werner liegt ganz in der Nähe des prächtigen Schönbrunn: da ließ er es sich denn nicht nehmen — ein Achtziger, der noch so rüstig als ein Funfziger ist —, mir alle Schönheiten des ausgedehnten kaiserlichen Parks selbst zu zeigen. — Ueber Schönbrunn, dessen eine halbe Quadratmeile großer Garten im Styl Lenôtre's angelegt ist, seine Paläste, Gewächshäuser mit einem unermeßlichen Pflanzenreichthum, Menagerien, Grotten, Statuen u. s. w, kann man Bücher schreiben, wie auch wirklich geschehen. Ich vermeide es also, meine Leser mit mangelhaften Beschreibungen zu behelligen. — Zu der berühmten Gloriette, jenem riesenhaften luftigen Palast der Kaiserinn Maria Theresia auf der bedeutenden Berghöhe am Ende des Parkes, der dem Ganzen, grade dem Schlosse gegenüber liegend, zum imposanten Gesichtspunkte dient, erhoben wir uns, durch die gütige Veranstaltung des Barons Werner, bequem auf Divanen sitzend. Durch einen eigenen Mechanismus steigt das ganze Cabinet, welches die Begünstigten aufnimmt, innerhalb des Gebäudes bis zur Plateforme desselben empor, und so befindet man sich, wie durch Zauber gehoben, in einer Höhe, von welcher man ein Panorama — Wien und seine reizenden

Umgebungen — überschaut, welches man mit Recht wundervoll nennen kann. — Schade nur, daß bei unserer Anwesenheit in diesen ätherischen Höhen ein Sturm saus'te, der uns doch zu baldiger Rückkehr in unser Cabinet einlud, in welchem wir wieder eben so bequem zur flachen Erde gelangten, als wir emporgestiegen. — Mistreß Trollope beschreibt Schönbrunn und seine Gloriette anziehend und deutlich *) Der wundersamen Ascension erwähnt sie aber nicht; sie muß ihr also wohl nicht zu Theil geworden seyn. — In gewissen Hinsichten möchte ich die Gloriette mit dem sogenannten Winterkasten zu Wilhelmshöhe bei Cassel vergleichen: doch jene ist ein Palast mit Zimmern, in welchem man Feste geben kann; dieser ein cyklopischer Bau, ohne weitern Zweck, als den einer in ihrer Art einzigen und im höchsten Grade großartigen architectonischen Zierde der ganzen Anlage. Die Gloriette ist ein Feenpalast, das Felsenschloß zu Wilhelmshöhe ein Bau des Hercules. — Die Aussicht von der ersten ist wundervoll reizend, die von dem letzten auf die Wasserfälle, den Habichtswald und das Thal von Cassel wahrhaft erhaben.

---

*) Band II. Seite 49.

War gleich die Zeit meiner Anwesenheit zu Wien, wie ich bereits bemerkt habe, keinesweges geeignet, in einem ausgedehnten Kreise Bekanntschaften zu machen, so hat mein gutes Glück mich doch in dieser Beziehung nicht stiefmütterlich behandelt, wie die folgenden Aufzeichnungen beweisen werden. — In den Sälen der Staatskanzlei wurde ich von einem der anwesenden fremden Gesandten, dessen Bekanntschaft ich schon früher gemacht hatte, dem Grafen Sedlnitzky, Präsidenten der k. k. Policei und Censur-Hofstelle, und also, dem Wesen nach, Policei-Minister, vorgestellt. Er hat, wie ich von allen Seiten vernommen habe, auf das Vollständigste das Vertrauen seines Monarchen und des Fürsten Metternich, welchem er innig zugethan ist. Der Wirkungskreis des Grafen, der sich über die ganze Monarchie erstreckt, ist seiner Natur nach einer der wichtigsten, und umfaßt lauter Gegenstände, die so recht unmittelbar auf das physische und moralische Wohl und den Cultur-Zustand der Staatsbürger einwirken. Daß diese große Gewalt von ihm auf die angemessenste und mildeste Weise ausgeübt werde, darüber ist nur eine Stimme. Nirgend sind die sämmtlichen Anstalten, welche mit der Staats-Policei in Verbindung stehen, in einem vortrefflichern Zustande, als in Oesterreich. So ist es z. B. fast unmöglich, daß die Straf-An-

stalten zweckmäßiger eingerichtet seyen, als in diesem Reiche. Wo es nur, der Stufe der Strafe nach, irgend möglich ist, daß sie den Character der Besserungs-Anstalten annehmen können, ist dieses gewiß der Fall. In ihnen weiß man nichts von unnützer Härte, von Fesselungen, die vermieden werden können u. s. w., wie man es leider noch so oft in Ländern antrifft, wo die Sorge für das Wohl und die mögliche Verbesserung der Verbrecher das Letzte ist, woran man denket. Eben dieser Character der Humanität bezeichnet die Hospitäler, zum Theile wahre Paläste. — Die Paßpolicei ist jetzt in Oesterreich milde und einfach. Die Sicherheit im Lande (einige Gegenden der Lombardei möchten noch in dieser Beziehung Ausnahme leiden) ist vollkommen, und — was am meisten im Auslande, wo man Oesterreichs innere Verhältnisse nicht kennt, Tadel findet, die Bücher-Censur, wird auf eine Weise ausgeübt, die mit der frühern Strenge keinesweges zu vergleichen steht. — Ich habe nicht versäumt, einen so einflußreichen Staatsbeamten, als Graf Sedlnitzky ist, auch in seinem Hotel zu besuchen, und auch dort, wo unter vier Augen Gedanken und Ansichten gegen einander ausgetauscht werden konnten, habe ich in ihm einen Mann von dem mildesten Wesen, der größten Unbefangenheit und völliger Freiheit von alle den Vorurtheilen

gefunden, die man im Norden von Deutschland den österreichischen Staatsbeamten so reichlich zuzutheilen pflegt. Zugleich erkannte ich in seinem ganzen Benehmen jenes Wohlwollen in der Aufnahme des Fremden, jene Entfernung von Wichtigthun, die den österreichischen höhern Staatsbeamten eigen zu seyn pflegt, ein Betragen, welches man da so selten findet, wo ein beschränkter Wirkungskreis doch am ersten dazu einladen sollte.

Daß der Graf Kolowrat-Libsteinsky, Minister des Innern, abwesend war, und daß es mir also an Gelegenheit fehlte, einen Staatsbeamten von einem solchen europäischen Rufe, als ihm mit Recht zu Theil geworden, persönlich kennen zu lernen, kann ich nur beklagen. — Böhmen, in dessen Mythenzeit das Haus Kolowrat hinaufreicht, dessen Oberstburggraf er bis zu 1825 war, da er in das Staatsministerium trat, verdankt ihm gleichsam ein neues Leben. Jetzt betrachtet man ihn als eine der Hauptsäulen der Monarchie, unentbehrlich für Alles, was groß, schön und, im edelsten Sinne, liberal ist.

Den apostolischen Nuntius, Fürsten Altieri, habe ich, ohne Jemandes Vermittelung, indem ich mich nur an einen seiner Secretaire, natürlich einen Abbate, wandte, besucht. Der Fürst wohnt in dem großen, mit

dem päpstlichen Wappen geschmückten, der römischen Curie eigenthümlich gehörenden Nuntiaturgebäude auf »dem Hofe.« — Zu der Zeit, welche mir der Herr Abbate, ein äußerst freundlicher junger Mann, dem ganz die Formen des Wohlwollens und der Sanftmuth, wodurch sich die italiänischen Geistlichen auszeichnen, eigen waren, bestimmt hatte, nämlich zwischen elf und zwölf Uhr Morgens, begab ich mich zu diesem, und nach einer kurzen Unterhaltung mit ihm auf seinem Zimmer, führte er mich zu der Reihe derjenigen Zimmer in der belle étage hinunter, welche der Nuntius selbst bewohnte. Zu dessen Cabinet gekommen, klopfte er an die Thür, und legte, auf Antwort horchend, sein Ohr an diese. Dann öffnete er sie, und zog sich sofort zurück. — Der Fürst, im geistlichen Anzuge, mit dem erzbischöflichen Kreuze geschmückt, trat auf das Freundlichste mir entgegen, und äußerte, nachdem ich kaum ein Paar Worte gesagt, daß er sich sehr wohl erinnere, vor einigen Jahren mich im Vatican in der anticamera apostolica gesehen und selbst gesprochen zu haben. Ich glaube, wenig junge Damen würden den Fürsten Altieri ohne ein gewisses Herzklopfen betrachten können, denn er ist ein junger Mann von höchstens dreißig Jahren und von einer wahrhaft römischen Schönheit. Dabei stehen ihm sein geistliches Gewand und der Schmuck

seiner hohen Würde so gut, daß Jeder, dem Sinn für eine mahlerische Erscheinung nicht fehlt, gewiß gestehen muß, daß keine militärische Uniform, selbst die ungarische nicht, eine analoge Wirkung hervorzubringen vermöchte. Bald entspann sich unter uns (in italiänischer Sprache) eine Unterhaltung über Rom, seine Alterthümer, Kunstgegenstände und die wissenschaftlichen Institute, welche die ewige Stadt auszeichnen. In allem diesen bewies der Nuntius eine vollständige Kennerschaft und eine nicht gemeine Gelehrsamkeit. — Als ich zuletzt das Gespräch auch auf die neuesten kirchlichen Verhältnisse zu lenken suchte und äußerte, daß nichts wünschenswerther sey, als daß in dieser Beziehung der Friede so bald als möglich hergestellt würde, so stimmte diesem der Fürst zwar mit Wärme bei, ohne jedoch irgend weiter in die Sache einzugehen. Ich brach daher von einem Gegenstande zu reden ab, der ihn nicht angenehm zu berühren schien. — Bald nachher verließ ich den Fürsten Altieri in eben der Stimmung, in welcher ich vor drei Jahren die päpstlichen Zimmer im Vatican verlassen hatte, nämlich mit der Ueberzeugung, daß die höhere katholische Geistlichkeit auf eine bewundernswerthe Weise sich die Kunst zu eigen gemacht hat, durch ein würdevolles Betragen und ein im höchsten Grade humanes Wesen selbst Nichtkatholiken zu gewinnen. — An meine Stelle

wurden ein Paar orientalische Geistliche, wahrhaft patriarchalische Gestalten, hineingeführt.

Von den fremden Gesandten am kaiserlichen Hofe habe ich noch den kurhessischen, Baron von Steuber, genauer kennen gelernt. Ich gestehe, daß ich diejenigen Menschen beneiden möchte, denen das Schicksal die Gunst zu Theil werden ließ, in ihm einen Freund im schönsten und heiligsten Sinne des Worts lieben zu können. Und dieses ist Alles, was ich von diesem vortrefflichen Manne sage, einigermaaßen zurückgehalten durch die schon erwähnte Mahnung: es scheine, als wenn mir nur »die Elite« des Menschengeschlechtes auf meinen Reisen entgegen träte. — Täuschet mich jedoch nicht Alles — und dieses zu befürchten habe ich hier nicht die geringste Ursache — so gehört Herr von Steuber zu dieser »Elite.« — Seine Gemahlinn, eine geborne Gräfinn Hessenstein, war bereits mit ihren Töchtern nach Cassel abgereiset, wo sie während der Abwesenheit des Gesandten — er war im Begriff, nach Mailand zu reisen — verweilen wollten. — Von der Liebenswürdigkeit, Schönheit und den Talenten dieser jungen Damen erzählte mir der Vater einer ihrer Wiener Freundinnen, gleichsam Wunder. — Mag die Freundschaft bei Erzählungen dieser Art auch nicht ohne Einwirkung bleiben, so muß ich es doch für einen großen

Verlust achten, nicht die persönliche Bekanntschaft so seltener junger Damen gemacht zu haben. — Wenigstens habe ich etwas von ihrer Kunstfertigkeit gesehen, nämlich wunderschöne (freilich nicht eingebrannte) Glasgemählde, wodurch das Arbeitszimmer ihres Vaters fast das Ansehn einer gothischen Kapelle bekommen hatte.

Die kaiserliche Hofburg mit ihren alten und neuern mit an einander verbundenen Palästen, den von diesen zum Theil eingeschlossenen, zum Theil nur auf mehrern Seiten umgebenen Höfen, bietet dem Auge des Beschauers ein im hohen Grade characteristisches Ganzes dar. Wiens Kaiserburg ist, so viel ich weiß, der einzige Residenzpalast in Europa, über dessen Haupthof die offene Heerstraße in die Stadt hinein und aus derselben hinausführt. Während der Tuillerien-Palast des constitutionellen Frankreichs, sorgfältig von Wachen umstellt, überdem von einer Schaar verkleideter Policeidiener umgeben ist, welche jeden Nahenden mit forschenden Blicken beobachten, sieht man, wie Reihen von Wägen aller Art zu jeder Tageszeit durch die Burg des absoluten Herrschers Oesterreichs ein- und ausfahren und ein Geräusch verursachen, welches nur die Gewohnheit der kaiserlichen Familie erträglich machen kann. Durch alle

Höfe, über alle Treppen und Gänge, geht man ungehindert, nirgend zurückgerufen von Wachen, ja nicht einmahl nach dem Zweck der Anwesenheit befragt. — Noch mehr, ist die kaiserliche Familie in der Burg nicht gegenwärtig, so bedarf es nur sehr geringer Umstände (der Begleitung eines der Hofunterbedienten, die niemals fehlen), um durch sämmtliche Säle und Zimmer der verschiedenen an einander hängenden Paläste gehen zu dürfen. — So bin ich mehrmals selbst durch das Schlafgemach des Kaisers und der Kaiserinn gegangen. — Schon Umstände dieser Art deuten auf das Verhältniß, in welchem hier zu Lande der Monarch zu seinen Unterthanen steht, und sind daher characteristisch. — Nicht minder ist dieses die Gestaltung der Burg selbst. Ihr Aeußeres ist von großer Mannigfaltigkeit; in jeder Beziehung würdevoll, aber, mit Ausnahme der prächtigen ehemahligen Reichskanzlei, einfach. — Alte Paläste der Ahnen, neuere Schöpfungen, unter Maria Theresia hervorgegangen, und — rechnet man das neue Burgthor, welches, in größern Dimensionen, an das Brandenburger Thor zu Berlin erinnert, wie billig, hinzu — ein prächtiger Neubau, bewirken in ihrer Zusammenstellung wieder ein Ganzes, welches ich »ein Bildniß und Gleichniß« der österreichischen Monarchie nennen möchte. Das Innere dagegen ist, doch größtentheils in eigenthüm-

licher Art, prachtvoll und eines Kaiserschlosses würdig. — Allenthalben erkennet man Achtung vor dem Bestehenden; Erneuerungen, Neubauten und ganz moderne Ausschmückungen sind nur mit Vorsicht und dem ersten anpassend angebracht. — Noch etwas Characteristisches ist, daß die Kaiserburg die größten wissenschaftlichen Sammlungen der Monarchie in ihren Umfang aufnimmt. Das prachtvollste Gebäude unter denen, welche das Ganze der Burg bilden, ist der k. k. Hofbibliothek gewidmet, und die großen, wissenschaftlich geordneten naturhistorischen Sammlungen, das Münz- und Antiquitäten-Cabinet, die Schatzkammer, mit ihren unzähligen historisch merkwürdigen Seltenheiten, befinden sich in Sälen, die zu der Burg gehören. Wissenschaftlicher Sinn ist characteristisch für Oesterreichs Fürsten, und so mochten sie sich von dem, was ihnen die liebste Unterhaltung gewährte, nicht trennen. — Auch dem Publicum stehen alle diese Sammlungen, Theils täglich, Theils zu bestimmten Zeiten offen. Da sind keine Karten zu lösen, keine zeitraubende Gänge zu machen: man geht hin, so oft es beliebt, sieht und lernt. — Vorzüglich ist die Liberalität zu rühmen, mit welcher dem Publicum die k. k. Bibliothek zur freiesten Benutzung gewidmet ist. Sie steht nämlich täglich von 9 — 2 Uhr offen, und der Ferien sind ver-

hältnißmäßig nur wenige. Die Zahl ihrer Bände wird gewöhnlich auf 300,000 angegeben; der Handschriften sind über 16,000 und ungefähr eben so viel der Incunabeln. Die Dotation der Anstalt (außer den Gehalten der Beamten und den Baubedürfnissen) beträgt 19,000 Gulden. Ihr Local ist bekanntlich ein äußerst prachtvolles; den kuppelförmig gewölbten Hauptsaal hält man für einen der schönsten Säle in Europa; es beginnt jedoch der Raum schon zu enge zu werden, und wird wohl durch den nicht gar entfernten Redoutensaal nächstens vermehrt werden müssen. Die Schätze der großartigen Anstalt sind mir von dem Herrn Gevay, Scriptor (so nennt man hier die Bibliothek-Secretaire), mit der größten Bereitwilligkeit gezeigt, wobei er mich besonders auf Handschriften vom Livius, Dioscorides und (meine Liebhaberei) auf Manuscripte und alte Drucke von der Bibel aufmerksam machte. Jeder Schritt in der Bibliothek zeugt, daß sie mit Liebe gepflegt, und nicht, als ein lästiges Vermächtniß wissenschaftlicher Vorzeit, nur nothdürftig hingehalten wird. — Eben dieses bezeugen auch die naturhistorischen Sammlungen, unter denen mich die unermeßliche und prächtige, nach dem Moos'schen Systeme geordnete Mineralien-Sammlung vorzüglich anzog, wie in dieser wieder die Folge von Meteoroliten, diesen problematischen Körpern, welche allein

schon beweisen würden, daß dasjenige, welches man im achtzehnten Jahrhundert für Fabel, in frühern Zeiten aber für Wunder hielt, nicht selten weder Fabel noch Wunder ist.

Auch das weltberühmte k. k. Münz- und Antiken-Cabinet befindet sich in der Burg. Das Eintritts-Portal ist durch mehrere ägyptische Kolosse, einen Sarkophag, mit daneben gestelltem Deckel, und durch einige römische Meilensteine zweckmäßig ausgeziert. Im Eingangssaale stehen die Broncen (gegen zweitausend Stück), die Antiken von den Cinquecentisten gesondert. Außer diesen noch viele kleinere Anticaglien. Rechts folgt sodann ein Saal, welcher vorzüglich einer Sammlung von ungefähr dreizehnhundert, meistens griechischen Vasen und Gefäßen gewidmet ist. Ein Zimmer, links vom Eingangssaale, enthält die Medaillen und Münzen des Mittelalters und der neuern Zeit, über 40,000 Stück, desgleichen die orientalischen, auch chinesischen und japanischen Münzen. Im vierten Zimmer werden die antiken Münzen, ungefähr 25,000 griechische und 31,000 römische, aufbewahrt; bekanntlich die herrlichste Sammlung alter Münzen in der Welt. Im letzten Zimmer ist die berühmte Sammlung geschnittener Steine: 1207 antike, 597 moderne Kameen und Intaglien; überdem eine Menge alter Pasten, Gefäße, Figuren u. s. w.

Hier befindet sich auch die berühmte Apotheose Augusts; in Bezug auf Kunstwerth der erste, der Größe nach ($8\frac{3}{4}$ Zoll) der dritte aller bekannten Kameen, die vom Kaiser Rudolf II. für 12,000 Ducaten erkauft wurde. — Unwillkürlich mußte ich bei der Ansicht solcher Schätze an das in seiner Art einzige mantuanische Gefäß denken, welches sonst das Museum Braunschweigs zierte, und dessen Aufenthalt jetzt, so viel ich weiß, nicht bekannt ist. Ein Stück dieser Art fehlt doch selbst der eben, freilich nur sehr unvollständig, erwähnten kaiserlichen Sammlung *).

Die antiken Marmor-Monumente sind jetzt aus Mangel an Platz von hier entfernt und im untern Belvedere, neben der Ambraser Sammlung, aufgestellt.

Mit Bedauern muß ich bekennen, die k. k. Schatzkammer nicht gesehen zu haben. Ich hatte versäumt, sie mir im Monate Julius zeigen zu lassen, und während des Augusts war sie verschlossen. Ich beklage dieses um so mehr, da hier die Krönungs-Insignien des ehemahligen heiligen römischen Reichs deutscher Nation aufbewahrt werden: Krone, Scepter, Reichsapfel, Dalmatica, Alba, Stola, Pluviale, Handschuh, Strümpfe,

*) Man vergleiche: Eckhel Choix de pierres gravées du cabinet impérial. fol. Vienne, 1788.

Schuh, Gürtel und das Schwert Karls des Großen. Die übrigen Gegenstände sind mit dem zu vergleichen, was man in dem grünen Gewölbe zu Dresden schaut.

Die Sammlung ägyptischer Alterthümer, besonders reich an Mumien, ist in einem eigenen Locale in der Johannisgasse aufgestellt, und bietet für Jemand, der Gegenstände dieser Art schon öfters gesehen, eben nichts besonders Merkwürdiges dar.

Von der unermeßlichen k. k. Gemählde-Sammlung im Belvedere, der dort, in dem untern Palaste, aufgestellten Ambraser Sammlung, von dem kaiserlichen und dem bürgerlichen Zeughause — denn hier hat ein solches auch die Stadt — und von den zahlreichen Sammlungen von physischen Aparaten und Modellen des polytechnischen Institutes schweige ich. — Von allen diesen wichtigen Sammlungen sind mehrere genügende Beschreibungen vorhanden, und ich habe sie zum Theil so flüchtig gesehen, daß ich nicht viel mehr als eine Vorstellung im Allgemeinen davon bekommen habe. Die Gemählde-Sammlung im Belvedere, welche mehr als 2500 Bilder enthält (und mehr als tausend sind, außer diesen, noch in den Niederlagen), ist, dieses nur bemerke ich, reich an Meisterstücken der italiänischen, niederländischen und altdeutschen Schule. — Die Menge dessen, was man hier schaut,

setzt in eine Art von Verwirrung, und man fühlt, daß Monate, ja Jahre, angewendet werden müßten, um wissenschaftlich zu beobachten, zu vergleichen, und so gründlich zu lernen. — Die Zeughäuser und die Ambraser Sammlung *) enthalten eine Menge historischer Monumente an Rüstungen, Trophäen u. s. w. und lassen uns so recht in die Geschichte der Kriege des Hauses Oesterreich blicken. — Wie gern hätte ich Sammlungen dieser Art, und die mit so großer Liberalität gezeigt werden, öfter gesehen!

An die »ludibria rerum humanarum« *) — das Gaukelwerk menschlicher Dinge — wird man nirgend mehr erinnert, als in der kaiserlichen Gruft unter der Kapuziner-Kirche auf dem Neuen-Markte. — Ein ernster Kapuziner erscheint, schreitet schweigend mit seiner

*) So genannt von dem Schlosse Ambras in Tyrol, wo sie Erzherzog Ferdinand, des Kaisers Ferdinand I. Sohn, in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gründete, und von wo sie 1806, als Tyrol an Bayern fiel, nach Wien gebracht wurde. — S. »Die k. k. Ambraser Sammlung, beschrieben von Aloys Primisser, k. k. Custos. Wien, 1819. Mit Kupfern.«

**) Ein Ausdruck des Tacitus.

Wachskerze voran, und nennt dann, wie mechanisch, die Namen der mächtigen Fürsten und ihrer Angehörigen, deren Reste zum Theil prächtige Särge umschließen. — Wer könnte ohne Rührung so nahe der sterblichen Hülle einer Maria Theresia, eines Joseph II., eines Leopold II. und eines Franz I. stehen? — Oder an dem Sarge des Sohnes Napoleons, und einer Erzherzoginn von Oesterreich? — Sein Hauptname Napoleon," unter welchem er einst des Vaters Herrschaft, als der Zweite des großen Namens, fortzusetzen bestimmt war, fehlt in der Inschrift des Sarges; nicht aber die Bezeichnung, daß er bei seiner Geburt mit dem Titel eines "Königs von Rom" begrüßt wurde. — Diese in einem edeln Lapidar-Style abgefaßte Inschrift lautet folgendermaaßen:

AETERNAE. MEMORIAE.
IOS. CAR. FRANCISCI. DUCIS. REICHSTADIENSIS.
NAPOLEONIS. GALL. IMPERATORIS.
ET.
MAR. LUDOVICAE ARCH. AUSTR.
FILII.
NATI. PARISIIS. XX. MART. MDCCCXI.
IN. CUNABULIS.
REGIS. ROMAE. NOMINE. SALUTATI.
AETATE. OMNIBUS. INGENII. CORPORISQUE.
DOTIBUS. FLORENTEM.
PROCERA. STATURA. VULTU. IUVENILITER.
DECORO.
SINGULARI. SERMONIS. COMITATE.
MILITARIBUS. STUDIIS. ET. LABORIBUS.
MIRE. INTENTUM.
PHTHISIS. TENTAVIT.
TRISTISSIMA. MORS. RAPUIT.
IN SUBURBANO. AUGUSTORUM. AD. PULCHRUM.
FONTEM.
PROPE. VINDOBONAM.
XXII. IULII. MDCCCXXXII.

Bei dem Sarge der Erzherzoginn Henriette, gebornen Prinzessinn von Nassau-Weilburg, Gemahlinn des großen Feldherrn Erzherzogs Karl, bemerkte der mich führende Kapuziner: »dieses ist der Sarg der Pro»testantinn. Wir nehmen auf, was man uns zusendet.« — Es schien mir doch, als wenn der gute Mann in seiner Kapuziner-Beschränktheit die Sache nicht ganz in der Ordnung fände. — Doch der Erzbischof von Paris scheint eben so wenig die Verbindung eines französischen Prinzen mit einer protestantischen Prinzessinn zu billigen; und wie Se. Heiligkeit über die gemischten Ehen urtheilt, ist ja auch bekannt genug geworden. Die Kapuziner-Kirche selbst ist klein, einfach und bietet nichts Merkwürdiges dar.

Wenn man des zu seiner Zeit so berühmten, jetzt ziemlich vergessenen, gelehrten Buchhändlers Friedrich Nicolai Bemerkungen über die Universität zu Wien in seiner »Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781« *) lies't, so begreift man leicht, woher es vorzüglich gekommen ist, daß diese Anstalt durch eine lange Reihe von Jahren bis zu unsern

*) Band 3, Seite 682 f. f.

Zeiten hin im protestantischen Deutschland in einem Rufe stand, der nicht übeler seyn konnte. Man hielt sie gleichsam für eine Werkstätte des Obscurantismus. In theologischer Hinsicht mag sie freilich im Jahre 1781 sehr Vieles zu wünschen übrig gelassen haben, und auch jetzt mag es wohl seyn, daß sie in dieser Beziehung nicht mit den der katholisch-theologischen Facultäten zu Breslau oder zu Bonn verglichen werden kann; aber man muß auch bedenken, daß Oesterreich, seinem Wesen nach, ein katholischer, Preußen aber ein protestantischer Staat ist. Preußen ist mächtig durch hohe Aufklärung und Fortschreiten: Oesterreich durch materielles Wohl seiner Unterthanen und Festhalten am Bestehenden. — Man sagt, ein großer österreichischer Staatsmann habe, aus dem englischen Gesichtspunkte, die Emancipation der Katholiken in Großbritannien getadelt. Es kann wahr seyn, denn der Protestantismus ist die Basis der englischen Verfassung. Eben so würde ein umsichtiger Staatsmann aber tadeln müssen, wenn man in Oesterreich protestantische Ideen unter der großen Masse verbreiten wollte. — Die katholische Theologie ist stabil, sie schreitet nicht fort; so wie sie sich in das Gebiet der Bewegung begiebt, hört sie auf Katholicismus zu seyn. — Hieraus folgt denn, daß, wo dieses Religions-System herrschend ist, auch die philosophischen Wissen-

schaften sich nicht frei bewegen können, und eben so wenig die staatswissenschaftlichen. Ich zweifelte also gar nicht daran, daß ein freisinnig denkender Protestant sich durch die Vorlesungen der Wiener Professoren in diesen Fächern des menschlichen Wissens keinesweges angezogen finden wird. — Schwerlich würde auch selbst jetzt ein Kant, ein Fichte, ein Schelling (sowie er früher lehrte), ein Fries, oder ein Hegel sein philosophisches System ungehindert vortragen dürfen. — Wenigstens ist mir nicht bekannt, daß man jemals versucht hätte, philosophische Köpfe dieser Art für Wien zu gewinnen. Sie würden auch offenbar in das ganze Unterrichts-System nicht passen. — Selbst möchte ich glauben, daß Spinoza's Schriften, so dunkel sie sind und schwer zu verstehen, und so wenig Schaden sie jemals gethan haben werden, doch noch unter die verbotenen Bücher gehören. — In jeder andern Hinsicht kann es aber die Universität zu Wien jetzt gewiß mit jeder andern großen Universität Europa's aufnehmen, wenn gleich ihre Einrichtungen die bekannten, den katholischen Academien eigenthümlichen, sind; d. h. es fehlt hier die protestantische sogenannte academische Freiheit, nach welcher es der eigenen Beurtheilung der Studirenden überlassen ist, welche Collegien sie besuchen und den Professoren (wenigstens in einem bedeutenden Umfange), welche Vor-

lesungen sie halten wollen. — Hier sind die Professoren in großer Abhängigkeit von den Directoren der Facultäten. — Wenn ich von jener academischen Freiheit zu Wien, oder früher zu Inspruck, mit katholischen Gelehrten sprach, so schüttelten sie bedenklich den Kopf, und konnten nicht begreifen, wie etwas Gutes daraus hervorgehen könne, und nicht ohne Mißtraun vernahmen sie dann von mir, daß die große Mehrheit unserer Studenten, gleichsam instinctartig, sehr gut zu wählen wüßte, welche Vorlesungen ihnen individuell nützlich zu besuchen, und daß späterhin die Staatsprüfungen zeigten, daß sie die Zeit auf der Academie gut benutzt haben.

Das neue Universitäts-Gebäude, ein freistehendes Parallelogram, macht Fronte gegen den ziemlich unbedeutenden Universitäts-Platz. Drei Eingänge führen in eine große, von zwanzig Säulen gestützte Halle, in deren Hintergrunde das anatomische Secir-Zimmer sich befindet. Im ersten Stockwerke sind mehrere Hörsäle, das physicalische Museum und der wahrhaft prächtige, zu den academischen Feierlichkeiten bestimmte Hauptsaal, dessen Decke von Guglielmi gemahlt ist. Im zweiten Stockwerk befindet sich der große medicinische Saal, mit der Büste van Switens (des Reformators der Universität unter Maria Theresia) von Messerschmidt, das anatomische Theater und das anatomisch-

pathologische Museum, mit der Büste Josephs II. Das Ganze wird von der Sternwarte gekrönt, deren kostbare und umfassende Instrumente mir der Sohn des berühmten Littrow, Directors der Sternwarte, zeigte und erklärte. Er selbst war, zu meinem großen Bedauern, unpäßlich und abwesend. Littrow's Werke über die populäre Astronomie sind in den Händen jedes gebildeten Deutschen, eben so wie sonst die des verewigten Bode zu Berlin, die sie ersetzt haben. — Nicht fern von dem neuen Universitätsgebäude befindet sich das alte, in welchem ebenfalls Hörsäle und überdem Locale für Universitäts-Behörden vorhanden sind.

Die vier Facultäten zählen jetzt 45 Professoren, 7 Suppleanten, 5 Lectoren fremder Sprachen, 7 Adjuncten, 12 Assistenten, 4 Repetitoren. Das gesammte Lehrerpersonal zieht seinen Gehalt vom Staate; zusammen 97,190 Gulden Conventions-Münze. — Im Ganzen kostet die Universität dem Staate über 200,000 Gulden Conventions-Münze. — Die Gesammtzahl der Studirenden betrug im Jahre 1837 2080. Es beziehen die Professoren keine Honorare von ihren Zuhörern, nicht einmahl für Privatissima. Die Vorlesungen über Theologie, Pharmacie und Chirurgie sind völlig unentgeltlich; in der philosophischen Facultät wird von den

Studirenden im Ganzen ein Unterrichtsgeld von 18, in der juristischen und medicinischen aber von 30 Gulden in die Universitäts-Casse bezahlt. Alle »Gäste,« d. i. solche Zuhörer, die keine Prüfungen machen wollen, bezahlen gar nichts. Vielleicht ist keine Universität mit so bedeutenden Stipendien dotirt als die Wiener. Die Gesammt-Summe aller betrug in den letzten Zeiten 21,153 Gulden Conventions-Münze. Zugleich sind aber alle Stipendiaten von der Entrichtung des Unterrichtsgeldes befreit. Die Folge hiervon ist, daß in der Regel nicht mehr als höchstens 600 Studenten, von 2000, dieses zu zahlen pflegen. — Gewiß darf man also rühmen, daß es zu Wien den Studirenden nicht an Erleichterungen fehle.

Unter den vielen wissenschaftlichen Instituten, welche Wien besitzt, ist eines der merkwürdigsten die k. k. orientalische Academie. Sie wurde 1754 von der Kaiserinn Maria Theresia, auf Betrieb des Fürsten Kaunitz, gestiftet, um junge Männer zu diplomatischen Aemtern im Oriente, mit welchem Oesterreich in so mannichfaltigen Verbindungen steht, auszubilden. Der academische Curs dauert hier fünf Jahre, und die Zöglinge werden im Institute völlig frei gehalten. — Es findet

aber die Aufnahme, über welche der Kaiser unmittelbar bestimmt, allein gegen einen schriftlichen Revers der Aeltern Statt, daß sie die Zöglinge wirklich zu Anstellungen im Oriente widmen wollen. Die Anstalt steht unmittelbar unter der Hof- und Staatskanzlei, und hat einen Director, zwei Präfecten, zugleich Professoren, drei Professoren und vier Lehrer. Director ist jetzt der Ritter Joseph Othmar von Rauscher, infulirter Abt und emeritirter Professor des Kirchenrechts; einer der Präfecten und Professor der italiänischen Sprache und Literatur mein würdiger Freund der Abbate Nicola Negrelli, dessen literarische Verdienste auch in dem Norden des großen deutschen Vaterlandes nicht unbekannt geblieben sind. Der Ritter von Rauscher hat die Güte gehabt, mich selbst mit der Einrichtung der Academie bekannt zu machen, und mir die merkwürdigen Sammlungen derselben zu zeigen; wie ich denn überhaupt das wohlwollende und zuvorkommende Wesen dieses gelehrten Prälaten nicht genug rühmen kann. — Der Zöglinge, junge Männer aus guten österreichischen Familien (Fremde werden nicht aufgenommen), sind gewöhnlich zwölf. Sie bekommen gründlichen Unterricht in allen Wissenschaften und Künsten, die in den Aemtern, für welche sie bestimmt, ihnen nothwendig sind, oder auch nur nützlich erscheinen können. Mit einem Worte, ihre

Erziehung ist eine solche, wie sie sich für einen künftigen Diplomaten, besonders für einen, der im Oriente ein Amt bekleiden soll, passet. Vorzüglich sind es daher die Hauptsprachen des Orients, Türkisch, Arabisch und Persisch, in welchen sie unterrichtet und täglich geübt werden. — Sie wohnen im Institute und speisen mit den Vorgesetzten und Professoren an einer Tafel. — Die jungen Männer schienen mir froh und glücklich, und auf das Innigste mit ihrer künftigen Bestimmung zufrieden. Besonders in ihren orientalischen Studien schienen sie mir ganz und gar zu leben. Mit großer Bereitwilligkeit waren mehrere von ihnen beflissen, solche Gegenstände, die ihnen der Director oder Präfect andeutete, herbeizuholen und mir deren Gebrauch zu erklären. Vorzüglich waren dieses orientalische Handschriften aus der großen und wichtigen Sammlung des Instituts, an welchen ich denn freilich nur die Pracht und Zierlichkeit der Schriftzüge bewundern konnte; oder auch einzelne auf Pappe gezogene Briefe, Documente, Concepte u. s. w. aus der großen, über 15,000 einzelne Stücke enthaltenden Sammlung sogenannter »Divani-Schriften« in türkischer, persischer, arabischer und neugriechischer Sprache, welche den jungen Männern nicht nur zur Uebung im Lesen und Schreiben, sondern auch, zum Theil, zu Mustern in der Abfassung ähnlicher

Aufsätze dienen. Auch die eigenhändigen Namenszüge mehrerer Sultane und selbst des gegenwärtig reformirenden Padischah, habe ich auf Blättern dieser Art gesehen. Die Züge sind zum Theil Meisterstücke der Kalligraphie, und beweisen wenigstens, daß die Sultane auf die Unterzeichnung ihrer Namen mehr Fleiß verwenden, als unsere norddeutschen Staatsbeamten. Daß man mit Rohrfedern, und zwar auf den Knieen das zu beschreibende Blatt haltend, orientalische Schriftzüge am besten zierlich und geläufig zu Stande bringen könne, behaupteten und zeigten mir mehrere der jungen Männer. — Auch türkische, zu Constantinopel gestochene und gedruckte Landkarten wurden mir vorgewiesen; und da war es mir denn nicht uninteressant, auf einer Karte von Nord-Deutschland die Lage meiner Vaterstadt Braunschweig, meines Wohnortes Wolfenbüttel und die Straße von hier nach Halberstadt und Magdeburg ganz richtig angegeben zu sehen. Es schien mir, daß diese gehörig illuminirten Karten nichts als Kopien von Homannischen Blättern seyen, in denen man nur die Ortsnamen mit arabischen Buchstaben wiedergegeben hatte. So läßt sich die Sache freilich leicht erklären, doch beweiset sie, daß die Türken sich schon längst um Geographie bekümmerten, und daß es nur individuelle Unwissenheit gewesen sey, wenn vor ungefähr sechzig Jahren

ein Kapudan-Pascha daran zweifelte, daß von der Ostsee her russische Schiffe zum griechischen Archipelagus gelangen könnten. Es schienen mir nämlich die bemerkten Karten aus den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herzurühren. — Die Sammlung ganzer orientalischer Werke in der Bibliothek des Instituts beträgt an tausend Bände. — Der Jacober Hof, in welchem sich die treffliche Anstalt befindet, ist ein altes, einfaches und gesundes Gebäude in einer der stillern Gegenden Wiens.

Wer könnte vom Orient reden, und nicht an den großen Orientalisten und Historiker Freiherrn von Hammer-Purgstall denken? — Ich hatte an ihn Grüße von dem als Geschichtschreiber berühmten Freiherrn von Hormayr-Hortenburg *) (jetzt k. bayerischem Gesandten bei den Hansestädten) zu bestellen. Ehe ich sie aber ausrichten konnte, war Baron Hammer, welcher nach Wiener Art auf dem Lande sich aufhielt, zur Krönung nach Mailand abgereis't; doch hatte er die Güte, mir durch einen gemeinschaftli-

*) Auch eine Geschichte von Wien ist von dem Baron von Hormayr vorhanden, unter dem Titel: »Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten.« Mit Kupfern. Wien, 1823 — 1825. 9 Bände.

chen Bekannten ein literarisches Andenken zuzusenden.

Da mich die Congregation der armenischen Mönche zu St. Lazzaro bei Venedig, von ihrem Stifter Mechitar »Mechitaristen« genannt, mit so großer Freundlichkeit aufgenommen hatte *), so hielt ich es um so angemessener, ihre Mitbrüder, die armenischen Mechitaristen in der Vorstadt St. Ulrich zu besuchen. Das Kloster ist noch im Werden und wird, wenn es einst vollendet, ein zwar einfaches aber sehr ausgedehntes und großartiges Gebäude seyn. Wie ich höre, wird der Bau aus dem Vermächtnisse eines verstorbenen reichen Armeniers, welcher ein sehr großes Vermögen in Indien erworben, bestritten. Die Tendenz dieser Wiener Mechitaristen scheint mir dieselbe als die der Venezianischen: auf die religiöse und wissenschaftliche Bildung der über die ganze Erde zerstreuten Armenier, vorzüglich des katholischen Ritus, zu welchem die Mechitaristen gehören, sowohl durch Missionen als durch Druckschriften einzuwirken. Auch hier bekam ich, wie zu

*) Vergleiche meine Darstellung einer Reise durch Deutschland und Italien, Theil 1, Seite 311.

St. Lazzaro, einen Mönch zum Führer, der jedoch bei weitem nicht die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn besaß, als der Pater Bibliothekar und der Pater Secretair des Erzbischofs, die mich dort so zuvorkommend und gastfreundlich aufnahmen. Wir unterhielten uns in italiänischer Sprache, doch drückte er sich in dieser nur incorrect und mit Mühe aus. In der lateinischen Sprache war er nicht sehr bewandert, und noch weit weniger in der französischen und deutschen. Es war jedoch auch ihm das wohlwollende, humane Wesen, welches die katholischen Mönche im Umgange mit Fremden auszeichnet, völlig eigen. — Zuerst zeigte er mir die Buchdruckerei, in welcher wenigstens zehn Pressen beschäftigt waren. Man druckte hier nicht allein armenische Bücher, sondern vorzüglich deutsche und lateinische, die Druckerei förmlich als Gewerbe betreibend. Das Institut hat auch eine eigene Buchhandlung in der Stadt. So wenig in dieser als im Kloster selbst konnte ich mir jedoch eine armenische Bibel verschaffen, die ich zum Andenken und um meine Bibel-Sammlung damit zu schmücken, zu kaufen beabsichtigte. Hier war der Pater Vorsteher des Magazins nicht aufzufinden, und dort waren keine armenische Bücher vorräthig. Dann wanderten wir durch die fast vollendeten weitläufigen Corridore, betrachteten die künftigen Zellen der Mönche, das Refectorium, die

Schlafsäle, den prächtigen Saal, welcher die künftige Bibliothek aufnehmen sollte, das naturhistorische Museum, in dem schon ein guter Anfang gemacht worden, und zuletzt die Zimmer für die Sammlung physicalischer Instrumente, in welchen auch schon eine schöne Luftpumpe, Electrisir-Maschinen und andere Apparate zu schauen. Mein Begleiter, der unter seiner Aufsicht das Conchilien-Cabinet hatte, bat mich, ihm Muscheln aus der Nordsee zugehen zu lassen, und überhaupt die naturhistorische Sammlung des Klosters Beförderern wissenschaftlicher Aufklärung zur Bereicherung zu empfehlen; welches ich hiermit auf das Angelegentlichste gethan haben will. — Alles war, wie gesagt, im Entstehen; aber ich zweifele keinesweges, nach dem Eifer der Mönche, welche sich zu uns gesellten, zu urtheilen, daß das Institut zu eben der ausgedehnten Wirksamkeit gedeihen wird, als das zu St. Lazzaro. Dieses ist aber eine der lobenswerthesten Missions-Anstalten auf der ganzen Erde, und beweiset so recht, daß mönchischer Religionseifer nothwendig dazu gehört, um Institute der Art zu Stande zu bringen und bei Kräften zu erhalten.

Der hiesige General-Abt der Congregation, Aristozes Azaria, ein geborener Constantinopolitaner, ist Doctor der Theologie und Erzbischof von Cäsarea. Ich

habe keine Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen. Man rühmt ihn als einen gelehrten, menschenfreundlichen und für seine Congregation sehr eifrigen Prälaten. Das Costüm der Mönche ist ganz orientalisch, und so nehmen sie sich mit ihren schwarzen, dicken und langen Bärten äußerst mahlerisch aus.

In den gewißermaaßen officiellen Nachrichten der venezianischen Mechitaristen von der Stiftung und Ausbildung ihrer Congregation, welche ich von ihnen selbst geschenkt bekam, wird dieser Mitbrüder zu Wien nicht erwähnt, und diese hier schienen mir auch von jenen und ihrem Zusammenhange mit ihnen nicht reden zu wollen. Vielleicht wäre es möglich, daß eine kleine Eifersucht zwischen den frommen Männern nicht ganz ausgeschlossen wäre. Auch die von mir zu Rathe gezogenen Beschreibungen von Wien haben mir keinen Aufschluß über den Zusammenhang beider Congregationen, der venezianischen und der wiener, gegeben. Vollkommen genügende Nachrichten davon, von der Entstehung des hiesigen armenischen Klosters und überhaupt sehr schätzbare Belehrungen über die gesammte armenische Literatur, mit Hinweisung auf ihre bedeutende Wichtigkeit, besonders in Beziehung auf die Geschichte des Orients, findet man aber in dem vortrefflichen und in Norddeutschland viel zu wenig bekannten Werke des

Doctors Franz Sartori: »historisch-etnographische »Uebersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit »und Literatur des österreichischen Kaiserthums« *). Hiernach hängt die Stiftung des hiesigen Klosters, dem Ursprunge nach, genau mit der zu St. Lazzaro zusammen. Mechitar hatte die Absicht, ein zweites Kloster zu Triest zu begründen; doch erst nach seinem Tode wurde der Vorsatz von seinen Nachfolgern ausgeführt. — Im Jahre 1809 zerstörten die Franzosen das blühende Institut, dem späterhin der Kaiser Franz einen Sitz zu Wien anwieß, wo es, besonders durch Beisteuern vom Orient her, sich zu einer schönen Blüthe wieder zu entfalten beginnt. Seit der Zeit der Abfassung des Werks des Herrn Sartori hat das Kloster schon sehr bedeutende Fortschritte gemacht. — Die hier gedruckten armenischen und türkischen Werke sind meist theologischen und ascetischen Inhalts. »Die Kreuzweg-Andacht in türkischer Sprache« 18°, mit 18 Kupfern, erlebte bereits vier Auflagen **).

---

*) Wien, bei Karl Gerold, 1830. Theil I., Seite 298 f. f.

**) Ganz vor Kurzem ist in der Druckerei der armenischen Mönche zu St. Lazzaro bei Venedig das neue armenisch-italiänische Lexicon der drei Doctoren der dortigen Mechitaristen-Congregation, Gabriel Avedichian, Caciadur Sur-

Wien, welches jetzt schon in äußerst wichtigen Handelsverbindungen nicht nur mit allen Theilen der österreichischen Monarchie, sondern auch mit dem Auslande, vorzüglich mit der Türkei, steht, wird in der nahen Zukunft seinen Handel noch bedeutend ausgedehnt sehen. Es wird dieses die Folge einer sehr vermehrten und gesicherten Dampfschiffahrts-Verbindung auf der Donau und deren vorzüglichsten Nebenströmen, und dann besonders der großen Eisenbahn — der Ferdinands-Nordeisenbahn — seyn, welche zwischen Wien und Bochnia angelegt wird. Während meines Aufenthalts zu Wien wurde sie schon bis Wagram täglich mehrmals befahren. — Diese Bahn — beiweitem die ausgedehnteste und wichtigste von denen, die in Deutschland jetzt gebauet werden — wird nach einem höchst vorsichtigen Bauanschlage, die Baukosten für die deutsche Meile zu 200,000 Gulden Conventions-Geld angenommen, ein Capital von zwölf Millionen Gulden erfordern, welches unter der Leitung des Freiherrn S. M. von Rothschild

---

melian und Giovanbattista Aucher (unter der Direction des Erzbischofs Sukias Somat abgefaßt), beendet worden, und sowohl dort als zu Wien für 13 Lire austriache käuflich. Ein für die alt-armenische Sprache äußerst wichtiges Werk. — Auf eine so wahrhaft nützliche Weise verwenden die armenischen Mechitaristen ihre Zeit.

durch Actien zusammengebracht ist. — Genaue Auskunft über dieses höchst wichtige Unternehmen giebt folgende Druckschrift: »Das Project der Wiener Bochnia-»Eisenbahn, in technischer, commerzieller und finanzieller »Hinsicht betrachtet. Wien, im März 1836. Mit einer »illuminirten Uebersichtskarte. Im Verlage von Karl »Gerold.«

Notizen dieser Art, welche den Reisenden so leicht entgehen, und namentlich die Statuten der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, ihre Sitzungs-Protocolle, desgleichen die Statuten der Wiener Versicherungs-Gesellschaft, der National-Bank u. s. w. verdanke ich der freundschaftlichen Zuvorkommenheit des Banquiers Herrn August Walter, eines gebornen Berliners, welcher in den Verhältnissen der Unternehmungen dieser Art mir sehr bewandert, und sicher auch betheiligt, schien.

Das Historische der Verbindung Deutschlands durch die große Donaustraße mit dem schwarzen Meere und überhaupt mit Asien findet man in folgendem äußerst gelehrten Werke zusammengestellt: »Neueste Dampf-»schifffahrt von Wien nach Trapezunt, oder die große »Donaustraße zu einem der reichen Ursitze des asiatischen »Welthandels, von Anton von Steinbüchel, Di-»rector des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes u. s. w. »(Wien, bei Karl Gerold, 1838).« — In Beziehung

auf die Darlegung der Handelswege der benannten Gegenden im Mittelalter möchte ich dieses kleine Buch Heeren's berühmten »Ideen über die Politik, den »Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der »alten Welt« vergleichen, denn es enthält eine unendliche Menge zu seinem Zwecke zusammengestellter Thatsachen. Mit der Darstellungsweise aber habe ich mich nicht befreunden können: auf der einen Seite scheint sie mir zu trocken zu seyn, auf der andern zu schwülstig. Man findet diesen Styl, den Johann von Müller angewandt hat, nicht selten in den historischen Schriften der süddeutschen Autoren. Er ist gewiß ein fehlerhafter, und weit entfernt von dem Style der alten Klassiker. — Auch möchte man gern mehr über die bestehende Dampfschifffahrt selbst in dem Werke des Herrn von Steinbüchel erfahren, von welcher wenig die Rede ist.

Wer den heitern lebenslustigen Sinn der glücklichen Wiener recht kennen lernen will, muß häufig, besonders an den Nachmittagen und Abenden der Sonntage, den Prater besuchen, diesen schönen, ausgedehnten, mit Alleen durchschnittenen Lustwald, in welchem es an Gasthäusern und Vergnügungsorten der mannichfaltigsten

Art nicht fehlt. Während der drei Wochen, welche ich zu Wien verweilte, war, wie ich schon bemerkte, ein so winterhaftes Wetter, daß Einem so ziemlich die Lust im Freien zu verkehren verging. Doch das Schicksal nahm Rücksicht auf die vergnügenslustigen Wiener, und die Sonntage machten eine Ausnahme von der Regel, und brachten heitern Himmel und Sonnenschein. Da habe ich denn nicht versäumt, den Prater nach allen Richtungen bis zum »Lusthaus« und zu der »Schwimmschule für Damen« (welche diese Inschrift führt) zu durchstreifen. Man sah die jungen Schönen hinwallen, und konnte, in der Einbildung versteht sich, der mahlerischen Gruppen sich erfreuen, welche in dem langen und ausgedehnten Brettergebäude Statt finden mochten:

Et superjecto pavidae natarunt
Aequore »Damae.«

Wie weit doch die Aufklärung in unsern liberalen Zeiten gediehen ist! Damen vertrauen sich im frohen Süden von Deutschland dem Elemente an, welches zur Zeit des Horaz der verweichlichte Römer zu meiden begann; und damit uns das Land der Amazonen ferner nicht als das Land der Fabel erscheine, giebt es jetzt in unserm ernstern Norden Anstalten, in welchen das schöne Geschlecht, um einen Schritt vorwärts zu der dereinstigen

»Emancipation« zu thun, vorläufig in den Waffen geübt wird. — Wie mag es in der Zukunft den armen Männern ergehen, wenn die Schönen, jetzt schon Siegerinnen, doppelt gewaffnet gegen sie auftreten werden.

Es hat mir einen Genuß ganz eigenthümlicher Art bereitet, Friedrich Nicolai's Bemerkungen über Oesterreich, und namentlich über Wien, wie er im Jahre 1781 solche niederschrieb, mit dem jetzigen Zustande der Monarchie und Stadt zu vergleichen, wobei ich jedoch nicht immer ein Lächeln unterdrücken konnte, wenn er über Gegenstände zu urtheilen unternimmt, von denen er entweder schlechterdings nichts verstand, oder die er in einer Art von Verblendung und Verkennung der Verhältnisse ganz falsch beurtheilte. — Zu diesen gehört unstreitig sein Urtheil über den Dichter und Jesuiten Jacob Balde aus dem siebenzehnten Jahrhundert, welches, obwohl es mit Oesterreich in keiner Verbindung steht, ich zum Besten zu geben nicht unterlassen kann. Von diesem Dichter sagt Nicolai: *) »Dieser elende »Versmacher war ein Jesuit im vorigen Jahrhundert,

*) Reisebeschreibung, Band IV., Beilagen, S. 37.

»der eine Menge lateinischer und deutscher Gedichte ge»schrieben hat. Die Jesuiten erheben ihn unmäßig, und »nennen ihn den deutschen Horaz. Seine lateinischen »Gedichte sind die kälteste Phraseologie und ein elender »Cento von Stellen aus allen (alten?) Dichtern, ohne »wahren Sinn zusammengeflickt.« — Da Nicolai erst 1811 gestorben ist, so möchte ich wissen, was er dazu gesagt hat, als Herder 1795 unter dem Titel »Terpsichore« eine metrische Uebersetzung der lateinischen Oden Balde's herausgab. Noch nannte er den Dichter nicht, dessen Poesien er nachbildete, und welche zu dem Schönsten und Kraftvollsten gehören, was je ein Neuerer in den Sylbenmaaßen des Horaz in der Sprache der Römer sang. — »Er war ein Deutscher,« sagte er in der Vorrede, »der im vorigen Jahrhundert lebte und »für sein Vaterland mit Begeisterung als Dichter »kämpfte. Noch nenne ich seinen Namen nicht, und »bitte Jeden, der ihn kennt, ihn vor der Hand zu ver»schweigen. Mögen seine Gesänge zuerst ohne Namen »des Sängers die Wirkung thun, dazu die Kraft in ih»nen liegt: denn eben das ist der hohe Vorzug der »Stimme der Musen, daß sie zu ihrer Wirkung »den Namen dessen nicht bedarf, durch den sie ertönt.« — Sollte Nicolai wohl auf Balde gerathen haben, dessen lateinische Gedichte ihn doch wohl niemals vor

Augen gekommen waren? — Und wie mögen die P. P. Jesuiten über Nicolai's Urtheil über ihren Horaz gespottet haben! — Auf ganz gleich lächerliche Weise urtheilte Nicolai über viele österreichische Verhältnisse, welche ihm eben so fremd als Balde's Dichtungen waren.

Folgendermaaßen sang dieser edele Dichter nach Herders Uebersetzung:

»Mir einst, o Freund, mir schreibe zur Inschrift nur:
»»Hier ruht ein Dichter, nicht ein unrühmlicher.««
»O Eitelkeit! — Hinweg auch dieses!
Lösche die Worte; genug, ich ruhe.

Wenn irgend eine Gegend des deutschen Vaterlandes den Namen einer »classischen« verdient, so ist es die Umgebung Wiens. Wie im Teutoburger Walde, da wo jetzt das Hermanns-Denkmahl sich zu erheben beginnt, zur Zeit der Römerherrschaft, — in Leipzigs Ebenen, in den Tagen des freilich schon sinkenden Gestirns des großen gallischen Kaisers, das deutsche Vaterland durch unglaubliche Tapferkeit gerettet wurde, so auf gleiche Weise geschah dieses zwei Mahl vor Wien gegen

den barbarischen Ungestüm und den Uebermuth der Türken. — Westlich von Nußdorf an, über Grinzing, Döbling, Währing, Penzing, Hitzing, Meidling, die Spinnerinn am Kreuz, nach Simmering zu, also von Westen her, ganz um Wien herum bis östlich wieder an die Donau, ist keiner der jetzigen heitern Vergnügungsorte der Wiener, dessen Felder in den Belagerungen der Hauptstadt durch die Türken in den schrecklichen Jahren 1529 und 1683 nicht mit Blut und Leichen gedüngt seyen. Es ist schaudererregend, in den Werken Hormayr's und Hammer's zu lesen, welche unerhörte Grausamkeiten in jenen Tagen des Schreckens hier die Barbaren verübt, und welche Wunder der Tapferkeit hier von christlicher Seite, besonders aber von österreichischen Edeln und Wiener Bürgern, gethan sind. — Kein Deutscher, dem sein gutes Geschick nach dem heitern Wien führt, sollte es unterlassen, vorher in den Werken der genannten Geschichtschreiber sich mit demjenigen genauer bekannt zu machen, was hier in den beiden Belagerungen geschah; mit doppeltem Interesse wird er sodann Wiens Umgebungen besuchen, vorzüglich aber die beiden Zeughäuser, die so viele türkische Trophäen enthalten. Nichts ist gerechter, als daß Bürger, welche die Hauptstadt ihres Kaisers so tapfer, und keine Aufopferung scheuend, vertheidigten, ihr eigenes prächtiges

Zeughaus haben, und daß man ihnen ihre eroberten Trophåen ließ *).

---

*) Vergleiche Joseph's Freiherrn von Hammer Geschichte des osmanischen Reichs. Zweite Ausgabe. Band II., Seite 61, und Band III, Seite 735. f. f. — Freiherrn Joseph's von Hormayr Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten, Band IV., Heft 3, Seite 150 f. f. — »Unbestreitbar stehen beide Belagerungen Wiens als weltgeschichtliche Ereignisse da. In jener von 1529 setzte der alte Salm mit seinen tapfern Kriegern, mit der muthvollen Bürgerschaft, den bis dahin in drei Welttheilen sieggewohnten Türken einen Gränzstein: »nicht weiter« am Kärntherthor auf der Augustiner-Bastei. In dieser (Belagerung) war der Gegner viel furchtbarer, Suleyman, der größte der Padischahs; glänzender war bei der zweiten Belagerung der Entsatz; weit kräftiger, weit sachkundiger bei ihr der Angriff, und die Gefahr des Falles viel näher, viel drohender. Suleyman's Belagerung hielt der Osmanen wildes Fluthen gegen Westen, diesen Rückschlag des Ostens für die Kreuzzüge, entschlossen auf. Kara Mustapha's Belagerung war der völlige Wendepunkt des osmanischen Glückes. Ludwigs XIV. treuloser Politik ward der Schleier abgerissen. Wilhelm von Oranien brachte den Bund von Augsburg gegen ihn zu Stande. Die ungarische Opposition erfuhr, sie habe künftig nichts mehr von der Pforte, nichts mehr von Frankreich zu hoffen.« Hormayr a. a. O. Seite 215. Aus der Umgegend von Wien führten die Türken über 7000 Frauen, 5000 Männer, 23,000 Knaben und 9000 Mädchen, unter diesen 200 von angesehenen Adelsgeschlechtern in die Sklaverei. — Nach einer gerichtlichen

Bei meiner Abreise von Wolfenbüttel hatte ich den festen Vorsatz gefaßt, von Wien aus auch Ungarn zu besuchen, und nicht die geringste Schwierigkeit fand ich in dieser Beziehung bei den Policey-Behörden zu Wien. Daß ich diesen schönen Plan aufgegeben habe, thut mir jetzt, da es zu spät ist dieses zu bereuen, außerordentlich leid. Doch hatte ich auch Gründe zu der Veränderung meines Entschlusses. Das Wetter, über welches ich mich schon mehrmals beklagte, war zu einer Reise durch Ungarn außerordentlich ungünstig. — Täglich Regen, bei einer Temperatur, gegen welche die November-Tage, an denen ich diese Zeilen schreibe, sommerhaft und milde genannt werden müssen *). — Nach Ofen und Pesth konnte ich mit dem Dampfboote zwar mit Bequemlichkeit gelangen: vorzüglich wünschte ich jedoch die für den Geologen und Mineralogen so anziehenden Gebirgsgegenden Ungarns kennen zu lernen; die Ausführung dieses Vorsatzes hatte aber, bei dem herrschenden Wetter

Aussage zwei zurückgekehrter Frauen hatten es aber Weiber und Mädchen bei den Türken gar nicht schlimm: »so daß deren viele auf gar keine Erlösung dachten, auch solche nicht wünschten.« Hormayr, a. a. O. S. 173.

*) Mehrmals zeigte der Reaum. Thermometer zu Wien im August des Morgens 8 bis 9 Grad +, während er jetzt, am 9ten November, zu Wolfenbüttel 14 Grad + zeigt.

und bei den zum Theil sehr schlechten Wegen in Ungarn, nicht geringe Schwierigkeiten. Hierzu kam nun noch das Zureden meiner Freunde, eine Reise, die unter den obwaltenden Umständen für einen Mann von meinem Alter nicht ohne Bedenken erschien, für jetzt aufzugeben. Sie wünschten überdem, nach ihrer freundschaftlichen Gesinnung, mir einen Bewegungsgrund aufzubewahren, der mich um so gewisser bald — denn man muß in meinen Jahren eilen, wenn man Vorsätze erfüllen will — nach Wien zurückführen möchte. — So wurde denn die Ausführung des schönen Vorsatzes für eines der nächsten Jahre aufgeschoben. — Ich mag nicht leugnen, daß der äußerst behagliche Zustand, in welchem ich mich zu Wien befand, dazu beigetragen haben kann, daß ich gern den Aufenthalt in dieser heitern Stadt verlängerte. Bei meinen italiänischen Freunden, dem Grafen und der Gräfinn Veterani, war ich jederzeit willkommen. Sie wohnten in dem schönen und weitläufigen Hause der Wittwe des vor einigen Jahren verstorbenen ältern Bruders des Grafen, einer höchst ehrwürdigen Dame von mehr als achtzig Jahren, welche mich Fremden nicht anders aufnahm, als wenn ich ein Verwandter ihres Hauses gewesen wäre. Von dem hohen Grade ihrer intellectuellen Bildung legte schon der Umstand ein Zeugniß ab, daß sie fünf Sprachen, nämlich die deut-

sche, die böhmische, die französische, die italiänische und die englische, auf fast gleiche Weise in ihrer Gewalt hat, und dabei leuchtete ein so klarer Verstand, eine solche Güte des Herzens und wahre Frömmigkeit aus ihrem ganzen Wesen hervor, daß man sie zugleich verehren und lieben mußte. So rechne ich die Stunden, welche ich auch neben der Gräfinn Theresia Veterani, geb. Gräfinn von Korsenzki, zubrachte, zu meinen schönsten in Wien.

Es war am neunten August Abends, als ich von mir so theuern Menschen nicht ohne tiefe Rührung Abschied nahm, und am andern Morgen, früh um sechs Uhr, bestieg ich die nach Prag abgehende Eilpost.

Schließlich bemerke ich, daß ich in obigen Mittheilungen bei weitem nicht Alles erwähnt habe, was ich in Wien sah; denn ich befürchtete, durch den Bericht zu bekannter Sachen meinen Lesern lästig zu werden. Daher habe ich auch nichts von den Wiener Theatern erwähnt, von welchen ich freilich auch nur mehrmals das in jeder Hinsicht vortreffliche Burgtheater besucht habe. — Die Unterhaltungsblätter erzählen wöchentlich so viel von den Bühnen, daß ich davon füglich schweigen zu dürfen glaubte. — Auch von den zahlreichen Privat-Palästen Wiens und den in ihnen aufbe-

wahrten Sammlungen, vorzüglich an Gemählden, habe ich nichts berichtet. Ich sah sie zu flüchtig, und überdem weiß ich aus Erfahrung, daß nichts langweiliger zu lesen ist, als Bemerkungen über alte längst bekannte Gemählde.

Ich verließ Wien und die Freunde, welche ich dort wiedergesehen und erworben, in der Hoffnung, daß der Abschied nicht für ewig sey.

V.

Reise von Wien nach Prag

und

Aufenthalt in dieser Stadt.

anderen Sammlungen, vorzüglich an Gemählden, habe ich nichts berichtet. Ich sah sie zu flüchtig, und überdem weiß ich aus Erfahrung, daß nichts langweiliger zu lesen ist, als Bemerkungen über alte längst bekannte Gemählde.

Ich verließ Wien und V Freunde, welche ich dort wiedergesehen und erworben, in der Hoffnung, daß der [illegible]

Prag ist zweiundvierzig und eine halbe Meile von Wien entfernt, und diese Strecke wird, in einer Tag und Nacht ununterbrochen fortgehenden Fahrt, mit der Schnellpost in siebenunddreißig Stunden zurückgelegt. Das Umspannen auf den überall zwei Meilen von einander entfernten Stationen erfordert jedesmahl kaum drei Minuten; für Frühstück und Abendessen wird eine halbe Stunde, für das Mittagsmahl aber eine ganze Stunde Frist gewährt. — Daß bei solcher Eile wenige oder gar keine Reisebeobachtungen gemacht werden können, versteht sich von selbst. Der Weg ist vortrefflich. Die Städte Znain (6400 Einwohner) und Iglau (13,000 Einwohner) gewähren mit ihren schönen und sich fast wie ganz neu darstellenden steinernen Häusern einen so heiteren, und selbst großartigen Anblick, wie in unserm Norddeutschland bei Städten von ähnlicher Größe nirgend der Fall ist. — Welch ein Unterschied z. B. zwischen Iglau und Wolfenbüttel, oder zwischen Znain und Helmstedt,

in Beziehung auf das äußere Ansehn! — Woher mag dieses kommen? — Ob die Wohlhabenheit hier bedeutender ist, als bei uns, die wir doch, im Allgemeinen, uns für viel klüger, als die Einwohner von Mähren und Böhmen halten, welche wir — aber sehr mit Unrecht — als noch im Zustande halber Barbarei befangen uns vorzustellen pflegen. — Auch die böhmischen Dörfer, die keinesweges jetzt so selten sind, als sie nach dem Hussitenkriege gewesen seyn mögen, haben mit ihren weißen steinernen Häusern ein recht freundliches Ansehen. — Alles dieses sah ich jedoch nur wie im Fluge, ohne im Eilwagen selbst Entschädigung zu finden, worin sich ein Paar Commis-Voyageurs und eine ziemlich jugendliche femme de chambre befanden, welche sich zu ihrer gräflichen Herrschaft nach Carlsbad begab, und doch wenigstens das Verdienst hatte, einige Heiterkeit im Wagen hervorzurufen. — Unter diesen Umständen, und da das Wetter sich aufgeklärt hatte, setzte ich mich zum Conducteur in das Cabriolet, wo ich mich besser umsehen und von meinem Gesellschafter wenigstens einige Local-Notizen einziehen konnte. — Zwischen Iglau und Stecken überschritten wir die Bergkette, welche Böhmen wie ein Wall umgiebt.

Es war am 11ten August, Abends um sieben Uhr, als ich wohlbehalten in Prag anlangte, und nach ver-

geblichen Anfragen in mehrern, mit Reisenden angefüllten Gasthöfen, endlich doch ein sehr anständiges Quartier im »blauen Sterne« fand, den ich jedem Reisenden empfehlen kann.

Prag ist unstreitig von allen Städten Deutschlands — denn wir dürfen doch Böhmen wenigstens in staatsrechtlichem Sinne zu dem gemeinsamen deutschen Vaterlande rechnen — diejenige, welche sowohl durch ihre Lage, als ihre eigenthümliche Gestaltung den großartigsten Anblick gewährt. — Mag die Umgebung von Insbruck und Salzburg erhabener seyn, mag Wien durch seine Paläste und Größe, Berlin durch seine regelmäßige Schönheit Eindruck machen, keine dieser Städte kann sich mit Prag vergleichen, wenn von wahrhaft mahlerischer Wirkung der Stadt selbst die Rede ist; und dieser prachtvolle Anblick entzückt das Auge, man mag von der majestätischen Brücke zum Hradschin hinauf, oder von dem Schloßberge auf den Strom, seine Inseln und die mit unzähligen Thürmen geschmückte Stadt, ihre Paläste und alterthümlichen Gebäude, hinunterschauen. Jede dieser Ansichten ist in ihrer Art einzig. — Böhmen kann wahrhaft auf eine Hauptstadt dieser Art stolz seyn. Hier sieht man sofort

daß man sich in der Capitale eines Königreichs befindet, welche, wie dieses seine Geschichte, also auch die ihrige hat. — Kaiser Alexander von Rußland soll einst, als er vom Hradschin auf die Stadt niederschaute, ausgerufen haben: »Hier sehe ich Moskau!«

Prag hat über vier Stunden im Umfange, und es giebt Wege in der Stadt, welche man in einer Stunde nicht zurücklegen kann. Es liegt auf fünf Bergen, den Schloß-, Lorenz-, Strahöfer-, Wissehrater- und Windberg, und dann in einer von diesen fast eingeschlossenen Ebene an den Ufern der sie durchströmenden Moldau, von einfachen, vernachlässigten Basteien umgeben. Der im Süden liegende Wissehrad gehört zwar nicht zur Stadt, sondern bildet ein besonderes Städtchen des Kaurzimer Kreises, liegt aber innerhalb der Ringmauern Prags, und könnte als dessen Citadelle betrachtet werden, wenn seine Festungswerke nicht sehr mangelhaft und vernachlässigt wären. Prag selbst bestand ehemals aus vier besondern Städten, wovon jede ihren eigenen Magistrat hatte. Jetzt sind sie unter einem einzigen vereint, bilden aber noch stets die sogenannten Hauptviertel, von denen die Altstadt und die Neustadt auf der rechten, die Kleinseite und der Hradschin aber auf der linken Seite der Moldau liegen. Die Judenstadt gehört zur Altstadt. — Prag hat jetzt, mit der

12,000 Mann betragenden Besatzung, eine Bevölkerung von 118,000 Menschen. Nach seiner Größe könnte es 300,000 fassen. Seine Straßen sind, bis auf einige regelmäßige der Neustadt, krumm, und seine Plätze, unter denen es jedoch ein Paar recht ausgedehnte giebt, unregelmäßig; aber eben diese Unregelmäßigkeit giebt dem Ganzen seinen eigenthümlichen und mahlerischen Character. Noch unter Joseph II. hatte Prag über neunzig Kirchen (von welchen jetzt nur ungefähr die Hälfte im Gebrauche ist), deren noch bestehende Gebäude das ernste Ansehn des Ganzen vermehren, und die Paläste seiner Großen wetteifern an Pracht mit den Palästen zu Wien, ja übertreffen diese. In den Hauptstraßen, welche gut gepflastert sind, ist es in Prag fast eben so lebhaft als in Wien; auch hier reihet sich ein prächtiges Kaufgewölbe an das andere; aber diese Lebhaftigkeit erstreckt sich nicht durch die ganze Stadt; an seinen Extremitäten ist Prag wie abgestorben, und so erinnern denn der Wissehrad im Süden und die nordwestlichen Gegenden der Kleinseite an die öden Stadttheile Roms. Das Ganze, den Wissehrad hinzugerechnet, liegt innerhalb der Festungslinien; aber, wie gesagt, nur die Mitte desselben hat Leben. Ein großer Mangel Prags ist, daß die herrlichen Ufer der die Stadt durchströmenden Moldau nicht, wie die Ufer des Arno zu Florenz oder der

Seine zu Paris, mit prächtigen Kai-Straßen versehen sind. Könnte man hierhin Prags in der Stadt, meistens in engen Straßen versteckte Paläste versetzen, es gäbe keine prächtigere Stadt in der Welt. Doch die oft furchtbaren Ueberschwemmungen der Moldau mögen die Großen wohl abgehalten haben, sich in einer so gefährlichen Gegend anzubauen, und so sind die Moldau-Ufer öde geblieben.

Der erste Tag meines Aufenthalts zu Prag war ein Sonntag. Ich glaubte diesen am besten durch einen Besuch einiger Hauptkirchen verwenden zu können, und begab mich daher mit meinem Lohnbedienten, einen ehrlichen Czechen (National-Böhmen), bei dem der gute Wille ersetzte, was ihm an Intelligenz und Kenntnissen der deutschen Sprache abging, von meinem Quartiere, im östlichen Theile der Stadt, ganz in der Nähe des neuen prächtigen Hauptmauth-Gebäudes, durch die zwar krumme, aber äußerst lebhafte Zeltnergasse, den großen und kleinen Ring (die Hauptplätze der Altstadt) über die Moldaubrücke zur Kleinseite und dann hinauf über die neue Schloßstiege zum Hradschin, gleichsam dem Capitol Prags. Der Hradschin ist jedoch gewiß vier oder fünf Mahl höher als dieses, und wohl zehn

Mahl ausgedehnter. Von dem Ringe der Klein-seite die ziemlich steile neue Schloßstiege hinaufzu-klimmen, ist keine ganz geringe Arbeit. Hinaufgelangt befindet man sich in schönen und heitern, aber sehr men-schenleeren Gegenden der Stadt. Der Hradschiner-Platz, auf welchem man sofort gelangt, bildet ein längliches Viereck, und ist auf gleiche Weise wie unser eben so menschenleerer wolfenbüttelscher Schloßplatz mit Baum-gängen bepflanzt. Er ist von dem erzbischöflichen, dem großherzoglich toscanischen, dem fürstlich schwarzenbergi-schen und mehrern andern ansehnlichen Palästen, und so auch von den Curien der Domherren, von drei Sei-ten umgeben. Oestlich trennt ihn ein hohes Eisengitter mit einer prächtigen Einfahrt von dem Vorhofe der kö-niglichen Burg, welche, nebst verschiedenen mit ihr zusammenhängenden Gebäuden, die Metropolitan-Kirche zu St. Veit oder den Dom Prags um-schließt. Die Südseite desselben liegt der nördlichen in-nern Seite der k. Burg grade gegenüber, und ist die Hauptzierde des recht ansehnlichen Burgplatzes. — Kai-ser Karl IV. war es, dem der Dom in seiner jetzigen Gestalt sein Dasein verdankt. Noch bei Lebzeiten seines Vaters Johann legte er mit diesem gemeinschaftlich im Jahre 1343 feierlich dessen Grund. Den Bau leiteten zwei große Baukünstler, Matthias aus Arras und

Peter Arler aus Gemünd in Schwaben, und zwei und dreißig Jahre lang wurde dieser mit dem größten Eifer fortgesetzt, so daß die Kathedrale 1385 *), unter dem Könige Wenzel, feierlich zum Gottesdienste eingeweihet werden konnte. Aber Vieles fehlte, daß sie vollendet gewesen wäre. In dieser Beziehung hatte der herrliche Bau mit dem Dome zu Cöln und so mancher andern im s. g. gothischen Style erbauten Kirche gleiches Schicksal: — er blieb unvollendet. Er sollte eine Kreutzform empfangen. Von dieser ist nun der über den Querbalken des Kreuzes nach Osten hinausgehende Theil, also das Chor, oder wohl etwas mehr als dieses, völlig zu Stande gebracht; von dem gedachten Quertheile nur die westlichen sich nach Süden und Norden ins Freie erstreckenden Wände, und dann an der Südseite, mithin der innern Façade des Schlosses gegenüber, der mit der Kirche durch prächtige freie Bögen verbundene Thurm, dessen Form dem der St. Stephans-Kirche zu Wien zu vergleichen seyn möchte, welcher aber schon wieder seinen obern Theil verloren hat, und mit einer zu dem Ganzen wenig passenden Bedachung jetzt versehen ist; auch hierin mit so vielen Kirchthürmen der Vorzeit ein gleiches Schicksal tragend. —

*) Karl IV. † 1378.

König Wenzel legte zwar im Jahre 1392 am Pfingsttage den Grundstein zum vordern Theile der Kirche, dem eigentlichen Schiffe, und übertrug den Bau dem Architecten Peter von Gemünd; aber Volksempörungen hinderten die Ausführung des schönen Vorsatzes. Selbst in neuern Zeiten versuchte man diese: Kaiser Leopold I. nahm sich vor, zu erfüllen, was schon Vorsatz seines Vaters Ferdinand III. war, den Dom zu vollenden. Er legte den Grundstein, einige noch jetzt an der Westseite des Doms zu schauende Pfeiler erhoben sich mehrere Fuß über den Boden, aber es blieb bei dem guten Willen. Es wäre wahrlich ein Unternehmen, würdig eines Kaisers des mächtigen Oesterreich, einen Bau nach dem ursprünglichen, wie ich höre noch vorhandenen, Risse zu vollenden, der den Böhmen so theuer ist.

Den schönsten Anblick gewährt der Dom von der Ostseite; auch hierin manchem gothischen Kirchenbaue, namentlich den Domen zu Mailand und Cöln, ähnlich. Hinsichtlich des Styls möchte Prags Kathedrale am meisten mit dem letzten zu vergleichen seyn, wie sie denn auch ungefähr mit diesem zu gleicher Zeit entstand. — Doch sind die Verhältnisse des Prager Doms bei weitem weniger riesenhaft. Dieselbe Menge von Strebepfeilern und Bögen, verziert mit einer Unzahl von

Thürmchen und Spitzen, die dem Ganzen auf gleiche Weise ein reiches und romantisch-phantastisches Ansehen geben. — Am wenigsten befriedigend nimmt sich der Bau natürlich von der unvollendeten Westseite aus. Wie auf dieser der ebenfalls unvollendete Dom zu Florenz eine (sehr unglücklich componirte) al fresco gemahlte Façade hat, so sind auch hier die großen die architectonische Wunde gleichsam provisorisch schließenden Wände mit riesenhaften, ziemlich verblichenen Fresco-Gemählden bedeckt. — Auf dem Platze vor diesem unvollendeten Theile erhebt sich links die Kapelle des heiligen Adalberts, welche, wenn die Kirche vollendet worden, in diese eingeschlossen wäre. In diese Kapelle einzudringen war mir nicht möglich, so sehr war sie heute, am Sonntage, mit Gläubigen erfüllt. — Das Innere der Kirche, obwohl auch hier eine Menge heterogener Verzierungen stören, gewährt einen wahrhaft majestätischen Anblick. Sechs und dreißig schlanke Säulen und Halbsäulen tragen die Gewölbe, welche gleichsam zu schweben scheinen. Sofort bei dem Eintritte gesellte sich ein Unterkirchendiener zu mir, und begann die Hunderte von Merkwürdigkeiten, welche der Dom enthält, zu zeigen und zu erklären; und wahrlich, wer centnerschwere Silberarbeiten sehen will, muß hierherkommen, besonders um das Grabmahl des heiligen Jo-

hann von Nepomuk zu bewundern, der in Prag eben so sehr als der heilige Antonio zu Padua verehret wird. Jenes Grabmahl aber ist, wenn ich mich nicht irre, noch ungleich reicher ausgestattet, als das des großen paduanischen Wunderthäters, dessen Predigten selbst die Fische horchten. — Will nun einer meiner geneigten Leser genauer erfahren, was der Dom des St. Veit für Merkwürdigkeiten enthält, so verweise ich ihn auf folgendes, leicht zu erhaltendes Werk: »Führer »und Erklärer der Merkwürdigkeiten der Metropolitan-»oder Domkirche zu St. Veit in Prag; verfaßt von »W. F. Welleda. Dritte Auflage, mit zwei Ansichten »in Kupfern (Prag, bei Bohmanns Erben, 1834.).«

Ehe ich den Dom ganz verlasse, muß ich noch eines an demselben, der k. Burg gegenüber, also an der Mittagsseite, befindlichen merkwürdigen Kunstwerkes gedenken. Es ist dieses eine große Mosaik-Darstellung, welche an ähnliche Bilder an der Kirche St. Pauls, extra muros, bei Rom und selbst an der Marcus-Kirche zu Venedig erinnert, jedoch roher als diese ist. Im Wesentlichen ist es eine Darstellung des jüngsten Gerichtes, und nicht allein in artistischer, sondern selbst in historischer Hinsicht merkwürdig, da sich darauf Abbildungen Carls IV. und seiner vierten Gemahlinn Elisabeth befinden. — Nach Welleda's angeführtem Buche ließ

der Pfalzgraf Friedrich dieses Bild »mit Malter »(Mörtel) anwerfen, Ferdinand II. ließ es aber wie»der säubern. Alle Fremde, selbst andere Religionsver»wandte, hegen ihren Abscheu wegen der abscheulichen »That,« setzt Herr Welleda hinzu. — In Schießler's »Neuem Gemählde der k. Hauptstadt Prag« (1834) lautet es aber (S. 98): »In der ersten Hälfte »des achtzehnten Jahrhunderts ward dieses, wenn gleich »weder durch Zeichnung noch Farbentöne sehr anspre»chende, jedoch immer interessante Gemählde mittelst »Mörtelanwurf verdeckt, durch dessen allmähligen Abfall »das Bild endlich wieder deutlich zum Vorschein kam.« — Franz Klutschak in seinem »Führer durch Prag« (1838) bemerkt (S. 47), daß im Jahre 1837 die gedachte Mosaik-Darstellung auf Befehl des Oberstburggrafen Grafen Chotek, unter Leitung des Hofmalers C. Gurk restaurirt worden. — Dieses wollen wir, als Freunde alter Kunst, dem würdigen Grafen danken, und übrigens dahin gestellt seyn lassen, ob der Pfalzgraf Friedrich (den sein vorübergehendes böhmisches Königthum unglücklich genug gemacht hat) in übermäßigen ikonoklastisch-reformirenden Eifer das Gemählde, an welchem er keine besondere Kunst wahrnehmen mochte, mit einem ihm übrigens unschädlich gewesenen »Malter« bedecken ließ, oder nicht. Wenn er es aber gethan,

so ist zu berücksichtigen, daß zu jener Zeit der Dom dem reformirten Gottesdienste gewidmet war. Die Calvinisten verwerfen aber bekanntlich in und an ihren Kirchen bildliche Darstellungen.

Aus dem Dome begab ich mich in die diesen fast umgebende Hofburg, welche ihre jetzige Gestaltung durch Baue der Beherrscher Böhmens von Karls IV. Zeiten an bis zu Maria Theresia bekommen hat. Diese große und ehrwürdige Fürstinn war es vorzüglich, welche der Hofburg ihr jetziges imponirendes Ansehn verlieh. — Sie bildet drei Höfe. Den ersten scheidet, wie schon bemerkt ist, ein mit Statuen besetztes Eisengitter von dem Hradschiner-Platze. In dem auf diesen Hof hinausgehenden Flügel beginnen die Privat-Zimmer des Kaisers. In den zweiten Hof gelangt man durch ein Portal, welches von Scamozzi in dorischer Ordnung 1614 aufgeführt wurde, aus welchem eine wahrhaft prachtvolle Treppe, eine der schönsten, die ich sah, zu den kaiserlichen Zimmern führt. Auf diesem zweiten Hofe steht die k. Hauscapelle mit einer schönen Madonna von Heinz, dem Hofmahler Rudolfs II., und ein colassaler reich gearbeiteter Springbrunnen von Heidelberger (1681). Der nördliche Flügel der Burg auf diesem Hofe enthält den deutschen und den spanischen Saal; beide zu Ferdinands I. Zeiten gebaut.

Hier speis'ten im verwichenen Jahre (1837) die zu Prag versammelten Naturforscher. Den dritten Burghof begrenzen Flügel, in denen sich kaiserliche Privatgemächer, der große Huldigungs-Saal, welcher eine Länge von 216, und eine Breite von 60 Fuß hat, und auch die durch den berüchtigten Fenstersturz am 23sten Mai 1618 famose »alte Landstube« befinden. Ich sah aus den Fenstern, durch welche die Herabwerfung der kaiserlichen Räthe und ihres Secretairs stattfand, hinab, und mußte es für eine Art Wunder halten, daß die Patienten durch einen Sturz von einer Höhe von achtzig Fuß nicht mehr beschädigt wurden, als wirklich der Fall war. — Die Zimmer und Säle der Hofburg sind sehr anständig, aber nicht besonders prachtvoll möblirt und ausgeschmückt. Sie können ohne große Zubereitungen von dem Kaiser und seiner erhabenen Familie bewohnt werden. Eine Menge merkwürdiger historischer Gemählde bewirken, daß man mit Vergnügen in manchem der Zimmer verweilt, wozu noch mehr das wunderschöne Panorama einladet, welches man aus den meisten derselben überblickt. Ich hatte das Glück, die im hohen Grade durch ihr Ganzes imponirende Hofburg zugleich mit einer schönen polnischen Dame zu sehen, welche Französisch gleich einer gebornen Französinn sprach.

An die k. k. Burg stößt unmittelbar die nicht bedeutende Allerheiligen-Kirche, und mit dieser hängen wieder die weitläufigen Gebäude des theresianischen adlichen Damenstiftes zusammen. Diese ganze Reihe ausgedehnter Gebäude erscheint von der Moldaubrücke, und also von der Süd-Ost-Seite her, als ein einziges. — Ein Schloß von unermeßlicher Größe scheint den Hradschin-Berg zu krönen, und stolz auf die Moldau hinunter zu schauen.

Nachdem ich diese Gebäude und den ebenfalls damit zusammenhängenden Fürstlich Lobkowitzischen Palast (welcher dadurch berühmt ist, daß er rettend nach dem berüchtigten Fenstersturze die Hinuntergeworfenen aufnahm), jedoch nur von Außem, betrachtet, begab ich mich zu dem ebenfalls auf dem Hradschin im Westen belegenen, ziemlich wüst erscheinenden Loretto-Platz. Dieser hat zwei sehr bedeutende Merkwürdigkeiten. Die erste ist unstreitig das gräflich Czerninische Majorathaus, welches man unbedenklich für den prächtigsten Privat-Palast in ganz Deutschland halten kann. Ja ich glaube, daß selbst in Italien ihn kein Privatgebäude an Großartigkeit übertrifft. Er ist in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts ganz von Quadern im Styl des Palladio aufgeführt, und hat an der Vorderseite eine Länge von sechs und siebenzig Wiener

Klaftern. An dieser Fronte steigen zwei und dreißig prächtige korinthische Halbsäulen zwischen den Fenstern empor, auf deren Gebälke das flach scheinende Dach ruhet. Die innere Pracht des Gebäudes entspricht der äußern Hoheit. Alle Thürpfosten sind von rothem Marmor, und die Treppe ist wahrhaft königlich. Allenthalben erblickt man Fresco-Gemählde des berühmten Wenzel Reiner. — Dieses herrliche, ja in seiner Art einzige Gebäude ist jetzt zu einem Miethhause für arme Leute hinuntergesunken. Hof, Treppe und Corridore waren, als ich es sah, mit Schmutz bedeckt, und zeigten, daß die Zeiten des Glanzes, in welchen ein solches Bauwerk entstehen konnte, längst vorüber sind. — Zur Zeit Rudolfs II. war an dem Platze, wo jetzt dieser Palast steht, Tycho de Brahe's Sternwarte. — Meine Wünsche waren, als ich diese hinsinkenden Herrlichkeiten mit Betrübniß betrachtete, daß, wenn die gräfliche Familie, welcher dieser Palast gehört, vielleicht Ursache hat, ihn nicht selbst zu benutzen, und derselbe verkäuflich ist, dann es Sr. Majestät, dem Kaiser, gefallen möge, ihn zu erwerben und zu irgend einem öffentlichen Zwecke zu bestimmen. Eine der schönsten Zierden Böhmens ginge unter, wenn er verfallen sollte.

Diesem Palast auf dem wüsten und zum Theil ungepflasterten Platze gegenüber liegt dessen zweite Merk-

würdigkeit, die St. Loretto-Kirche, von der Gräfinn Benigna von Lobkowitz 1626 nach dem Muster der Santa Casa zu Loretto gebaut. Hier findet der Pilger eine treue Nachahmung der den Gläubigen so ehrwürdigen Hütte, in der, der Sage nach, die heilige Jungfrau gewohnt, und welche bekanntlich die Engel 1291 aus Galiläa nach Tersati in Dalmatien, von da aber 1294 in die Gegend von Recanati, zuletzt aber 1295 nach Loretto auf eine höchst wunderbare Weise getragen haben. Hier ist nun Alles der echten Santa Casa treu nachgebildet, so sehr, daß, wenn man diese Kopie schaute, man sich einbilden kann, in Loretto selbst gewesen zu seyn. Unter andern Seltenheiten ist an diesem heiligen Hause vorzüglich von dem Pilger das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zu Maria hineintrat, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündete, zu beachten. — Die Kirche, welche das heilige Haus umschließt, und auf einem mit Arcaten umgebenen Hofe steht, ist mit Stukkaturen und Fresken reichlich geziert. Es schien mir das Ganze nicht sonderlich erhalten zu seyn; wobei ich jedoch bemerken muß, daß ich mich irren kann, da die große Anzahl andächtiger Anwesenden mir eine genaue Besichtigung des Einzelnen nicht erlaubte, indem es mir ein fester Grundsatz ist, nie in einer katholischen Kirche während des Gottesdienstes mich

mit der Miene eines Curiositäten besichtigenden Fremden mit einer Lorgnette herumzutreiben, wie wohl Engländer zu thun pflegen. — Die hiesige Loretto-Kirche hat auch einen bedeutenden Schatz, der in dem nahen Kapuzinerkloster aufbewahrt wird, welchen ich aber nicht gesehen habe. Man erzählte mir von einer dazugehörigen Monstranz, die mit 6666 Diamanten besetzt sey, von denen einer einen Werth von 25,000 Ducaten haben solle.

Einige Tage später besuchte ich den Hradschin zum zweiten Mahle (wie ich hier sofort berichten will), um seinen westlichen Theil bis zum äußersten Ende, dem Reichsthore, hin, besonders aber das Prämonstratenser Stift Strahow und die dazu gehörige Mariä-Himmelfahrts-Kirche, in Augenschein zu nehmen, wohin man von der Kleinseite auf einem äußerst steilen Wege gelangt. — Das Stift, welches eine bedeutende Bibliothek und manche Merkwürdigkeiten enthält, habe ich doch nicht gesehen, da mein Lohnbedienter den Pater Bibliothekar nicht aufzufinden vermochte, und mir die Geduld ausging. In der Kirche, die ich sah, befinden sich sehr schöne Altarblätter von Balko und Willmann, und mehrere merkwürdige Grabmonumente, classische für Böhmen, da sie an Helden des dreißigjährigen Krieges zum Theil erinnern. In der

Prälatur ist seit 1837 eine schöne Gemähldesammlung, in welcher sich bedeutende Bilder von Albrecht Dürer, Holbein und Lucas Kranach befinden, die ebenfalls nicht gesehen zu haben, ich bedauern muß. — Ich glaubte, das Stift noch ein Mahl besuchen zu können, wurde aber leider abgehalten.

Die Sammlungen des böhmischen Museums befinden sich auch auf dem Hradschin, in einem an der Nordseite des Platzes belegenen großen Gebäude, dem ehemahligen gräflich Leopold Sternberg'schen Hause, gleich bei dem erzbischöflichen Palast. Sie bestehen aus einer Bibliothek von ungefähr 12,000 gedruckten Büchern und 600 Handschriften, aus einer ethnographischen und einer Münzsammlung, welche letztere sich besonders auf Böhmen und Mähren bezieht, einer Mineralien- und Versteinerungen-Sammlung, desgleichen aus einem zoologischen und botanischen Kabinet. Diese sämmtlichen Sammlungen, unter denen das geognostische Kabinet und die Flora der Vorwelt den Vorrang vor allem Uebrigen verdienen, wie man leicht ermessen kann, da ihr Schöpfer der große Geognost Graf Kaspar von Sternberg ist, sind auf das Zweckmäßigste aufgestellt, und scheinen mir auch von dem Publicum häufig besucht zu werden. Wenigstens war das zoologische

Kabinet fast gedrängt von Besuchern aus allen Standesclassen gefüllt, als ich in demselben gegenwärtig war. — Für eine feste Begründung des böhmischen Museums ist von dem kenntnißreichen und berühmten Urheber desselben, dem Grafen Kaspar von Sternberg *) und den gegenwärtigen Staats- und Conferenz-Minister Grafen von Kolowrat, durch einen auf das zweckmäßigste eingerichteten Plan gesorgt worden, so daß dieses Institut nicht allein von dem Eifer und dem Patriotismus gegenwärtig lebender, sich für dasselbe interessirender Personen abhängig ist. Um diesen Zweck zu erreichen, ist der Verein als eine Gesellschaft gebildet worden, in welcher Jedermann, der sich zu irgend einer Wirksamkeit in dieser Beziehung verpflichten will, »ohne Unterschied des Standes und Ranges,« aufgenommen wird, und in den gewöhnlichen Versammlungen eine berathende Stimme hat. — Auf dem Lande sind in den Kreisen eigene Sammler bestimmt, welche für die Bereicherung des Institutes zu sorgen

*) Dieser edele Mann starb am 20sten December 1838. — Einen ausführlichen Necrolog liefert die Augsb. Allgem. Zeitung vom 5ten und 6ten Januar 1839. — Sein »Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt« hat ihm einen europäischen Ruf erworben.

haben *). — Auf diese Weise blühet es zur Ehre Böhmens auf das Schönste.

Die Gemählde-Galerie der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde **) befindet sich ebenfalls in dem Gebäude des Museums, welches ihr Eigenthum ist. Diese bedeutende Sammlung, die ungefähr 1400 Gemählde von fast fünftehalbhundert Künstlern in sich faßt, ist in sechzehn Sälen aufgestellt. Die Bilder gehören theils dem Institute eigenthümlich, theils sind sie solchem nur geliehen, und können nach bestimmten Zeiten zurückgenommen werden. Vorzüglich reich ist die Sammlung an Gemählden aus der altdeutschen Schule, und an Werken vaterländischer Meister. Die beitragenden Mitglieder sind, nach dem gedruckten Verzeichnisse, bis auf drei Barone nach, lauter böhmische Fürsten und Grafen. Protector ist der Graf Karl Chotek von Chotkowa und Wognin,

*) Vergl. Schießler's neuestes Gemählde von Prag, S. 170, woher diese Notizen entlehnt sind.

**) Genaue Nachrichten von der Einrichtung dieser Gesellschaft, Entstehung derselben u. s. w. enthält das »Verzeichniß der Kunstwerke, welche sich in der Gemählde-Galerie der Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag befinden. Vierte Auflage. Prag, 1838.

k. k. Oberstburggraf; Präsident des leitenden Ausschusses der Graf Christian Clam=Gallas. In dem Ausschusse selbst befinden sich auch Mitglieder aus dem Ritterstande und Herr Joseph Schütz. — Woher es komme, daß nicht mehr Personen aus dem gewöhnlichen Adel= und Bürgerstande sich in der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde befinden, bin ich außer Stande anzugeben, da ich die Statuten der Gesellschaft nicht kenne. Daß sie ausgeschlossen seyen, kann ich nicht glauben, da im leitenden Ausschusse und unter den gewählten Mitgliedern eine Person, die anscheinend dem Bürgerstande angehört (der gedachte Herr Schütz) aufgeführt ist. — So scheint es allerdings, als wenn nur der höhere Adel die mit der Mitgliedschaft verknüpften bedeutenden Kosten habe tragen wollen.

Mit der Galerie ist eine Academie verbunden, welcher ein Director vorgesetzt ist, der (außer der Ferienzeit) durch alle Tage der Woche Vor= und Nachmittags für die von der Gesellschaft aufgenommenen Schüler Lehrstunden hält. — Man erkennt aus allem diesen, daß sich der böhmische höhere Adel von wahrhaft patriotischen Gesinnungen in der Anwendung seines großen Reichthums leiten läßt.

Ob die Moldau-Brücke zu Prag, oder die Elb-Brücke zu Dresden den Vorzug verdiene, ist eine der gewöhnlichen Fragen, welche an den Reisenden gerichtet werden, der beide Brücken sah*). — Der Character beider ist sehr verschieden. Die Dresdener Brücke imponirt durch majestätische Einfachheit, die Prager durch romantischen Schmuck. — Auf den Pfeilern dieser stehen acht und zwanzig colossale Heiligen-Statuen, unter denen sich vortreffliche Kunstwerke befinden. Einen solchen Schmuck entbehrt die Dresdener Brücke gänzlich. Auch läßt sich die Aussicht von ihr nicht mit der von der Prager Brücke nach dem Hradschin zu vergleichen, der in der That ganz einzig in seiner Art ist. Selbst die Aussicht von dem Ponte della Trinità zu Florenz. ist nicht so schön als die von der Brücke zu Prag Darin steht sie aber der Dresdener nach, daß sie der schönen Ausladungen dieser, welche bei ihr die Statuen erfüllen, entbehrt, und daß sie nicht völlig so breit als solche ist. Dagegen ist sie jetzt eben so gut gepflastert,

*) Die Moldau-Brücke hat eine Länge von 1790 Fuß, eine Breite von 35 Fuß, und ist 40 Fuß über den mittlern Wasserstand erhaben. Die Dresdener Elb-Brücke ist 1380 Fuß (690 Ellen) lang, 42 Fuß (21 Ellen) breit, und 40 Fuß über den mittlern Wasserstand hoch. Doch war die letzte, ehe mehrere ihrer Pfeiler verschüttet wurden, länger.

und zwar die Fußsteige mit gereiften Eisenplatten. — Als ich einmahl über die Brücke ging, zog über dieselbe ein k. k. Dragoner-Regiment. Jedes Mahl, wenn nun eine Reihe der Krieger vor einer Statue vorbeikam, wandten sie schnell die Köpfe nach dieser, mir zum Beweise, wie sehr ihnen die gewaltigen Bildwerke in die Augen leuchteten. Auch die alterthümlichen Thürme, welche an beiden Enden der Brücke sich erheben, und den Eingang und Ausgang derselben bilden, tragen zu ihrer romantischen Schönheit bei.

Noch sah ich am ersten Tage meiner Anwesenheit zu Prag, vom Hradschin zurückkehrend, die Judenstadt, welche der Altstadt nördlich am rechten Moldauufer liegt. Um mir den Weg über die Brücke zu ersparen, ließ ich mich dahin vom Fuße des Hradschin übersetzen. Achttausend Juden sind hier in 279 Häusern zusammengedrängt. — Es war Sonntag; dieser wird aber hier, wo die Kinder Israels ganz und gar ihren Eigenthümlichkeiten überlassen sind, nicht gefeiert. Jede Art von Schacher war in vollem Gange. Nicht zehn Schritte konnte man gehen, ohne angerufen, ja angehalten und zum Handel aufgefordert zu werden.

Welch ein Wirwarr, welch ein Gestank und Koth in

den engen Straßen. Ich glaubte, in den Ghetto zu Rom zurückversetzt zu seyn. — Auch blickten hier, wie dort, aus den schmutzigen und stinkenden Wohnungen oftmals recht schöne schwarze orientalische Mädchenaugen. — Wie doch diese Nation in der ganzen Welt in ihren Eigenheiten als dieselbe erscheint! Man beobachte sie zu Jerusalem, zu Cairo, zu Algier, zu Rom, zu Amsterdam, Warschau oder Prag — stets erblickt man Juden. — Zu jeder schweren, die Anwendung von Körperkräften erfordernden Arbeit unaufgelegt, dagegen erpicht auf Gelderwerb durch Schacher. — Wer die Juden so recht in ihrem eigenthümlichsten Wesen, und ich möchte sagen so recht behaglich im Judenthume beobachten will, der gehe nach Prag. — Es gesellte sich hier in dem kleinen neuen Jerusalem ein recht beredter Hebräer zu mir, der mir nicht nur das jüdische Rathhaus, sondern auch den alten, jetzt verlassenen Begräbnißplatz seiner Glaubensgenossen zeigte. Eine grausenhaftere Localität läßt sich nun gar nicht denken, und ich empfehle daher ihren Besuch Jedem, der Eindrücke dieser Art liebt. Tausende von emporragenden, aber in allen möglichen Neigungen zum Horizont stehenden schwarzgrauen, bemoos'ten, mit unheimlichen hebräischen Zauber-Characteren bedeckten Leichensteinen sind von Gesträuch aller Art und Schlingpflanzen wie in einen polnischen Weich-

selzopf verbunden. Nur enge Fußsteige winden sich durch diesen schaudererregenden Filz. Dazu war nun Alles von einem eben gefallenen Regen naß. — Gewiß, selbst am hellen Tage war es hier graulich. — Auch soll es, so erzählte mir mein israelitischer Cicerone, um Mitternacht hier gewaltig spuken. Dann erheben sich die alten Abrahame, Isaake und Jakobe aus ihren Gräbern, in welche sie in frühern barbarischen Zeiten oft fanatische Verfolgung stürzte; oder unwillig, wenn sie, wie bei der jüdischen Beeilung des Begräbnisses gewiß nicht selten der Fall war, lebendig begraben wurden. Unglückliche dieser Art bewegen sich auch wohl nur in der Geisterstunde in ihren Gräbern, mit ihren in der Verzweifelung abgenagten Händen klopfend, und so den jetzt Lebenden vorwerfend, was auch wohl längst wiederum lebendig Begrabene einst an ihnen verschuldeten. — Man sagt mir, daß die Zeit der Geister- und Gespenster-Romane vorüber sey: sonst möchte ich einem jungen, vorzüglich israelitischen Romantiker rathen, hierher zu reisen und Stoff für ganz eigenthümliche Gespenster-Scenen zu suchen. In der Mitte des Friedhofs, erzählte mir mein Begleiter, ist eine Stelle, die ganz vorzüglich verrufen ist. Hier hört man, schon kurz nach Sonnenuntergang, bald aus der Luft, bald aus dem Boden her, das: »Herr, erbarme dich Israels!«

auf eine so herzzerreißende Art dann wimmern, dann wieder laut aufschreien, daß selbst Menschen, die ein steinernes Herz in der Brust tragen, bewegt werden. — Und gewiß, das auserwählte Volk, mit dem Jehova einen Bund geschlossen haben soll, ist ein unglückliches und im hohen Grade der Erbarmung werth. — Schon als Jude geboren zu seyn, ist ein Unglück; am meisten aber dann, wenn er dahin trachtet, unter den Christen etwas gelten zu wollen, nämlich »gelten zu wollen« in dem Sinne, daß er von ihnen für ebenbürtig gehalten werde. — Da steht sich, nach meiner Meinung, ein Jude, der sein Judenthum offen zur Schau trägt, der sich weder seines Patriarchen-Bartes noch seines polnischen Kaftans schämt, noch immer am besten; am schlimmsten aber gewiß der hebräische Petit-maitre. — Wie diesem abzuhelfen, darüber habe ich oft nachgedacht (denn die Juden werden gegen uns im Innern so lange feindlich gestimmt seyn, als sie von uns nicht als Ebenbürtige behandelt werden): aber ich habe nichts mich völlig Befriedigendes auszusinnen vermocht.

Den spätern Nachmittag und den Abend meines ersten, so angenehm und so nützlich zu Prag verlebten Aufenthaltstages brachte ich mit den Mitgliedern einer

liebenswürdigen Familie, an welche ich von Wien aus empfohlen war, auf der Färber-Insel zu, die, von der Moldau umflossen, mit der Neustadt durch eine Brücke verbunden ist. Diese Insel, welche die Größe von ungefähr zwanzig Morgen haben mag, ist ein wunderschöner Vergnügungsort, und steht es den Pragern nicht zu verdenken, daß sie ihm vor allen übrigen Belustigungsörtern den Vorzug geben. Schattende Baumgruppen wechseln mit offenen Plätzen ab, die Gebäude der Wirthschaft, erst ganz vor Kurzem neu aufgeführt, sind fast prächtig zu nennen, eben so das Haus, in welchem die eleganten Badezimmer mit ihren glänzenden kupfernen Wannen enthalten sind. In der Mitte des Parks, denn mit diesem Namen darf man wohl das Ganze belegen, befindet sich ein großes zeltartiges Gebäude, in welchem ein nicht unbedeutendes Orchester thätig ist. — Ich habe diesen schönen Ort späterhin öfter besucht, und stets eine große Menge elegant gekleideter Männer und Damen hier gefunden; vorzüglich aber am ersten Abend, da es Sonntag war. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich annehme, daß wenigstens tausend Personen damals gegenwärtig waren. Es wird ein Eintrittsgeld an der Brücke bezahlt, und wohl eben hierdurch bewirkt, daß man hier Niemand aus den niedrigsten Volksclassen, wie in dem Wiener Prater der

Fall ist, erblickt. Die Bedienung ist vortrefflich, und bei der schönen Musik herrscht überall eine anständige Fröhlichkeit. Es giebt Punkte auf der Insel, von welchen die Aussicht entzückend ist. — Bei dem Eintritte der Nacht wird das Ganze auf das Vollständigste erleuchtet. — Ein ähnlicher Vergnügensort, der mir aber nicht ganz so besucht zu seyn scheint, ist die Schützen-Insel, welche nicht fern von hier, mehr nach der Kleinseite zu, liegt, und zu der man sich übersetzen lassen muß. Auch hier ist ein elegantes Wirthschaftsgebäude, welches der Schützengesellschaft gehört. Ich habe diese Insel mehrmals besucht, und auch hier stets Gesellschaft von Herren und Damen gefunden, mit denen ein Fremder, von einem Einheimischen eingeführt, leicht Bekanntschaft machen konnte. — Eine noch größere Insel dieser Art ist die Hetzinsel, welche ehemals zu Jagden benutzt wurde. Diese liegt schon außerhalb der Stadt nach Osten zu. — So fehlt es den frohen Pragern nicht an Vergnügungs-Orten, deren noch weit mehre als die hier genannten sind.

Prags Damen sind ihrer Schönheit wegen weit und breit berühmt. Daß dieser Ruhm kein leerer sey, davon kann ein Besuch der Färber-Insel leicht die Ueberzeugung

geben. Ob aber Herr Rudolf Gernlein dessen ungeachtet sich nicht zu sehr von jugendlicher Begeisterung hinreißen ließ, wenn er sich über diesen anziehenden Gegenstand folgendermaaßen äußert *), stelle ich der Beurtheilung derer anheim, die, glücklicher als ich, länger zu Prag verweilten. — »Ich finde keinen Ausdruck (sagt er) für die wunderbar schönen Züge der Prager Frauen und Mädchen. In jedem Auge liegt eine wehmüthig süße Legende; (!!) tausend liebliche, schwärmerische Abenteuer strömen aus dem Antlitz, und um die feinen Lippen säuseln spanische Romanzen und Serenaden. Mit den feenhaften Zügen steht eine reizende, volle und geregelte Gestalt fast immer in holdem Einklange. Es gehört zu den merkwürdigen Erscheinungen, daß die Augen der Pragerinnen, ohne Rücksicht auf die Farbe, dieselbe tiefe Seele ausströmen. Ich habe Augen von tiefer Himmelsbläue und andere von glänzender Schwärze gesehen: es lag in ihnen aber ganz das zauberische Wesen — dieselben süßen, romantischen Geheimnisse. Nirgend fand ich ein unedeles Feuer, Lüsternheit oder begehrliche Koketterie.« — Ich habe mir nicht die Mühe

---

*) Der Novellist, herausgegeben von Johann Umlauf. 1838. Prag, bei Kronberger und Weber. 16tes Heft; S. 393.

verdrießen lassen, zur fernern Verherrlichung der Prager Damen, diese Stelle auszuschreiben.

Ich hielt mich zu Prag fünf Tage auf, und werde nun in Folgendem berichten, was ich gesehen und welche literarische Bekanntschaften ich gemacht habe, ohne von den einzelnen Tagen Rechenschaft abzulegen.

Die Kirchen, sowohl der Kleinseite als der Alt- und Neustadt (von denen des Hradschin habe ich schon berichtet), sind theils im altdeutschen Style, theils im modern-italiänischen des sechszehnten Jahrhunderts erbaut. Von der letzten Art sind die meisten und auch bei Weitem die prächtigsten. In beiden Gattungen aber giebt es nichts ganz ausgezeichnet Großes. Was die ersten, die gothischen Kirchen, anbetrifft, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß meine Vaterstadt Braunschweig, die sich doch keinesweges mit Prag messen kann, deren größere und schönere besitzt. Keine wird zu Prag zu finden seyn, welche sich, hinsichtlich des Thurms, mit unserer St. Andreas- oder der innern Schönheit nach, mit der St. Aegydien-Kirche vergleichen ließe; wie denn auch Prag kein gothisches Ge-

bäude von so ausgezeichneter Architectur als die unseres Altstadt-Rathhauses besitzt Zu Prag imponirt die Menge der Kirchen und ihrer Thürme und Kuppeln, und der dadurch hervorgebrachte Gesammtanblick, der, wie schon gesagt, ganz einzig ist.

Unter den gothischen Kirchen ist die Hauptpfarrkirche am Thein, deren Hauptfaçade nach dem Altstädter-Ringe zu aber gänzlich verbaut ist, und die überhaupt völlig versteckt liegt, die ansehnlichste. Ihre über die sie umgebenden Gebäude emporragenden Thürme haben durch die hohen (nicht massiven) Dachspitzen eine recht mahlerische Form. Die Kirche ist im Jahre 1400 von den Prager deutschen Kaufleuten erbaut, und enthält als vorzüglichste Merkwürdigkeit, nahe an der Kanzel, das Grabmal des großen Astronomen Tycho de Brahe. Er starb im Jahre 1601, und fand hier, zu einer Zeit, wo die Theinkirche beiden Religionsparteien gemeinschaftlich gehörte, seine Ruhestätte. Die Altäre verschönern sehenswerthe Gemählde, vorzüglich von dem berühmten böhmischen Maler Skreta.

Der in modern-italiänischen Style gebauten Kirchen sind sehr viele. Zunächst der Brücke, auf der Altstadt-Seite, befinden sich gleich vier ganz nahe zusammen, von denen drei unmittelbar an einander gebaut sind. Die Gläubigen können sich also wahrlich zu Prag nicht

beschweren, daß nicht reichlich für ihr Bedürfniß gesorgt sey. — Dessen ungeachtet hat es mich betrübt, eine der schönsten modernen Kirchen, die des h. Nicolaus, am Niklas-Platze, ganz nahe dem Altstädter-Ring, wüst und unbenutzt stehen zu sehen. — Man sollte sie, dünkt mich, der böhmisch-protestantischen Gemeinde einräumen, welche »ihre Betstunden« in dem Rotzenbeckschen Hause, in einem ehemahligen Redoutensaale, in der Tischlergasse auf der Neustadt hält *). Die Protestanten haben in frühern Zeiten so viel ihres Glaubens wegen in Böhmen gelitten, daß ihnen die jetzige Zeit christlicher Duldsamkeit wohl eine solche Vergünstigung schuldig wäre. Irre ich mich aber nicht ganz, so habe ich in Böhmen oftmals protestantische Gesinnung durchblicken gefunden; wie ich denn auch selbst gehört habe, daß gebildete Katholiken von dem frommen Johann Huß, der eines kaiserlichen Geleitsbriefes und der päpstlichen Verbürgung seiner persönlichen Sicherheit ungeachtet, am 6ten Julius 1414 zu Constanz lebendig verbrannt wurde, als von einem Heiligen und einem Märtyrer sprachen.

Auf der Kleinseite ist die von den Jesuiten erbaute St. Nicolai-Kirche die sehenswürdigste. Sie

*) Neuestes Gemählde von Prag, von Schießler, S. 89.

steht auf dem Wälschen-Platze, und hat ein prächtiges dahingekehrtes Portal.

Prag hat, wie bereits bemerkt ist, eine sehr große Anzahl der prächtigsten Privat-Paläste, und steht in dieser Beziehung keinesweges hinter Wien. Die mehrsten und schönsten derselben liegen auf dem Hradschin und der Kleinseite; besonders in diesem Stadttheile. Hier befindet sich auch der gräflich Waldsteinische Palast auf dem nach ihm benannten Platze und an einer Straße, die ebenfalls den Waldstein'schen Namen trägt. Nach dem bereits erwähnten Czernin-schen Palast ist dieser der prächtigste, und in historischer Hinsicht überhaupt der merkwürdigste in Prag. Er gehört noch jetzt der gräflich Waldstein'schen Familie, und ist noch in demselben Zustande, wie ihn Albrecht von Waldstein, Herzog von Friedland und eine Zeitlang von Mecklenburg, in der deutschen Geschichte gewöhnlich Wallenstein genannt, auf dem Raume von zwanzig Bürgerhäusern und mehrern Gemeindestellen erbaut hat. Ich weiß nicht, ob jemahls Schiller hier war; aber vorzüglich ihm müßte es anziehend gewesen seyn, Räume zu durchwandern, die ihre Gestaltung durch denjenigen Mann erhielten, der, so berühmt er

war, doch erst durch ihn, so recht dem deutschen Volke vor die Augen geführt, ein Nationalheld ganz eigenthümlicher und grausenhafter Natur geworden ist. — Im großen Saale des Palastes befindet sich ein mächtiges Frescogemählde, den Herzog als Triumphator darstellend: ein den Sinn des stolzen Feldherrn recht characterisirendes Bild. Die Zimmer, das astrologische Cabinet, die Haus-Capelle, die Badegrotte, der Erdsaal mit Fresco-gemählden u. s. w., Alles befindet sich noch in dem Zustande, wie es Wallenstein einrichtete, und wird (außer dem astrologischen Cabinete, welches nicht ohne eine besondere Erlaubniß der Familie gezeiget wird) Jedem geöffnet, der sich an den Castellan wendet. Auch der den Palast begrenzende Garten, mit seinen Fontainen, Felsengrotten u. s. w. ist noch so ziemlich im alten Zustande, und steht dem Publicum an gewissen Tagen offen. — Schon zu Wien ward ich von einer Gräfinn von Waldstein, der ich vorgestellt wurde, und welche mich auf das Wohlwollendste empfing, auf dieses Besitzthum ihrer berühmten Familie aufmerksam gemacht; und es thut mir leid, daß ich demselben nicht noch mehr Zeit und eine genauere Untersuchung des Einzelnen habe widmen können. Jeden Fremden, der Prag besucht, will ich auf den Waldsteinschen Palast aufmerksam gemacht haben.

Die Universität zu Prag, welche jetzt den Namen der Karl-Ferdinandeischen führt, ist die älteste in Deutschland, denn sie wurde schon im Jahre 1348 vom Kaiser Karl IV., dem Böhmen und namentlich Prag so viel verdankt, gestiftet, und in vier Facultäten und vier Nationen, nach damaliger Weise, abgetheilt. Wenzel IV. erbaute für sie das ihr jetzt noch gehörende Gebäude, »das Carolinum,« so nach dem Stifter genannt. Der Andrang der Studirenden war ungeheuer; es waren gleichsam Heere von Lehrenden und Lernenden, welche nach Prag zogen. — Als es aber zwischen den Böhmen und den drei deutschen Nationen zu Zwistigkeiten in Beziehung auf die academischen Wahlen kam, und Wenzel IV. zu Gunsten der Böhmen entschied, denen er von den vier Stimmen drei beilegte, so wanderten viele Tausende von Studenten, ihre Lehrer an der Spitze, aus, und gaben die Veranlassung zur Stiftung mehrerer deutscher Universitäten. — Fast vom Anfange des funfzehnten Jahrhunderts bis zu Ferdinand II. war die Universität beinahe ausschließlich mit Utraquisten, oder Calixtinern, besetzt, deren Forderung, das Abendmahl in beiderlei Gestalten zu genießen, die Kirchenversammlung zu Basel bekanntlich 1433 bewilligt hatte. — Dieß konnte nicht länger geduldet werden, wie man glaubte;

eine zweite Universität wurde unter dem Namen der Ferdinandeischen zu Prag gestiftet, und den Jesuiten eingeräumt. Diese zweite Hochschule wurde in dem Clementinum *), einem riesigen Gebäude, welches die Jesuiten 1653 zu bauen begannen, thätig. — Unruhen und Verfolgungen hatten Statt; die utraquistischen Lehrer wurden vertrieben; die Carolinische Universität ward mit der Ferdinandeischen vereinigt; die Jesuiten bekamen sie in ihre Gewalt, und sie wurde eine streng-katholische, welche unter Ferdinand III. (1654) den Namen der Karl-Ferdinandeischen empfing.

Die Hörsäle dieser so vereinten Hochschule befinden sich jetzt in drei verschiedenen Gebäuden, nämlich die der philosophischen und theologischen Facultät im Clementinum, die der juridischen und die der drei ersten Lehrcurse der medicinischen Facultät im Carolinum, der vierte und fünfte Lehrcurs der medicinischen Facultät aber hat im allgemeinen Krankenhause Statt. Die Einrichtung der Universität ist die in den kaiserlich-österreichischen Staaten gewöhnliche. Die Professoren sind zu gewissen, fest bestimmten Collegien, und die

---

*) So von der Clemens-Kirche genannt, in welcher der academische Gottesdienst gehalten wird, und die hier bereits stand.

Studirenden eben so zu festbestimmten Cursen verpflichtet, und es fehlt mithin die auf den protestantischen Universitäten übliche academische Lehr- und Lernfreiheit. Doch giebt es auch freie Studien-Gegenstände, unter denen die Studirenden mit Rücksicht auf ihre künftige Bestimmung, und selbst nach Liebhaberei, wählen können, als z. B. Naturgeschichte, Physik, Astronomie, Alterthumskunde, Numismatik u. s. w. Die Universität hat überhaupt 45 Professoren und 14 Adjuncten, welche sämmtlich die Regierung besoldet. Es sind unter diesen sehr gelehrte Männer, doch, so viel ich weiß, keine von europäischem Rufe, wie auf den protestantischen Universitäten, oder zu Pavia und Paris *). Gewöhnlich beträgt die Zahl der Studirenden über 2000. Die academischen Institute sind in dem vortrefflichsten Zustande, und werden durch sehr bedeutende Summen in solchem erhalten.

*) Jährlich erscheinet ein »Personal-Stand der k. k. Universität zu Prag, nebst Ordnung der öffentlichen ordentlichen und außerordentlichen Vorlesungen, welche an derselben im Schuljahre . . . . gehalten werden. Prag, mit Schriften der Normal-Schulbuchdruckerei.«

Die Universitäts-Bibliothek ist im Collegium Carolinum aufgestellt, und enthält ungefähr 97,000 Bände, worunter 1517 Incunabeln und 3391 Handschriften. Die Grundlage derselben bildeten die Bibliotheken des Carolinums und der Jesuiten, desgleichen sind aus den aufgehobenen Klöstern noch bedeutende Bücherschätze hinzugekommen. Sie ist in zwei Sälen, sieben Zimmern, einer Kapelle und drei Klostergängen aufgestellt, und ein geräumiges, bequem eingerichtetes Lesezimmer ist vorhanden. — Bibliothekar ist der Professor der Philosophie, Doctor Spirk, welcher die Güte hatte, mich selbst herumzuführen und einige der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der ansehnlichen Sammlung, meistens Handschriften der Vulgata mit schönen Miniaturen, Incunabeln und Verschiedenes aus den Hussitenzeiten zu zeigen. Der Doctor Spirk, dessen große Gelehrsamkeit man leicht erkennet, hielt sich mehrere Jahre in Italien auf, und spricht dessen schöne Sprache als ein gelehrter Florentiner oder Römer. Auch lies't er über italiänische Sprache und Literatur an der Universität. — Ueber den wahren Werth einer Bibliothek ist es schwer, bei einem einmaligen Besuche zu urtheilen; doch glaube ich so viel beobachtet zu haben, um mit Recht überzeugt zu seyn, daß es hier an der neuesten Literatur, besonders der auswärtigen, sehr mangele. Von Handschriften griechischer

und römischer Classiker ist mir nichts Bedeutendes vorgezeigt. — Das Normalansehen, welches Bibliotheken haben, die ihren vorzüglichsten Reichthum aus den Sammlungen der Jesuiten, und überhaupt der Klöster, empfingen, leuchtet auch hier entgegen. — Jemand, der unsere wolfenbüttelsche Bibliothek einigermaaßen kennt, ist jedoch gar zu leicht geneigt, Vergleichungen mit dieser anzustellen, die dann in der Regel sehr zu deren Vortheile ausfallen müssen. Wäre diese Sammlung mit demjenigen Eifer fortgesetzt, mit welchem sie Herzog August von Braunschweig in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts begonnen (daran fehlt aber, besonders in den neuern Zeiten, sehr viel), sie wäre jetzt die erste in der Welt. — Die schönste Erinnerung aus der Prager Bibliothek wird mir ihr gelehrter und gefälliger Bibliothekar bleiben.

Außer dem Professor Spirk habe ich in Prag noch zwei sehr verdienstvolle Gelehrte kennen gelernt, von denen ich den Einen gewissermaaßen den Repräsentanten der Czechen, den Andern der Germanen, in literarischer Hinsicht, nennen möchte. Franz Palacki *),

*) Sprich Palaski.

Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, widmet sein ganzes Leben mit dem tiefsten Ernst der Forschung in der Geschichte seines Vaterlandes Böhmen und der Darstellung derselben, und wird in diesen rühmlichen Bestrebungen von den Ständen des Königreichs auf eine eben so nachahmungswürdige als patriotische Weise unterstützt. Schon erschien von seinem in dieser Hinsicht begonnenen Werke der erste Band, unter dem Titel: »Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und »Handschriften. Die Urgeschichte und die Zeit »der Herzoge in Böhmen bis zum Jahre »1197 *).« — Palacki schrieb dieses wichtige Werk, welches neue Aufschlüsse, nicht in der böhmischen Geschichte allein, sondern überhaupt in der Geschichte Deutschlands, gegeben hat und noch mehrere verspricht, in deutscher Sprache, um ihm, den Wünschen angesehener und gelehrter Böhmen, und ich glaube vorzüglich der Stände, gemäß, eine ausgedehntere Wirksamkeit zu verschaffen; er beabsichtigt aber, dasselbe auch, wie er mir sagte, in böhmischer Sprache zu bearbeiten. — Ich kenne wenige neuere deutsche historische Werke, welche auch in stylistischer Hinsicht der böhmischen Geschichte

*) Prag, 1836, bei Kronberger und Weber. 32 Bogen.

Palacky's an die Seite gesetzt werden könnten. Hier nichts von jenem ekelhaften, sogenannten blühenden und pretiösen Style, sondern ganz der dem echten Geschichtschreiber so sehr anstehende Ernst und eine nichts zu wünschen übriglassende Klarheit und Deutlichkeit. — Um nichts zu versäumen, dem wichtigen Werke den höchsten Grad erreichbarer Vollkommenheit zu geben, unternahm Palacky, zur Aufsuchung von Quellen, im verwichenen Jahre eine Reise nach Italien, deren Ergebnisse er in einem eigenen Werke der gelehrten Welt mitgetheilt hat. Es führt dieses den Titel: »Literarische Reise nach Italien im Jahre 1837 zur Aufsuchung von Quellen der böhmischen und mährischen Geschichte,« *) und zeigt so recht, mit welcher Sorgfalt und Liebe der berühmte Verfasser sein Ziel verfolgt. Ich war an ihn, jedoch nur mündlich, von dem Baron Hormayr empfohlen, und wurde von ihm mit der Heiterkeit und Freundlichkeit aufgenommen, welche Männer zu characterisiren pflegt, die im Bewußtsein

*) Aus den Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Gr. 4. Prag, bei Kronbergers Wittwe und Weber. 1838. — Im höchsten Grade interessant ist, was Palacky von der Einrichtung des vaticanischen Archiv's, der Regesten u. s. w. aus eigener Ansicht mittheilt.

treuer Pflichterfüllung den Wissenschaften leben. — Palacky, welcher mir kaum in die vierziger Jahre getreten zu seyn scheint, und vielleicht sie noch nicht einmahl erreicht hat, befindet sich in der Lage, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, nur seinen historischen Studien leben zu können, und scheint mir sich in sehr glücklichen Familien-Verhältnissen zu befinden. Das Bildniß seiner, von schönen Kindern umgebenen (eben abwesenden) Gemahlinn zeigte er mit einem Blicke, der seines Innern glückliche Stimmung auszudrücken schien. — Ich denke, Böhmen kann stolz auf einen Geschichtschreiber seyn, der sich seinem Vaterlande so ganz und gar und mit einem solchem Ernste und so glücklichem Erfolge widmet. — Nach öffentlichen Nachrichten befindet sich Palacki jetzt wiederum zu Rom. (Januar, 1839.)

Der Professor Joseph Leonhard Knoll, ebenfalls Mitglied der k böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Rector, Vicekanzler und Präses des academischen Senats *), lehrt auf der Universität die allgemeine Welt- und die österreichische Staatengeschichte. Er scheint mir ganz, wie auch nach seinem wissenschaftlichen Standpunkte zu vermuthen, dem germanischen Elemente anzugehören. Sein Ruf als Geschichtforscher und Lehrer

*) Dieses nach dem Personalstand von 1836.

ist ausgezeichnet; auch hatte er, als ich zu Prag war, einen Ruf nach Wien an die dortige Universität bekommen und wird jetzt wohl schon dahin abgegangen seyn. Ich hatte ihn in seinem Hause zu besuchen beabsichtigt, aber verfehlt, und da ich meine Wohnung auf der zurückgelassenen Karte zu bemerken versäumt hatte, so war dieses die Ursache geworden, daß ich erst am Tage meiner Abreise seinen Gegenbesuch empfing, nachdem er mich auf das Gütigste aufgesucht hatte, so daß ich mit dem vortrefflichen Manne und großen Gelehrten mich kaum eine Stunde habe unterhalten können.

Die böhmische oder czechische Sprache, welche einen hohen Grad der Ausbildung empfangen, und unter den slawischen Dialecten einer der vorzüglichsten ist, war eine Zeitlang sehr zurückgesetzt und vernachlässigt. Jetzt hat sie sich von Neuem durch die patriotischen Bemühungen gelehrter Böhmen gehoben, wie sie dieses, ihrer großen innern Vollkommenheiten wegen, im hohen Grade verdient. So hat sie z. B. den Vorzug, daß die antiken Sylbenmaaße in ihr unter allen neuern Sprachen am genauesten nachgebildet werden können, und daß sie höchst vollkommene Declinationen und Conjugationen hat. Doch hört man sie in Prag nur von den geringern

Volksclassen sprechen, und academische Vorlesungen werden nicht in ihr gehalten. Wohl aber Predigten; wie denn jetzt zu Prag neben den deutschen Schauspielern auch böhmische abwechselnd dasselbe Theater benutzen. — Diese schöne, wohlklingende und reiche Sprache wird übrigens nicht in Böhmen allein, sondern auch in Mähren und, mit nicht bedeutenden Abweichungen, in Ungarn von den Slowaken, überhaupt von mehr als sieben Millionen Menschen gesprochen. Für einen Fremden ist ihre Erlernung sehr schwer, da ihre Grammatik im höchsten Grade complicirt ist *).

*) Das schon früher gerühmte, nicht genug zu empfehlende Werk des Doctors Franz Sartori: »Uebersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit und Literatur des österreichischen Kaiserthums« enthält auch eine gedrängte Darstellung der Literatur der Böhmen und Mähren, wie auch der so nahe mit diesen verwandten Slowaken in Ungarn. Ausführlich ist diese höchst interessante Materie behandelt in P. J. Schaffariks »Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten.« (Ofen, 1836.) Der slawische Volksstamm (wie Sartori bemerkt), dessen Sprache und Literatur in mehrere Mundarten aufgelöset ist, begreift zwischen 50 und 60 Millionen Menschen, und umfaßt beinahe halb Europa und ein Drittheil von Asien. Nächst den Arabern ist kein Volk auf dem ganzen Erdboden bekannt, daß sich, seine Sprache, seine Macht und Colonien, so weit

Mein letzter großer Ausflug in Prag war nach dem von mir bereits mehrere Mahle erwähnten Wissehrad, dem an der südlichen Spitze der Stadt am Fuße des Felsenberges liegenden, von jener durch einen Bach getrennten und doch von den Stadtmauern eingeschlossenen besondern Städtchen. Die Festungswerke desselben, welche Prags Citadelle bilden, nehmen die Höhe des Berges ein, von dem man eine wunderschöne Aussicht, besonders in das Thal und auf die Inseln der dicht vorbeiströmenden Moldau, genießt. — Auf der Höhe liegt die Kirche St. Peter und Paul, und durch das Städtchen und die Festung führt der Weg durch das Wissehrader-Thor nach Tabor. — Ich rathe jedem Reisenden, der das herrliche Prag besucht, den Gang nach dem Wissehrad nicht zu versäumen. Durch diesen wird erst die Vorstellung von dem Ganzen der großen Stadt vervollständigt und berichtigt. Man glaubt in eine andere Welt gekommen zu seyn, so sehr ist was hier entgegentritt von dem, was man z. B. in der Zelterstraße

als dieses ausgebreitet hätte. Auch die österreichische Monarchie zählt gegen vierzehn Millionen Slawen. — Die Nation hat höchst unglückliche Schicksale gehabt. Von allen Seiten durch die Nachbaren bedrängt und zum Theil unterjocht, ist sie dahin gekommen, daß durch den edeln Namen Slawe ein Leibeigener (Sklave) bezeichnet wurde.

oder dem Ringe der Altstadt sah, verschieden. Wüst und öde ist Alles ringsum: ein wahres Bild von Rom in der Gegend des Laterans, an dessen Stelle man die Peter-Pauls-Kirche setzen kann. Hier fehlt es auch nicht an alterthümlichen Mauerresten und Ruinen; man ist in einer czechischen Stadt, und nur czechische Töne treffen das Ohr: das germanische Element ist verschwunden. — Hier hat die jungfräuliche Fürstinn Libussa gewaltet, und hier vorzüglich ist das Theater alterthümlicher böhmischer Sagen. Auf den Felsen von Libin, so hieß in den ältesten Zeiten der Wissehrad, war die Residenz der alten böhmischen Herzoge, welche Krok um das Jahr 683 erbaut haben soll. Karl IV. war es, der die schon unter diesem Fürsten weithin prangende Burg zu einer regelmäßigen, mit Thürmen, Mauern und Basteien versehenen Feste erhob. Von dem Zustande des Ganzen kann man sich schon dadurch eine Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß die Ringmauern der Festung, außer dem Schlosse und einer Menge von Wohnungen, dreizehn Kirchen einschlossen. Alles dieses verwüstete der Hussitenkrieg im Jahre 1420, und die Ruinen, welche man an den Felsenabhängen noch jetzt erblickt, sind Ueberreste aus jenen Zeiten des religiösen Fanatismus, von welchem kein Land mehr gelitten hat, als eben das schöne Böhmen. — Um den

weiten Weg zu meinem Quartier nicht ganz zu Fuß zurückzumachen, schiffte ich mich an der nordwestlichen Seite des Wissehrad auf der seinen Fuß bespühlenden Moldau auf einem Fischerkahne ein, fuhr zwischen der Färber- und Schützeninsel hindurch, und stieg bei dem Altstädter Brückenthurme wieder aus.

Dem Menschenfreunde kann nichts einen reinern Genuß verschaffen, als wenn er erblickt, wie die Bestrebungen einer Regierung, das Wohl des Volkes zu befördern, gelingen und von dem Volke anerkannt werden. In einem ganz ausgezeichneten Grade ist dieses Beides in Böhmen der Fall, in welchem die Civilbevölkerung, nach der Zählung von 1835, bis zu 4,059,546 Menschen herangewachsen war. — Nicht allein ist die Cultur des Bodens in dem blühendsten Zustande, sondern, und dieß vorzüglich, die Industrie hat sich so sehr gehoben, daß sich Böhmen in dieser Beziehung mit den gewerbthätigsten Ländern Europa's messen kann. Dabei befinden sich aber seine Fabrikarbeiter nicht in einem solchen Hungerzustande als in England, die heranwachsende Generation derselben wird nicht, gemißbraucht zu lebenden Maschinen, verkrüppelt, sondern bei wohlfeilen und reichlich vorhandenen Nahrungsmitteln, freuet sich hier,

ein jeder nach seinem Verhältniß des Lebens, sowohl der Reiche als der Arme. Daher denn die Erscheinung, daß hier nicht der Geringere mit Neid und stillem Ingrimm auf seinen vom Schicksal mehr begünstigten Mitbürger schaut. Hier giebt es keine Veranstaltungen, wodurch der Preis des Korns in die Höhe geschroben und so der arme Arbeiter gezwungen wird, die Bedingungen seiner Existenz einer übermüthigen Aristokratie, wie in dem Lande der Freiheit der Fall ist, abzukaufen. — Ich lade jeden meiner Leser ein, der sich eine genauere Kenntniß von dem blühenden Gewerbszustande Böhmens verschaffen will, sich mit einem Werke des Chemikers Kreutzberger, dessen Titel ich in der Note mittheile, bekannt zu machen *) Ich könnte nichts thun, als dieses, von der größten Sachkenntniß zeugende Buch ausschreiben, wollte ich noch Mehreres über Böhmens Gewerbs- und Fabrik-Industrie folgen lassen.

Aber, wird mancher Leser fragen, hat denn unser Darsteller nichts in Oesterreich gefunden, was er ab-

*) Skizzirte Uebersicht des gegenwärtigen Standes und der Leistungen von Böhmens Gewerbs- und Fabriksindustrie und ihren vorzüglichsten Zweigen. Ein Versuch von K. J. Kreutzberger und Weber. (118 enggedruckte Seiten im größten 8.)

geändert wünschen möchte? — Erschien ihm denn Alles vollkommen? Ist denn Oesterreich das Eldorado, in welchem nichts zu wünschen übrig blieb? — Gewiß wird dieses die österreichische Regierung selbst nicht behaupten: aber für einen Fremden, der, wie es mit mir der Fall war, nur wenige Wochen seinen Beobachtungen widmen kann, ist es unendlich viel leichter und sicherer, herauszufinden, was des Lobes werth ist, als das was Tadel verdient. Wenn der Fremde mit eigenen Augen schaut, daß z. B. in Hospitälern auf das Menschenfreundlichste und Angemessenste verfahren wird, daß großartige wissenschaftliche Institute blühen, daß Gewerbs- und Fabrikindustrie sich immer mehr heben, daß das Volk allenthalben, wo er es öffentlich erblickt, heiter und froh erscheint, daß Niemand über Gewalthandlungen der Regierung klagt, Jeder ihre Bestrebungen lobt, daß sich dem Fürsten und den Regierenden Jeder mit Leichtigkeit nahen kann, u. s. w. — mich dünkt, dann mag er mit Gewißheit loben. — Wenn er aber z. B. erblickt, daß während höchst milde Strafgesetze von den bürgerlichen Criminalgerichten angewendet werden, der österreichische, seinem Herrscherhause so treu ergebene Soldat, noch körperlichen Bestrafungen unterliegt, die in Preußen längst, ohne den geringsten Nachtheil der Disciplin, abgeschafft sind, so kann

dieses dem menschenfreundlichen Fremden allerdings auffallen, ja betrüben, aber er kann es nicht unbedingt tadeln, weil er die Verhältnisse nicht in dem Maaße kennt, um ein vollgültiges Urtheil fällen zu können. Die Bukowina und Croatien mögen wohl Mannschaften stellen, die man nicht wie Wiener Bürgerssöhne behandeln kann. — Aber wäre es nicht möglich, in den deutschen und italiänischen Regimentern alle Strafarten abzuschaffen, die dem Gebildeten als barbarisch erscheinen müssen? — Diese Frage darf auch der wohlwollende Fremde aufwerfen, und z. B. darauf aufmerksam machen, das die Abschaffung der Strafe der Lattenkammern der Disciplin des preußischen Heeres keinen Nachtheil gebracht hat. — Als in der Ständeversammlung des Herzogthums Braunschweig im Jahre 1822 ein neues Militär-Strafgesetzbuch berathen wurde, so widersetzte ich mich auf das Aeußerste der Beibehaltung körperlicher Züchtigungen des gemeinen Soldaten und hatte das Glück, nicht ohne vieles Disputiren, durchzudringen. Von mehrern Seiten wurde Auflösung der Disciplin vorhergesagt; aber obwohl der braunschweigische Soldat mit keinen Schlägen mehr bestraft wird, hat dennoch die Disciplin nicht im Mindesten gelitten.

VI.

Reise von Prag nach Dresden
und
Aufenthalt in dieser Stadt.

Reise von Dresden über Potsdam nach Wolfenbüttel zurück.

Am sechzehnten August, Nachmittags gegen fünf Uhr, verließ ich das herrliche Prag, um mit der Schnellpost nach dem 20½ Meile entfernten Dresden zu reisen. — Auf dem Posthofe war ich Zeuge einer rührenden Scene: ein Vater, von edelm Ansehn, nahm von seiner jugendlich schönen Tochter und deren Mutter mit großer Rührung Abschied. Auch mehrere Freundinnen hatten die Scheidenden hierher begleitet und schienen mir nicht ohne Wehmuth sich von ihnen zu trennen. Diese beiden Damen und ein junger verständiger Kaufmann waren meine Reisegefährten in dem neuen und bequemen Wagen, dem eine lange Reihe von Beiwägen folgte. — Die Reise ging zuvörderst von dem Posthofe, welcher in dem neuen grandiosen Gebäude der Hauptmauth sich befindet, durch die lebhaftesten Straßen und Plätze der Altstadt, über die Moldaubrücke, und dann, mit Vorspann, bergauf zu dem Oberpostamts-Gebäude, in der Karmelitergasse der Kleinseite, einem ehemahligen Kloster, dessen Kirche jetzt als Wagen-

remise dem Posthofe dient, nachdem sie nach einander Zuckerniederlage und Theater gewesen war. Hier verweilten wir wohl eine Viertelstunde, bekamen noch ein Paar Beiwägen, und fuhren nun, das berühmte Stift Strahow links lassend, aus dem hochgelegenen Reichsthore hinaus. — So hatte ich denn Prag noch einmahl in seiner ganzen Länge gesehen, und Gelegenheit gehabt, von mehrern merkwürdigen Gegenständen der unermeßlichen Stadt gleichsam Abschied zu nehmen. — Wer mochten aber die Reisegefährtinnen seyn? Dieses war doch vor Allem zu erforschen. Auffallen mußte es schon, daß sie nicht im österreichischen, sondern in einem völlig reinen Dialecte redeten, welches man zwar auch in Oesterreich von Zeit zu Zeit, aber selbst in den höhern Ständen, im Ganzen doch selten findet. — Bald erfuhr ich, das Ziel ihrer Reise sey Hannover, und nun kam es mir sofort in den Sinn, daß die schöne junge Dame wohl dem Theater angehören möge Und so war es. Fräulein Marie Bayer, zwischen dem siebenzehnten und achtzehnten Lebensjahre, aber doch schon in der vollen Blüthe der Schönheit, hatte als »Hofschauspielerinn« eine Vocation nach Hannover empfangen, und reis'te jetzt mit ihrer Mutter, welche keine Schauspielerinn war, nach dem Orte ihrer Bestimmung. — Wenn sie, woran ich nicht zweifele,

sich zu einer eben so vollkommenen Schauspielerinn ausbildet, als sie durch körperliche Schönheit gefallen wird, so kann ihr ein großer und ausgedehnter Beifall nicht fehlen, und die Theater-Zeitungen werden dann noch oft, nicht ohne große Lobeserhebungen, den Namen »Marie Bayer« nennen. In ihrer Mutter erkannte ich bald eine verständige Frau, der das künftige Wohl ihrer Tochter sehr am Herzen zu liegen schien.

Die Gegend, welche wir durchfuhren, ist hügelig, und bietet dem Reisenden, außer der vollkommenen Cultur des Bodens, keine besondere Merkwürdigkeiten dar. Zu Schlan, einem Städtchen von 3000 Einwohnern, speis'ten wir zu Abend. — Jetzt sank die Nacht herab, die Damen hüllten sich in Mäntel und Tücher und schlummerten, so gut es gehen mochte. Als der Morgen anbrach, waren wir in Töplitz, wo unser Wasch- und Toiletten-Apparat in einem eigenen Zimmer des Gasthofes schon bereit stand und uns ein schöner Kaffee die frühere Heiterkeit so ziemlich wieder gab. Nur der schönen Marie schien die nächtliche Fahrt nicht zum Besten behagt zu haben, sie war einsylbig und verstimmt. In welchem Gasthofe wir in Töplitz uns erquickten, weiß ich nicht zu sagen, und eben so wenig mehr von der Stadt, als daß sie ein freundliches und heiteres Ansehn hat, und daß ihre Lage in der Ebene, die sich von

Kaden nach Außig hinzieht, wie bewacht von hohen Gebirgen, wunderschön ist. — Bald ging die Reise fort und dann einen bedeutenden waldbewachsenen, schon zu dem Erzgebirge gehörenden Berg hinan. Ich erstieg ihn mit meinem männlichen Reisegefährten zu Fuß, denn unsere Schnellwagen konnten sich nur langsam fortbewegen. Oft genug stand ich, mich erholend, still und wandte den Blick zu dem unten im Thale liegenden freundlichen Badeorte, nicht ohne Reue, ihm nicht ein Paar Tage geschenkt zu haben. Die Damen blieben sitzen, und empfingen von dem galanten jungen Kaufmanne Sträuße von Blumen, die er mit großer Sorgfalt in dem Walde, durch welchen der Weg führte, zusammengesucht und mit vielem Geschmack geordnet hatte. Doch blieb ihm die schöne Marie ernst und kalt, kaum die romantische Aufmerksamkeit mit einem freundlichen Blicke lohnend. Es mochte wohl die erste Nacht seyn, die sie so im Eilwagen durchwacht hatte. Noch vier und eine halbe Meile und wir waren in Peterswalde, der österreichischen Grenzstation, wo die Pässe nachgesehen und das Gepäcke von sächsischen Mauthbedienten nicht untersucht, sondern nur versiegelt wurde. — Jetzt ging es durch die mahlerische Gegend von Pirna, und bald, schon um zwei Uhr Nachmittags, also nach einer Fahrt von neunzehn Stunden, trafen wir in dem

neuen prächtigen Postgebäude auf dem Antonsplatze zu Dresden ein. Hier habe ich es denn erlebt, daß, was mir kaum ein- oder zweimahl im ganzen Leben widerfahren, mein Koffer geöffnet und, obwohl mit Discretion, nachgesehen wurde. — Ich nahm Abschied von meinen Reisegefährten, die ich jedoch noch einmal, ihnen auf der Straße begegnend, wiedersah, und verfügte mich zu dem »Hôtel de Russie,« wo ich ein sehr schönes Quartier fand.

Noch keine vier und zwanzig Stunden waren verflossen, als ich durch Prag fuhr, und schon schlenderte ich durch Dresdens Straßen, daß also in dem kurzen Zeitraume die Lebhaftigkeit des Bildes, welches die erste Stadt in mir zurückgelassen, nicht im Mindesten hatte verdunkeln können. — Was zuerst auffällt, ist, daß zu Dresden die alterthümlichen Gebäude, wie sie z. B. der altstädter Ring zu Prag zeigt, fehlen, und ebenso die im italiänischen Style erbauten Paläste der Großen, die auf eine reiche Landes-Aristokratie hinweisen. Und obwohl Dresden keineswegs eine todte Stadt, wie Kassel, Manheim oder Baireuth, genannt werden kann; so herrscht doch in keiner ihrer Straßen ein solches Leben, wie z. B. auf der Zelterstraße zu

Prag *). Dagegen hat Dresden keine Wüsteneien, wie sie der Wissehrad und mehrere von dem Mittelpunkte der Stadt entfernte Gegenden Prags darweisen. Die Kaufläden der Hauptstraßen Prags sind prächtiger, als die, welche man auf dem Altmarkte und der Schloßgasse Dresdens vorfindet; doch habe ich einige Silberläden bemerkt, in denen wahre Meisterstücke, welche werth gewesen wären, in dem grünen Gewölbe aufgenommen zu werden, zur Schau gestellt waren. Daß Dresden eine protestantische Stadt ist, muß dem, der von Prag kömmt, vorzüglich in die Augen leuchten. Nirgend, auch nicht auf der Brücke, Heiligenbilder (hier jedoch ein Crucifix), keine Mönche, keine englische Fräulein auf den Straßen und, außer dem Sonntage, nur selten Glockengeläute. Prag hat etwas Mittelalterliches, Dresden etwas Modernes, und bildet für den aus dem Oesterreichischen kommenden Reisenden gleichsam den Uebergang zu dem ganz modernen und ganz protestantischen Berlin. — Dresdens Lage ist sehr reizend, doch ziehe ich die von Prag vor; aber dieses hat an seiner Moldau

*) Dresden enthielt am Ende des December 1837, wo die letzte Zählung stattfand, ohne das Militär, 69,523 Menschen, unter welchen 4351 Katholiken, 510 Reformirte, 28 Griechen und 647 Juden. Alle übrigen sind Lutheraner.

keinen Aufenthaltsort, der mit Dresdens Brühlscher Terrasse, welche jetzt durch eine prächtige Treppe mit dem Schloßplatze verbunden ist, zu vergleichen stände. — Hinsichtlich seiner Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen steht Dresden noch immer, wenigstens nach dem Urtheile Vieler, über München und Wien, und kömmt wohl unmittelbar nach Rom und Florenz. Beide, und selbst Paris, übertrifft es in mehrern Hinsichten.

Bei meinem Herumstreifen durch die Stadt, in welcher ich aus frühern Zeiten einigermaaßen noch Bescheid wußte, traf ich auf meine Reisegefährten, die sich zum Schauspiel begaben. Ich zog es jedoch vor, den schönen Abend auf der Brühlschen Terrasse zuzubringen, und als hätte ich auf den Piazza di Spagna zu Rom gesessen, auf gut italiänische Weise bei einem Glase Eis die Zeitungen zu durchlaufen, welches mich nicht abhalten konnte, mich des schönen Elbstroms und seiner Brücke zu erfreuen.

Der japanische Palast in der Neustadt, ein stattliches, würdevolles Gebäude, ist, in wissenschaftlicher Hinsicht, gleichsam der Vatican des schönen Dresden. Hier befinden sich die königliche Bibliothek, die An-

tiken-Galerie, das Münz-Cabinet und die große Sammlung von chinesischen und japanischen Porzellan-Gefäßen, für welche der Palast in frühern Zeiten vorzüglich bestimmt war und daher den Namen empfing. Nach diesem großen Museum begab ich mich am Morgen des Tages nach meiner Ankunft (am 18. Aug.) billig zuerst, und hier wiederum vor allem Andern zu den Sälen, in welchen die Bibliothek aufgestellt ist. Vor fast funfzig Jahren, als ihr der große Sprachforscher Adelung vorstand, der für Deutschland mehr leistete, als für Italien und Frankreich ganze Academien, sah ich die bedeutende Sammlung zum ersten Mahle, und nachher habe ich sie öfter besucht: aber wie viel ausgedehnter, wie zweckmäßig geordnet und wie prächtig in ihrem Aeußern fand ich sie jetzt! — »Mag — so sagt der jetzige Oberbibliothekar der Dresdenschen Bibliothek Karl Falkenstein, Ebert's würdiger Nachfolger, in einem umfassenden vortrefflichen Werke, von diesem Institute *), — »mag die k. k. Hofbibliothek zu Wien, durch die prachtvolle tempelartige Rotunde, mit ihren Haupt- und Nebenkuppeln, welche das

*) Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Dresden, Waltherſche Hofbuchhandlung, 1839. gr. 8. (832 Seiten.)

Licht von Oben spenden, beim ersten Eintritt mehr imponiren, so stören doch die reichvergoldeten architectonischen Verzierungen und die überladenen Stuccatur-Arbeiten, besonders aber das häufig unterbrochene Schnitzwerk der Bewandung, die Harmonie des Ganzen....., abgesehen davon, daß unter einem solchen architectonischen Zwange die wissenschaftliche Eintheilung leiden muß. — Mag die weltberühmte Vaticana durch die herrlichen Wand- und Deckengemählde die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes in Anspruch nehmen, der unbefangene Beschauer wird eher vermuthen, in einer Pinakothek, als in einer Bibliothek sich zu befinden *). — Mag der einer Kirche entlehnte, von Bogengewölben beschirmte historische Saal in Göttingen höher und breiter seyn; an Länge, Licht und Freundlichkeit bleibt er doch, nach dem Urtheile Aller, die beide verglichen haben, hinter dem Dresdner, 244 Fuß langen, mit einem gebohnten Fußboden von hartem Holze und mit sechzehn Marmorsäulen gezierten Saale, welcher für die deutsche und französische Geschichte bestimmt ist, weit zurück. Und welch ein Bücherschatz hätte eine so lachende Um-

*) In der Vaticana erblickt man nämlich, wenn die Wandschränke, in denen die Bücher stehen, verschlossen sind, von diesen nichts.

gebung? . . . . Außer diesem großen Saale, welchem siebenzehn Fenster das herrlichste Licht mittheilen, wurden noch zwei andere, nicht minder schöne Säle und drei und zwanzig Zimmer eingerichtet, so daß die Bibliothek jetzt sechs und zwanzig Räume einnimmt.« — Diese weiten und prächtigen Localitäten werden durch die bedeutendsten literarischen Schätze gefüllt. — Die k. Bibliothek kann jetzt, mit Hinzurechnung des in neuester Zeit stattgefundenen großen Zuwachses aus der Privatbibliothek des verewigten Königs und aus den übrigen Erwerbungen, auf 300,000 Bände gedruckter Werke geschätzt werden. Sie enthält überdieß 182,000 Dissertationen und kleinere Schriften und 2800 Manuscripte. Die Incunabeln im weitern Sinne, oder die bis zum Jahre 1500 erschienenen Drucke, belaufen sich auf 2000 Stück. Von Incunabeln im engern Sinne, d. i. Drucke mit beweglichen Lettern von Erfindung der typographischen Kunst bis zum Jahre 1470, zählt sie siebenzehn vollständige Werke und zwei Bruchstücke. Pergamentdrucke sind vier und achtzig vorhanden *). — Ich kann nicht genug die Güte dankbar rühmen, mit welcher der Oberbibliothekar Hofrath Falkenstein selbst mich in den Räumen der Bibliothek herumführte, mich

*) Falkenstein, a. a. O. S. 27.

auf mehrere ihrer Schätze aufmerksam machte, mir die Einrichtung der ausgedehnten Nominal- und Real-Cataloge, an denen unausgesetzt gearbeitet wird, darlegte, und überhaupt mir meine Anwesenheit so nützlich als möglich zu machen suchte. Auf eine gleich gütige Weise that dieses der erste Secretair (Custos) Kraukling. — Zu jener Zeit war das oben angeführte umfassende Werk »die Beschreibung der Bibliothek« des Hofraths Falkenstein noch nicht erschienen, sonst hätte ich mit noch größerem Nutzen mehrere Tage lang die treffliche Anstalt besuchen können, ohne befürchten zu müssen, bedeutend lästig zu werden: denn eben dieses ist es, was den bescheidenern Fremden antreibt, den Besuch in öffentlichen Bibliotheken möglichst abzukürzen. Aber auch fern von Dresden hat mir jenes vortreffliche Werk eben so viel Nutzen als Vergnügen verschafft, und ich darf beides jedem Freunde der Literargeschichte und vorzüglich der Bücherkunde verheißen, der sich den Genuß der Lesung desselben nicht versagt. — Der Hofrath Falkenstein nannte oft den verewigten Ebert, der auch ein Paar Jahre hindurch der hiesigen (wolfenbüttelschen) Bibliothek vorstand, »seinen Freund und Lehrer.« Das erste war er auch mir, und so haben wir oft fromm der Verdienste des vortrefflichen Mannes gedacht, der in den letzten Jahren seines Lebens, von einem

feindlichen Schicksale niedergedrückt, nicht ferner mit der Unbefangenheit und Heiterkeit zu arbeiten und zu wirken vermochte, wie er früher zum großen Gewinn seiner Wissenschaft gethan. Schon hier zu Wolfenbüttel begann diese unglückliche Stimmung, in welcher er sich denn oft einen baldigen Tod vorhersagte. Eine sehr bedrängte Lage in den Kinderjahren, übermäßige wissenschaftliche Anstrengungen in der Jugendzeit und im reifern Mannesalter unausgesetzte Arbeit in seinem Fache, vorzüglich wohl die Ausarbeitung seines »Allgemeinen bibliographischen Lexicons« *), untergruben frühzeitig seine an sich schwache Körperbeschaffenheit. So vermochte er es nicht, den Folgen eines Falles von einer Bibliothek-Leiter zu widerstehen. Ebert hat auch eine Geschichte und Beschreibung der k. Bibliothek zu Dresden geliefert **), deren letzten Theil (die Beschreibung) die gelehrte Welt jetzt durch das angeführte Werk des Hofraths Falkenstein in ungleich ausgedehnterer Vollständigkeit besitzt. — Schließlich bemerke ich noch, daß die Bibliothek einen jährlichen Fonds von dreitausend Thalern ausgesetzt erhalten hat, von wel-

*) Zwei Bände in gr. 4. Leipzig, bei Brockhaus 1821.

**) Leipzig, bei Brockhaus. 1822. gr. 8.

cher, für ein Institut dieser Art sehr mäßigen Summe, noch die Buchbinder-Rechnungen und Porto-Auslagen bestritten werden müssen.

Um den Büchern Platz zu machen, wurden die unermeßlichen Vorräthe von japanischem, chinesischem, und sächsischem Porzellan, desgleichen die Majolica-Gefäße und Speckstein-Figuren, in die Keller des japanischen Palastes verwiesen, in welchen sie in neunzehn Gemächern und Räumen, nach historischen und ethnographischen Grundsätzen kritisch geordnet, durch den jetzigen Aufseher der kostbaren, auf mehr als eine Million Thaler geschätzten Sammlung, den zweiten Bibliothekar Doctor Klemm, aufgestellet wurden. — Mit eben dem Wohlwollen, mit welchem mir die H. H. Falkenstein und Kraukling die Schätze der Bibliothek gezeigt hatten, führte mich (zugleich mit einer russischen Familie aus Odessa) der Doctor Klemm *),

---

*) Diesem ausgezeichneten Gelehrten verdankt die deutsche Literatur ein umfassendes Werk über das germanische Alterthum, welches den Titel führt: »Handbuch der germanischen Alterthumskunde. Mit 23 Tafeln in Steindruck.« gr. 8. Dresden bei Walther. 1836. Es scheint dieß Hauptwerk den Verfassern des »Leitfadens zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der königlich dänischen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde« (Kopenhagen, im Secretariat der Gesellschaft; 1837) noch nicht bekannt gewesen zu

wahrhaft belehrend, durch die prachtvolle Sammlung, die mich um so mehr interessirte, da ich selbst wohl ein Paar hundert Stück chinesischen und japanischen Porzellans besitze. So groß, und selbst — als Keller — prächtig nun auch die Räume sind, in welchen, streng wissenschaftlich und artistisch geordnet, die kostbaren Gefäße stehen, so bleiben diese Verwahrungsorte immer eine Art von Katakomben; die Erleuchtung durch enge Fensteröffnungen ist wahrlich nicht glänzend, die Temperatur unangenehm und gewiß der Gesundheit des geehrten Aufsehers nicht zuträglich. — Doch man vergißt dieses Alles im Anschauen einer Pracht, die um so anziehender ist, da sie uns zu den Antipoden versetzt. Wie unendlich mannichfach erscheinen die Formen der edeln chinesischen und japanischen Töpferei! Welch eine Pracht durch Gold und Farben! Welch eine Kühnheit in der Größe der Gefäße! Und dieses Alles wurde nicht ganz unwahrscheinlich auch zu denjenigen Zeiten schon, wenn auch nicht in solcher Schönheit, verfertigt, in welchen der German seine rohen Todten-Urnen kaum zu brennen verstand. Doch zweifele ich, daß von den hier vorhandenen Gegenständen einzelne Stücke über das

---

seyn; wie denn auch beide Schriften gleichseitig ausgearbeitet seyn werden.

funfzehnte Jahrhundert hinausgehen. — In China und Japan selbst aber die Geschichte der Porzellan-Verfertigung zu verfolgen, müßte, in Beziehung auf den ganzen Culturzustand von Ostasien, sehr belohnend seyn *). —

*) Sehr schätzbare Nachrichten in obigen Beziehungen theilt der Inspector der k. Porzellan-Sammlung, Bibliothekar Dr. Gustav Klemm, in folgender interessanten Schrift mit: »die königliche Porzellan-Sammlung. Eine Uebersicht ihrer vorzüglichen Schätze, nebst Nachweisungen über die Geschichte der Gefäßbildnerei in Thon und Porzellan (Dresden, bei Walther, 1834)«. »Die Chinesen (sagt er S. 12) sind die ersten Erfinder des Porzellans; die Zeit der Erfindung läßt sich jedoch keinesweges ausmitteln, fällt aber wohl in die ersten fünf Jahrhunderte nach Christi Geburt, denn aus den Jahrbüchern von Froulam ersieht man, daß seit dem zweiten Jahre der Regierung des Kaisers Tam oder Te aus dem Hause Tam, d. i. 442 nach Ch. G, die Porcellan-Arbeiter dieser Provinz den Kaiser allein damit versorgt haben, der zu diesem Zwecke zwei Mandarinen dahin sendete, um die Aufsicht über die Arbeiter zu führen. Dieß ist die älteste Erwähnung des Porzellans. Marco Paolo, der erste europäische Reisende, der nach China kam, über das Land Bericht erstattet und auch in der Stadt Tingui die Porzellan-Fabrication beobachtete, spricht davon, wie von einer bekannten Sache.« — Es giebt in der Sammlung auch Stücke mit chinesischen Inschriften, aus denen die Fabrications-Zeit abzunehmen steht. So trägt z. B. eins die Inschrift: Young lo nian tchi, d. h. wörtlich: »in den Jahren Young lo,« nämlich in den Jahren 1403 bis 1425, wo der Kaiser Tching Tsou aus der Dynastie Ming herrschte. — Die Sammlung

Nicht minder anziehend ist es, hier die Incunabeln der sächsischen, und so der europäischen, Porzellan-Bildnerei zu schauen. Welche unermeßliche Fortschritte machte diese Kunst in hundert Jahren!

Auch die k. Antiken-Sammlung befindet sich in dem japanischen Palaste, und zwar in zehn prächtigen Sälen des Erdgeschosses. Diese herrliche Samm-

---

enthält auch in dem 16ten Raume eine reichhaltige Reihenfolge von chinesischen Specksteingefäßen und Figuren, deren wiederholtes Anschaun (wie der Dr. Klemm a. a. O. S. 10 sagt) der Veltheimschen Ansicht gewiß manchen Bekenner zuführen wird. — Der verewigte Berghauptmann Graf von Veltheim bewies nämlich in einer eigenen Abhandlung, die auch in seiner Sammlung von Aufsätzen (Helmstedt, 1800) aufgenommen ist, daß die Vasa Murrhina der Alten aus Speckstein bestanden. Hier, in der großen Sammlung, wo es Speckstein-Gefäße und Figuren von allen Farben dieses Gesteines giebt, kann man sich nun recht von der Richtigkeit der Veltheimschen Ansicht überzeugen. — Doch leidet es, wie ich mich durch eigenes Anschauen überzeugt habe, keinen Zweifel, daß die hier befindlichen Gegenstände nicht aus Speckstein, sondern aus Agalmatholith verfertigt sind, der im Aeußern dem Speckstein ziemlich ähnlich, doch ganz andere Bestandtheile als dieser hat. Vergleiche Hausmann's Handbuch der Mineralogie (Göttingen, 1813) S. 440, 441.

lung, welche in Deutschland bis jetzt von keiner andern übertroffen wird, steht dem Publicum vom Anfange des Mai's bis zu Ende des Septembers zwei Mahl in der Woche, ohne alle Förmlichkeiten durch nachzusuchende Eintrittskarten, offen. Mit dem vortrefflich abgefaßten Verzeichniß der hier aufgestellten Bildwerke *) in der Hand, vermag hier also ein jeder Gebildeter, ohne irgend Einem beschwerlich zu fallen, sich selbst unterrichtend die Säle zu durchwandern. Ich sah diese Sammlung schon öfter, geleitet von dem verewigten Becker, auf dessen prachtvolles »Augusteum« ich bei ihm selbst, einer der Ersten, unterzeichnet habe, und eben durch dieses Werk, welches, in seiner ersten Form, wenig seines Gleichen hat, sind mir die Hauptgegenstände der Sammlung gleichsam stets vor Augen geblieben. — Doch jetzt erst sah ich diese, zu meiner großen Freude, in recht würdig geschmückten Räumen aufgestellt. — »Längst war« — wie der Hofrath Hase in der Einleitung zu dem Verzeichniß sagt — »der Wunsch gefühlt, die

*) Verzeichniß der alten und neuen Bildwerke und übrigen Alterthümer in den Sälen der k. Antikensammlung zu Dresden. Vierte vermehrte und durchaus veränderte Auflage. Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandlung. 1836. 12. (Verfasser der Hofrath Hase, Inspector der Sammlung.)

Säle ihrem Zweck entsprechender zu schmücken; aber man hatte Ursache, sich vor den vielen Schwierigkeiten zu fürchten, die einer solchen Veränderung zur Seite stehen. Der günstige Umstand, daß zu Dresden ein Künstler jetzt lebt, der, durch geistreiche Forschung belehrt, mit zuerst darauf aufmerksam gemacht hat, daß alte Sculptur nie ohne den Hintergrund prangender Farbe gedacht werden dürfe, schien aufzufordern, dieses Zusammentreffen zu benutzen. Professor Semper wurde mit der Ausführung der von ihm vorgelegten Skizzen beauftragt, und der heitere Schmuck der Decken und Wände ist das Werk seiner Anordnung, die das Allgemeinere wie alles Besondere umfaßte.« — In dem gedachten Verzeichnisse des Hofraths Hase ist nun der Beschauer auf eine sehr zweckmäßige Weise auch darauf aufmerksam gemacht, in welchem Sinne jeder der neun Säle — der zehnte, das Mumien-Zimmer, behielt noch seine frühere Einrichtung – von dem Professor Semper ausgeschmückt wurde. Da ist es denn bald ein griechischer Tempel, bald Herculanum und Pompeji, bald der Vatican und die Zeit Raphaels, die dem Künstler Ideen herliehen, welche derselbe stets angemessen und geistreich anwandte.

Fand ich nun hier gleich keinen belvederischen Apollo, keinen Laocoon, keine mediceische oder capitolinische Venus, so habe ich mich doch an vielen herrlichen Bild-

werken erfreut, z. B. (nur Weniges zu nennen) an der sitzenden weiblichen Figur über Lebensgröße, die früher unter dem unrichtigen Namen Agrippina bekannt geworden *); an dem in seiner Art einzigen Bildwerke, in welchem Winkelmann eine Vestalinn zu erkennen glaubte, die aber wohl ein Porträt ist **), und das Becker mit Recht mit den größten Lobsprüchen belegt; an der Venus, welche nach diesem Antiquar ***) »mit der mediceischen um den Vorrang streitet, und sie »wenigstens in einigen Theilen übertrifft,« und von der er ferner sagt: »Es ist das vollendete Ideal weiblicher »Schönheit und Unschuld, das sich in den zarten Um»rissen gleichsam durch die ganze Form auf einmahl »aussprechen soll.« — So könnte ich noch eine bedeutende Anzahl von Bildwerken aufführen, die mich, auch nachdem ich Florenz, Rom und die herculanischen Sammlungen zu Neapel gesehen, von Neuem entzückten.

In der Nähe der Antikensammlung ist auch das k. Münzcabinet aufgestellt, dessen wichtigster Theil jedoch aus Münzen des Mittelalters und der neuern Zeit be-

---

*) Becker's Augusteum, Band I. Seite 108.

**) Becker a. a. O., Seite 108

***) A. a. O., Seite 126.

steht. — Ich habe es bei meiner dießmahligen Anwesenheit zu Dresden nicht gesehen.

Fast möchte ich mich dem Glauben hingeben, daß auf den Reisen, durch welche ich die letzten Jahre meines Lebens zu erheitern suche, ein freundlicher, glückbringender Genius mich begleite, der mir, ohne alles Zuthun von meiner Seite, so manche liebenswürdige theilnehmende Menschen entgegenführt, von denen sich dann bald wieder trennen zu müssen, freilich die Seele nicht ohne Kummer läßt. — Doch die ersten Tage, ja Stunden, entstehender Zuneigung sind nicht selten die schönsten: sie bilden den Frühling eines beginnenden Lebens und führen alle Reize dieser heitersten Jahreszeit mit sich; so mag es denn auch oft eben dieser Frühlingsduft seyn, der uns sehnsüchtig durch Jahre an Bekanntschaften weniger Stunden zurückdenken läßt. Wie es Flitterwochen in der Liebe giebt, so giebt es auch solche in der Freundschaft. Nur Weniges ist beständig, und Vieles löset die Zeit auf. — Dem sey, wie ihm wolle, ich bilde mir ein, mit Menschen, wie ich sie jetzt im Sinne habe, könne die Freundschaft schon ein Leben hindurch dauern. — Bei dem ersten Mittagsmahle, das ich zu Dresden an der Wirthstafel einnahm, hatte

der Zufall eine Dame neben mir gesetzt, deren edeles Aeußere, auch wenn sie nicht gesprochen hätte, schon eingenommen haben würde. Sie saß zur Seite ihres Gemahls, mit welchem sie von einem der böhmischen Bäder zurückkehrte. Bald entwickelte sich unter uns Dreien ein Gespräch, das ich eine wissenschaftliche Reise-Unterhaltung nennen möchte. Wir erzählten uns von Ländern, Städten und Menschen, welche wir kannten, und so traf es denn häufig, daß unter den letzten sich solche befanden, die uns gemeinschaftlich bekannt oder durch Freundschaft verbunden waren. Diese meine Nachbaren waren der großherzoglich mecklenburg-strelitz'sche Oberlanddrost Baron von Kamptz (Bruder des königlich preußischen Ministers der Justiz) und seine Gemahlinn, eine geborene Freiinn von Jasmund, eine Dame, welche ich späterhin als eben so liebenswürdig durch Geist und die schönsten Kenntnisse, als verehrenswerth durch einen frommen, über das Irrdische erhabenen Sinn schätzen gelernt habe. — Wir gefielen uns wechselseitig so sehr in unserer Gesellschaft, daß wir in den Excursionen uns kaum mehr trennten, wobei uns denn sehr zu Statten kam, daß unsere Zimmer dicht an einander lagen. Unser erster Ausflug war auf der leipziger Eisenbahn, von welcher zu jener Zeit eine Strecke von nicht ganz einer deutschen Meile fahrbar war. Wir

legten diese in ungefähr 13 Minuten, in einem verschlossenen eleganten Wagen des ersten Ranges, zurück, nahmen am Ende der Bahn in einem dort aufgebauten großen Bretterhause den Kaffee ein, und fuhren sodann, auf einem offenen Wagen des dritten Ranges, wieder nach Dresden. Die Baroninn hatte nie eine solche Fahrt gemacht, und so war denn ihrem Gemahl und mir der Genuß, uns an ihrer Verwunderung und Freude zu ergetzen. — Den Abend brachten meine neuen Reisebekannten im Schauspiel zu; ich zog es vor, zugleich mit den Hofbuchhändler Walther, dem Vormunde der Kinder meines verewigten Freundes Ebert, dessen nachgelassene Wittwe zu besuchen, eine fromme und gebildete Dame, die nur ihren Kindern und dem Andenken ihres berühmten, zu früh dahin geschiedenen Gemahles zu leben schien. Ihre Thränen machten auch mich traurig, und riefen mir die schönen Stunden zurück, die ich mit dem seligen Ebert so oft hier zu Wolfenbüttel in literarischen Plaudereien durchlebt hatte. Es ist dem Manne, der sich den Tag über mit Amts- oder ernstern wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte, gewissermaaßen nothwendig, nach vollendetem Tagewerke, ein Stündchen zu plaudern: da scheint mir denn die edelste, oder wenigstens harmloseste, Schwätzerei immer noch die literarische zu seyn, und so habe ich stets diese vor

allen andern geliebt, und es hart empfunden, wenn ich ihrer entbehrte.

Dresden mit seinen Vorstädten hat zwanzig Kirchen, Kapellen und Bethäuser, von denen jedoch nur drei die Aufmerksamkeit des Reisenden verdienen. Ich habe ihnen den ganzen Morgen des Sonntags (19. Aug.), den ich zu Dresden zubrachte, gewidmet. Keine von diesen dreien ist im altdeutschen Style erbaut, sie sind sämmtlich Werke des vorigen Jahrhunderts: prächtige und gewiß beachtenswerthe Gebäude; aber keines von ihnen ohne die Fehler, von denen sich die Baumeister des achtzehnten Jahrhunderts nicht losreißen konnten. — Die Frauenkirche ist aus Sandstein-Quadern, ohne das mindeste Holzwerk, erbaut, und so fest, daß die mächtige Masse im Jahre 1760 den Bomben Friedrichs des Großen widerstand, und unter den Trümmern der benachbarten Gebäude unversehrt ihre stolze Kuppel emporhob. In dem concentrisch zwiefachen Gewölbe führt eine Schneckentreppe hinauf. Die Laterne besteht aus einem mit einer Haube von Kupfer bedeckten Viereck. Hier genießt man der herrlichsten Aussicht über Dresden und seine schönen Umgebungen. — Das Innere der Kirche ist äußerst einfach, und macht

ihrem Baumeister, dem berühmten Bär († 16. März 1738), alle Ehre; wie sie denn auch die schönste (wenn auch nicht kostbarste) Kirche Dresdens ist.

Die Kreuzkirche, welche an der Stelle der frühern gleiches Namens, die 1760 den Bomben Friedrichs nicht zu widerstehen vermochte, sich erhoben hat, und erst im Jahre 1792 eingeweihet wurde, ist ebenfalls in dem modern-italiänischen Style aufgeführt, und hat einen Thurm mit drei über einander stehenden Säulenordnungen: als wenn griechische Säulen auch nur im geringsten zu Thürmen paßten. Doch dieser Fehler der modernen Kirchthürme ist zu gewöhnlich und bekannt, als daß es erlaubt seyn könnte, lange bei ihm zu verweilen.

Ein Prototyp kostbarer Geschmacklosigkeit ist die von Gaetano Chiaveri erbaute, und im Jahre 1751 durch einen päpstlichen Nuntius eingeweihte katholische Hofkirche, deren Kosten zwei Millionen Thaler betragen haben. — Die Kirche, ganz aus pirnaischen Sandstein-Quadern aufgeführt, mit einem pyramidenförmig zulaufenden, aus drei Säulen-Stockwerken bestehenden Thurm, reichlich auf dem Hauptschiffe und den beiden Nebenschiffen mit Statuen geschmückt, bietet weder von Außen noch von Innen einen imponirenden Anblick dar. Die Kirche wurde achtzig Jahre zu früh

gebaut. Was für ein Werk würde jetzt für zwei Millionen Thaler von einem der großen Berliner oder Münchener Baukünstler, oder auch von unserm Braunschweigischen Ottmer, dessen Kunst und Geschmack man auch gegen mich in Rom rühmend anerkannte, hergestellt werden können? — Aber wenn zwei Millionen verbaut wären, würde das Werk vollendet dastehen? — Nun, dieses will ich eben nicht verbürgen. — Die großen Baukünstler, Dichter in ihrem Fache, scheinen darin ihren großen Vorgängern, sowohl im Alterthume als im Mittelalter, nicht nachzustehen, daß ihre Phantasie weiter reicht, als die materielle Kraft ihrer Bauherren. — Ich wohnte in der katholischen Kirche (welcher seit 1808, gleich den protestantischen, der Gebrauch der Glocken vergönnt ist) der musicalischen Hochmesse bei, während die königliche Familie in tiefster Andacht gegenwärtig war.

Den Nachmittag dieses Sonntags brachte ich, in der Gesellschaft des Herrn von Kamptz und seiner liebenswürdigen Gemahlinn, in einem an der Bautzener-Straße belegenen, sehr besuchten Vergnügungsorte zu, welcher nach dem Erbauer seines schönen Gasthauses, einem Lord Findlater, den Namen empfing. Ich möchte das Ganze mit Rainville's Garten zu Hamburg vergleichen: auch hier eine wunderschöne Aussicht auf die Elbe und

die ganze Thalgegend, bis zu den fernen Gebirgen hin, und ein eben so großer Zufluß Vergnügen suchender Menschen. Die Vergnügensorte dieser Art und die Gesellschaften, welche man in solchen trifft, sehen sich im ganzen Norden von Deutschland so ähnlich, daß ich billig nichts weiter darüber bemerke. In Süddeutschland haben sie schon einen andern Character, indem sie von den höhern Ständen nicht besucht werden, und jenseits der Alpen fehlen sie ganz. Ja, ich möchte behaupten, daß es vorzüglich protestantische Länder Deutschlands sind, wo diese gemüthliche Verschmelzung der Stände an den öffentlichen Orten stattfindet, die doch wohl aus der hier im Ganzen herrschenden höhern Bildung ihren Ursprung nimmt.

Ich enthalte mich aller Mittheilungen und Bemerkungen sowohl über die k. Gemähldegalerie, als über die unermeßlichen Schätze des grünen Gewölbes. Beide sind weltbekannt, und von beiden giebt es an Ort und Stelle zu habende, auch leicht durch den Buchhandel zu erlangende unterrichtende Verzeichnisse, von denen von Jahr zu Jahr neue Auflagen erscheinen, zum deutlichen Beweise, wie häufig sie von Fremden besucht werden. Die Galerie ist an gewissen Tagen für

Jeden geöffnet, für das Anschauen der Schätze des grünen Gewölbes wird jedoch ein sehr mäßiges Eintrittsgeld bezahlt, welches von den Theilnehmern des Besuches gemeinschaftlich entrichtet wird. Es ist dieses gleichsam das Honorar für die sehr belehrenden wissenschaftlichen Bemerkungen, mit welchen die herumführenden Inspectoren die Vorzeigungen begleiten. Ohne einen solchen erläuternden Curs würde das Anschauen der mannichfachen Kostbarkeiten ziemlich nutzlos seyn.

Niemand versäume, bei einer Anwesenheit zu Dresden das seit einigen Jahren im Zwinger in fünf Sälen und drei Galerien aufgestellte historische Museum aufmerksam zu betrachten, ja ich möchte sagen, zu studiren. Es bildet eine der merkwürdigsten Sammlungen, die jetzt zu Dresden vorhanden sind, und ist an gewissen Tagen frei dem Publicum, an andern gegen ein sehr mäßiges Eintrittsgeld Jedem geöffnet. Ich möchte es mit der Ambrasischen Sammlung im Belvedere zu Wien vergleichen; doch ist es wissenschaftlicher geordnet und bei weitem umfassender. — Vom Mittelalter an, bis zum sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert hinab, erscheint uns hier das öffentliche und Privatleben der deutschen Fürsten- und Ritterwelt. Wir erblicken, wie die Altvordern in ihren häuslichen Cirkeln lebten, wie sie in Kriegen und Turnieren stritten. Haus-

rath, Kleider, Waffen u. s. w. schauen wir wieder, wie sie vor Jahrhunderten gebraucht wurden; unter den Waffen vielfach wahrhafte Kunstwerke: herrliche Arbeiten in Metall, mit Zeichnungen von einer Correctheit, welche man nur bewundern kann. Waren unsere Vorfahren auch in mancher Hinsicht Barbaren — man denke nur an die von mir beschriebene Marterkammer zu Regensburg —, so herrschte doch zu ihrer Zeit ein Kunstsinn, wie er jetzt, in der Allgemeinheit, nicht zu finden ist *).

Obwohl es auf den deutschen Universitäten in der Regel nicht an Lehrern in den verschiedenen Fächern der Wissenschaften fehlt, und man sofort über »Lücken« klagt, wenn dieses, auch nur eine Zeit lang, in irgend einer Scienz der Fall ist, so ist es doch in einem sehr hohen Grade, eben in Deutschland, selten, daß sich Geschäftsmänner eine allgemeine wissenschaftliche Bildung zu eigen gemacht hätten. Der Schulunterricht in den höhern Classen kann in dieser Beziehung

*) Belehrende Auskunft über diese herrliche Sammlung giebt die Schrift: »Andeutungen für Beschauer des historischen Museums zu Dresden, von v. Quandt. Dresden, Walthersche Hofbuchhandlung. 1834.

nur mangelhaft, und also zeitversplitternd, seyn. Die Universitäten werden der Brotstudien wegen besucht, und nur selten kömmt es dort einem jungen Juristen oder Theologen in den Sinn, die herrliche Gelegenheit zu benutzen, sich Kenntnisse zu erwerben, welche ihn doch eigentlich erst zu einem wissenschaftlich höher gebildeten Menschen machen würden, wozu Jemanden doch weder die Dogmatik noch die Pandecten, noch selbst ein gewöhnlicher medicinischer Curs, zu erheben im Stande sind. Nur ein Gedanke herrschet in der Regel in dem Kopfe des jungen Mannes, sowohl während der Universitätszeit als in den unmittelbar auf diese folgenden Monate oder Jahre, vor: »wie er am Besten durch das, gleich dem Schwerte des Damocles ihn bedrohende Staats-Examen komme?« — Daß dieses im Königreiche Preußen sich auf mehr als das Brotstudium, und namentlich auch auf historisches, mathematisches, staatswissenschaftliches und literarhistorisches Wissen erstreckt, hat dort die gute Folge gehabt, daß, was ich oben bemerkte, weit weniger auf die Staatsbeamten dieses Landes paßt, und daß es dort mehr wissenschaftlich höher gebildete Geschäftsmänner als in irgend einem andern deutschen Lande giebt. — Aber nicht allein vernachlässigt werden von Geschäftsmännern die außerhalb dem amtlichen Fache liegenden

Wissenschaften — dieses mag hingehen, denn es läßt sich nicht leugnen, daß man auch ohne dieselben ein vortrefflicher Prediger, Richter, Advocat und Arzt seyn kann — sondern, was schlimmer ist, sie werden häufig verdächtigt. Ein junger Jurist brauchte sich nur etwas ernstlich mit Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, oder gar mit Astronomie zu beschäftigen, um bald in den Geruch der Ungründlichkeit in seinem Brotfache zu kommen und die Folgen dieses Geruchs merklich zu fühlen; dagegen es ihm gewiß nichts schaden würde, wenn er täglich drei Abendstunden dem allgemein beliebten Kartenspiel in irgend einem großen oder kleinen Clubb widmete. Im Gegentheil, dieses letzte wird ihm den Ruf eines guten Gesellschafters und humanen jungen Mannes erwerben. Man beachtet zu wenig, daß es Geister giebt, die sich im höchsten Grade unglücklich fühlen würden, wenn man sie hindern wollte, sich Kenntnisse zu erwerben, wodurch sie, aus der beengenden Sphäre ihrer Berufsarbeiten (die freilich immer ihnen die Hauptsache bleiben müssen) heraustretend, befähigt werden, ihre Blicke gleichsam über die ganze Natur, so weit sie dem Sterblichen offen liegt, zu verbreiten, und zu versuchen, ob sie diesseits nicht schon Aufschlüsse bekommen, oder wenigstens ahnen können, welche einem höhern Leben vielleicht erst vorbehalten sind. — Giebt es nun irgend

in Europa ein Beispiel, wodurch man zu beweisen im Stande ist, daß man zu gleicher Zeit ein großer Gelehrter und ein vortrefflicher administrirender Staatsbeamter seyn könne, so findet man dieses zu Dresden. Der königlich sächsische Staatsminister und Vorsitzende im Gesammtministerium, von Lindenau, welcher schon in seinem achtzehnten Jahre Doctor der Rechte wurde, und die bedeutendsten Aemter im gothaischen Staatsdienst bekleidete, hat mehrere Jahre die Direction der Sternwarte zu Seeberg bei Gotha geführt, und ist einer der größten mathematischen Schriftsteller Europa's und practischen Astronomen. Er hat Holland, Frankreich, Spanien und Italien besucht, er ist in eben dem Maaße Kenner der alten und neuen Literatur als der bildenden Künste und vorzüglich ihrer Geschichte. Alles dieses hat ihn aber nicht abgezogen vom Dienste des Staates, sondern zu diesem eben befähigt. Er ist der Genius, welcher über Sachsens Kunstschätze wacht, er ist es, der ihre jetzige vortreffliche Anordnung zum Theil bewirkte, und unter dessen Schutze Wissenschaften, Künste und Gewerbe blühen. — Ich würde es für ein großes Mißgeschick gehalten haben, in Dresden gewesen zu seyn, ohne Lindenau's Bekanntschaft gemacht zu haben. Auch ist mir diese zu Theil geworden, und ich habe in ihm einen Mann kennen gelernt, wie ich mir Lindenau

dachte: von derjenigen Art der Humanität, wie sie die Wissenschaften und das innere Glück, welches aus dem Bewußtsein eigenen Verdienstes erwächst, nur zu verleihen im Stande sind. Diese Zufriedenheit mit sich selbst und der Seelenadel, welche aus Lindenau's edelen Zügen strahlen, haben etwas so Anziehendes, daß ich glaube, Niemand kann ihn sehen, ohne ihn lieb zu gewinnen.

Meinem dießmaligen Aufenthalte zu Dresden habe ich es auch zu verdanken, daß ich Ludwig Tiek *) kennen gelernt, den größten der lebenden Dichter des deutschen Vaterlandes, und den einzigen dieser, dessen Talente und Leistungen das Ausland anerkennt. — Ist gleich die Region, auf welcher Tiek unsterblichen Ruhm erworben hat, nicht von der unermeßlichen Ausdehnung, als die, auf der Goethe als Heros einherschritt, so sind doch Tiek's Siege in einzelnen Theilen des unermeßlichen Gebietes um so vollständiger und gesichert durch öftere Wiederholung. — Goethe war zugleich ein classischer und ein romantischer Dichter, Tiek ist nur ein romantischer, aber als ein solcher übertrifft er Goethen.

*) Geb. zu Berlin am 31sten Mai 1773. — Er führt den Titel eines königl. sächsischen Hofraths.

In der Novelle steht Tiek in ganz Europa als einzig da. — Ich möchte nichts mehr wünschen, als daß es einem Dichter — denn dieses muß er seyn — der die italiänische und deutsche Sprache so in seiner Gewalt hat, als der Professor Nicola Negrelli zu Wien, gefallen möge, eine Auswahl der Novellen Tieks in das Italiänische zu übersetzen: ich bin überzeugt, die Wirkung, welche ein solches Werk in dem geistreichen Italien hervorbringen würde, müßte unermeßlich seyn.

Ich habe Tiek zwei Mahl besucht — das letzte Mahl auf seine besondere Einladung, da ich mir den Gegenbesuch, mit welchem er mich beehren wollte, verbat, — und war beide Mahle mit ihm allein. Da ich die Leistungen der Dichter der neuesten Zeit nur unvollkommen kenne, und dieses vielleicht auch selbst bei Tiek der Fall seyn mag, so wurde des jungen literarischen Deutschlands nicht erwähnt, wie wir denn, nach Alter und Gesinnung, Beide zu dem alten gehören; ich sogar, wie man mir, doch mit Unrecht, nachgesagt hat, selbst zu dem ältesten (wie ich schon erwähnte) gehören soll. Erst war es vorzüglich der zweite Theil von Goethe's Faust, der uns Stoff zum Austausch unserer Ideen gab; dieses mystische Werk, in welchem Jeder lies't, was ihm seine Phantasie erkennen läßt, und über dessen verschiedenartige Auslegungen wohl Niemand mehr lächeln

würde, als Goethe selbst, wenn er sie erlebt hätte. Wer weiß, ob diesem Werke, wenn erst das Alter einen Heiligenschein über dasselbe verbreitet hat, nicht etwas dem Schicksal der Apokalypse Analoges begegnet, oder ob es nicht ein Sibyllinisches Buch der Deutschen wird? Ein guter Anfang ist dazu gemacht. Bei jenen Commentaren fällt mir immer die »caelifodina, absconditos scripturae thesauros pandens« *) ein, ein alter Tröster, welchen ich einmahl in einer Auction als Appendix erhielt. — Ich weiß nicht mehr, welcher Gang des Gesprächs dahin führte, daß ich Tiek meine Ideen von dem planetarischen Leben der Erde, der Art und Weise, wie sie dieses bei der ursprünglichen Hervorbringung ihrer lebenden Wesen, die mir gleichsam ihre Blüthen zu seyn scheinen, und fortwährend bei deren Erneuerung äußert, in möglichster Kürze darlegte und entwickelte. Tiek hörte meinem Vortrage mit einer schmeichelhaften Aufmerksamkeit zu, so daß ich mich leicht hätte hinreißen lassen können, länger als billig in der Entwickelung meiner Lieblingsideen fortzufahren. — Vollkommen erobert aber hat mich Tiek durch sein, ich möchte sagen liebevolles, von jeder Anmaßung himmelweit entferntes Wesen. Ich habe Goethe niemals gesehen: aber man sagt mir, »der

*) Lipsiae, 1515.

Minister« habe den Besucher doch in der Regel steif und kalt empfangen, und seine Aeußerungen, auch über Gegenstände, in denen er doch nur Dilettant war, und von welchen er höchst unvollkommene Kenntnisse hatte, seyen nicht ohne Anmaßung gewesen. In dieser Beziehung hat mir, z. B., einer der ersten Geologen Europa's Dinge erzählt, die eben so sehr zum Lachen als zum Aerger reizen könnten. Von diesem goethischen Egoismus ist nicht die entfernteste Spur bei Tiek. Eine Milde, eine Bescheidenheit war in seinem ganzen Wesen vorherrschend, welche ich eben so sehr manchem unserer jungen Literatoren, als sogenannten »Großen« empfehlen möchte, deren Name längst verhallt seyn wird, wenn ihre körperlichen Ueberreste noch nicht einmahl von der mütterlichen Erde völlig aufgelös't wurden. — Tieks Gesichtszüge sind männlich, edel und ausdrucksvoll. Der große französische Bildhauer David hat sie in einer colossalen Marmorbüste, etwas idealisirt, wiedergegeben, welche auf der königlichen Bibliothek einen Ehrenplatz erhalten hat. Tiek scheint mir unter mittlerer Größe, ziemlich corpulent, und irre ich mich nicht, von etwas zur Seite gebogener Haltung. — Der letzte Wunsch, welchen ich gegen ihn aussprach, war, daß er das deutsche Vaterland bald mit einer Gesammtausgabe seiner Werke beschenken möge, deren vollständiger Besitz

jetzt sehr schwer zu erlangen steht. — Ich schied nicht ohne Rührung von dem liebenswürdigen Dichter, dem ich ein Alter, heiter als das des großen Goethe, wünsche, mit welchem er in der deutschen Literatur zu ewigen Zeiten zusammen genannt werden wird.

Den sechs und achtzigjährigen Sänger der »Urania« Tiedge habe ich zu besuchen nicht verfehlt, eingeführt bei ihm durch einen seiner hiesigen Freunde, den k. Bibliothek-Secretair Kraukling. Ich fand den edeln Greis kräftig und heiter am Geist, aber doch, wie es mir schien, stumpf am Körper, in einem Sopha sitzen, von welchem er sich nicht erhob. Unser Gespräch kam bald auf gemeinschaftliche Bekannte, die freilich längst dahin geschieden, wie z. B. auf Klopstock, Göcking, Nicolai, Gleim und Trapp. Im Zimmer waren ein Paar Damen, wahrscheinlich Hausgenossinnen, welche entfernter, am Fenster sitzend, arbeiteten und an den Gesprächen keinen Theil nahmen. Ich mochte den würdigen alten Dichter nicht lange in seiner gemüthlichen Häuslichkeit stören, und empfahl mich ihm, nach einer Anwesenheit von ungefähr einer halben Stunde, wobei er mir, recht herzlich und wohlwollend Glück für die Zukunft wünschend, die Hand drückte. — Mein Begleiter

machte mich bei dem Zurückgehen durch die Vorzimmer, deren Wände mit in Oel gemahlten Bildnissen bedeckt waren, darauf aufmerksam, daß Alles noch genau in dem Zustande sey, in welchem es zur Zeit des Todes seiner vortrefflichen Freundinn, der Frau von der Recke (die seit 1818 zu Dresden lebte) gewesen *). — Auch diese, eine der edelsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, habe ich im Hause des verewigten Trapp, den sie hier zu Wolfenbüttel in den Jahren 1797 oder 1798 besuchte, persönlich kennen gelernt. — Noch erinnere ich mich, daß es mir, nicht eingeweiht in den damaligen idyllischen Umgangston der Freunde Gleims, auffiel, wenn Trapp diese vornehme Dame, die Schwester einer Herzoginn von Curland, über Tisch mit »liebe Elise« anredete. Es schien mir dieses etwas Affectirtes zu seyn, und ein Ton, den ich mir, bei dem besten Willen, auf keine Weise würde zu eigen haben machen können.

Auch den großen practischen Arzt und Hellenisten, den Ritter Karl Weigel, kaiserlich-russischen Hof-

*) † 13. April 1833.

rath *), habe ich zu Dresden persönlich kennen gelernt, nachdem ich längst mit ihm in den Gesundheitsangelegenheiten des Grafen von St. Leu, Ludwig Bonaparte's, vormaligen Königs von Holland, in Briefwechsel gestanden. Weigel war diesem Fürsten vor vielen Jahren in Rom beiräthig gewesen, und nun sehnte sich dieser von neuem nach seiner Hülfe, ohne zu wissen, wo er ihn in dem weiten Deutschland aufsuchen sollte. Auch ich, wenig bewandert in der medicinischen Literatur- und Gelehrten-Geschichte, wußte dieses Anfangs nicht, und erfuhr seinen jetzigen Wohnort erst durch Nachfragen zu Berlin, worauf ich ihm die Wünsche des Grafen von St. Leu mittheilte, denen er, wenn auch nicht durch einen persönlichen Besuch zu Florenz, durch schriftliche Berathung Genüge geleistet hat. Ich würd Weigel noch weit öfter, als der Fall gewesen, gesehen haben, wäre er nicht fast beständig zur Zeit meiner Anwesenheit zu Dresden an dem Krankenbette des k. preußischen Ministers von Brenn beschäftigt gewesen, welcher, in sehr bedenklichen Gesundheitsumständen hier um diese Zeit angekommen, nach einigen Tagen, der größten Sorgfalt Weigels ungeachtet, starb. Schon dessen Aeu-

*) S. diesen Artikel in der achten Auflage des Brockhausen'schen Convers.-Lexicons.

ßeres, mehr noch die Lebhaftigkeit und der Geist seines Vortrags, und das Treffende und Eindringende seiner Bemerkungen, deuten auf den großen Arzt, der gleich einem großen Feldherrn, geboren wird, d. i. ursprünglich von der Natur ganz eigenthümliche Fähigkeiten empfangen haben muß, ohne welche keine, auch nicht die ernstlichsten, Studien ihn zur Erreichung des Zieles führen können. Unter diese angebornen, dem Arzte nothwendigen Fähigkeiten möchte ich vorzüglich ein gewisses, gleichsam divinatorisches Erkennen rechnen, welches, ohne daß sich der Arzt vielleicht völlig den Grund desselben bewußt ist, den eigentlichen und tiefern Sitz der Krankheit schauen läßt. Ich bin überzeugt, daß Weigel diese Divination besitzt, und daß sie es eben ist, welche ihn so viele glückliche Curen machen läßt.

Nach dem Tode des Ministers von Brenn besuchte ich mit Weigel den Plauenschen Grund, und erfreute mich daran, die Lagerungsverhältnisse des dortigen Syenits in den vorhandenen Steinbrüchen deutlich zu erkennen. Die sächsische Schweiz, welche ich früher öfter durchwanderte, habe ich dieses Mahl nicht besucht. — Seit ich die Alpen wieder überschritten, verloren mir Deutschlands nördliche Gebirgsgegenden an Interesse, und selbst meinen alten, mir so nahen Harz habe ich seit jener Zeit nicht wieder besucht.

Am 22sten August, Abends um 6 Uhr, verließ ich Dresden mit der Schnellpost, um nach dem von hier 24 Meilen entfernten Potsdam zu reisen. Auf dem wenig Merkwürdiges darbietenden Wege über Großenhain und Jüterbock setzten wir Tag und Nacht ohne Unterbrechung die Reise fort, doch verstrich die Zeit, bei guter Gesellschaft, schnell genug. Diese bestand aus einer elegant gekleideten jungen und freundlichen Dame, die zu einem Besuche nach Potsdam reis'te, ein Paar k. preußischen Lieutenants und einem Landrabbiner. Dieser letzte war es denn vorzüglich, welcher mir eine sehr anziehende Unterhaltung gewährte, während ich der Einzige in dem Wagen war, dem seine Religions- und Amtsverhältnisse bekannt geworden waren. Er mochte ungefähr dreißig Jahre alt seyn, war groß, schlank, von blassem und hagern Gesichte mit ein Paar dunkeln orientalischen Augen, und trug sein schwarzes Haar kurz abgeschnitten. Seine Kleidung war ein feiner, schwarzer Ueberrock, von einem Schnitte, der auf geistliche Amtsverhältnisse hindeutete. Alles dieses gab ihm ganz und gar, bei einem äußerst bescheidenen und stillen Benehmen, das Ansehn eines katholischen Weltpriesters, und für einen solchen hielt ich ihn denn auch. — Wie in Eilwägen üblich, theilten wir Reisenden uns bald wechselseitig unsere persönlichen Verhältnisse mit, und so gab

sich denn unser schwarzer Gefährte als »Doctor der Philosophie« zu erkennen. Da waren wir denn freilich so klug als vorher; denn seit für ein Dutzend Ducaten, und vielleicht hin und wieder noch billiger, dieser Ehrentitel so leicht zu erhalten steht, giebt es keinen sogenannten privatisirenden Gelehrten in Norddeutschland, der sich denselben nicht für Geld und gute Worte zu verschaffen gewußt hätte, und ihn nicht stolz seinem »Meyer« oder »Schneider« vorsetzte. Ich nahm mir also die Erlaubniß, ferner nach den Facultäts-Verhältnissen des Herrn Doctors zu fragen, mit der Bemerkung, daß ich in ihm einen Collegen begrüße. — »Ich bin Theologe,« antwortete der Unbekannte, wobei er mir, freundlich und bedeutend lächelnd, seinen Paß zur Einsicht mittheilte. — Hier ersah ich denn, daß er allerdings Theologe, und zwar von der ältesten Confession sey, und eben so berechtigt, ein R. (Rabbi) als ein M. (Magister) vor seinen Namen zu setzen, den vergessen zu haben ich beklagen muß. Ich ließ mir jedoch dieses ein Geheimniß seyn, und theilte es den Reisegefährten nicht mit, sondern lenkte nunmehr mein Gespräch auf allerhand theologische Gegenstände, über welche ich mich, wie schon bemerkt, gern unterhalte; wie denn auch meine Bibliothek besonders an Uebersetzungen der biblischen Bücher und an Commentaren über dieselbe

ziemlich reich ist. — Vorzüglich war es auch die cölnische Frage, über welche wir unsere Gedanken und Ansichten austauschten, wo wir dann darüber einig waren, daß besonders die preußische Regierung, welcher die katholische Geistlichkeit es verdanket, daß sie wieder in einem den frühern Zeiten wenn nicht gleichen doch ähnlichen Glanze am Rhein auftreten kann, nachdem sie unter der französischen Herrschaft fast in Knechtesgestalt aufgetreten war, — daß vorzüglich eine Regierung, wie diese, es wohl hätte erwarten können, daß man es hinsichtlich der Einsegnung der gemischten Ehen bei einer Praxis gelassen, die ein Paar Jahrhunderte in Deutschland in Uebung gewesen, und noch jetzt in Oesterreich, Baiern und in Frankreich in Uebung ist. — Doch in Belgien, wo die Sache aufgeregt wurde, — wie das »rothe« und das »schwarze Buch« nur zu deutlich ausweisen, weiß man sehr gut was man will: mit Holland (in Beziehung auf Belgien) ziemlich fertig, soll nun die Reihe an Rhein-Preußen kommen. Doch es möchte nicht glücken. — Auch über Gegenstände der christlichen Dogmatik, nach den Ansichten der verschiedenen Confessionen, unterhielten wir uns, während die jungen Herren mit der schönen Dame schwatzten, welche nicht ahnete, bei einem Rabbiner zu sitzen, sondern wenn sie ihn von Zeit zu Zeit in die schwarzen Augen nicht

unfreundlich sah, vielleicht das Herz eines jungen »Dieners des göttlichen Worts auf dem Lande« zu erforschen beabsichtigte *). —

*) Folgenden Zug erzählte mir der wahrhaft würdige jüdisch. Geistliche als einen Beweis der echt biblischen Gesinnung der Landleute und evangelischen Geistlichen hiesiger Gegende »Im Februar reis'te ein unbemittelter Handwerksmann, katholischer Confession, durch das Dorf Hohenseeden (R.-B. Magdeburg), wo derselbe vor 20 Jahren eine kurze Zeit als Schneidergeselle gewohnt hatte, um in der Gegend von Berlin eine neue Wohnung sich zu verschaffen. Er hatte seinen 11jährigen Sohn bei sich, mit welchem er in Gesellschaft eines Fuhrmanns, dessen Wagen mit 92 Centner Wolle beladen war, auf der hier durchführenden Chaussee neben dem Wagen munter einherging. Der derzeitigen großen Glätte wegen schleudert der Hinterwagen von der Seite, die Wollsäcke fallen, der Wagen stürzt mit um, die Säcke treffen den Knaben, drücken ihn in den Chaussee-Graben, und ehe er wieder hervorgezogen werden kann, ist er erstickt, und muß als Leiche nach dem Gasthause getragen werden. Den folgenden Tag, nach geschehener gesetzlichen Untersuchung, hält der trauernde Vater bei dem Prediger des Orts um ein anständiges öffentliches Begräbniß an, welches derselbe ihm auch gleich und frei bewilligt, mit dem Hinzufügen, der Cantor würde ihm gewiß auch die Gebühren erlassen. Dieser ist auch gleich bereit dazu, verrichtet das übliche Trauergeläute, und die Schul-Jugend erbietet sich, diese Leiche nach dem Kirchhofe zu geleiten. Die Frau des Predigers sorgte für ein Sterbekleid, die Gemeine bezahlte dem Tischler den Sarg, sechs Jünglinge trugen dieß katholische Kind, unter dem Geläute aller Glocken und dem Gesange der Schul-Jugend, zum Grabe, bei welchem

Es war noch nicht zwei Uhr Nachmittags (23. Aug.), da hielt unser Eilwagen vor der Post zu Potsdam: meine beiden Söhne erwarteten hier meiner und flogen in die Arme des Vaters.

Zu Potsdam verweilte ich eine Woche (während welcher ich auch einen Ausflug nach dem oft gesehenen, und nach Wiener Art jetzt im Sommer ziemlich verödeten Berlin machte), mich der Gegenwart und der Mittheilungen meiner Söhne erfreuend, auf das sorgsamste gepflegt von der Liebe einer vortrefflichen Schwiegertochter, umspielt und geküßt von blühend heranwachsenden Enkeln. — So genoß ich hier der edelsten Freuden, welche dem Alter und den letzten Jahren des menschlichen Daseins vorbehalten sind; ebenfalls eigenthümliche, gleichwie die Jugend ihre eigenthümlichen Freuden hat. Auch theilnehmende Freunde sah ich wieder, machte neue Bekanntschaften und freute mich der mahlerischen Partien der schönen Umgegend von Potsdam, gefahren von dem ältesten meiner hiesigen Söhne, während uns der jüngste (welcher dem Könige in dem

---

der Prediger im Beisein des weinenden Vaters der noch herbeigeeilten Mutter und der zahlreich versammelten Jugend Worte des Trostes sprach.

Garde-Husaren-Regimente als Lieutenant dient) zu Pferde begleitete. — Auf einem solchen Ausfluge sah ich denn zum ersten Mahle die Pfaueninsel, welche den Park einer königlichen Villa bildet, die an harmonischer Schönheit des Ganzen ihres Gleichen in Deutschland nicht findet. Der Hauptraum des Gewächshauses ist so hoch, daß Palmen von ziemlicher Größe darin prangen können. Eine Loge des Gebäudes setzt den Betrachter mit ihren Kronen in gleiche Höhe, und bietet einen bezaubernden Anblick einer exotischen Pflanzenwelt dar. Dicht an der Insel, auf der sie umgebenden Havel, liegt die zierliche Fregatte vor Anker, mit welcher König Georg IV. dem Könige Friedrich Wilhelm III. ein Geschenk machte und die zu Vergnügensfahrten auf der Havel und auf den Seen, welche sie berührt, benutzt wird. — Die Gegend von Potsdam wird eben durch diese Wasserflächen schön, an denen sich in recht mahlerischen Wölbungen waldbekrönte Hügel erheben. — Sind diese nun auch nichts als Dünen, und bestehen die Wälder auch größtentheils aus Nadelholze, so werden doch durch das Ganze Landschaften gebildet, die der Fremde nie in den Sandfluren der Mark vermuthen würde.

So verfloß eine heitere Woche, gleichsam meine schöne Reise krönend, auf welcher mir von allen Seiten

nur Glückliches und Frohes — wie es das Schicksal nun einmahl auf Reisen mir bestimmt hat — zu Theil geworden. Nur zu schnell kam die Stunde des Abschiedes von Kindern und Enkeln, und nach einer Fahrt von zwei Tagen traf ich in später Nacht, am letzten Tage des Monats August, in meinem stillen Wolfenbüttel wieder ein.

Einige
nachträgliche Bemerkungen.

Zu Seite 11.

Aus den mannichfachen literarischen Seltenheiten, welche ich von der antiquarischen Handlung des Herrn Helm empfangen habe, erwähne ich hier einer, die ich in diesen Tagen erhielt, in der Absicht, ihr Dasein zu bekunden. Sobald ich sie vollständig benutzt habe, werde ich solche, um sie der Nachwelt, als einen Beitrag zur Sittengeschichte eines Hofes in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, zu erhalten, einer öffentlichen deutschen Biliothek übergeben.

Eine gewöhnliche Erscheinung ist es, daß verlöschende Regenten-Geschlechter nicht mit geistesstarken, sondern mit geistesschwachen Mitgliedern ausgehen. — Alles Irdische endet: so scheint auch die den Geschlechtern innewohnende Tugend und Kraft allmählig wieder zu versiegen. Zuletzt weicht auch die Dauer selbst und des Geschlechtes Tod macht kräftigerm neuen Leben Platz. — In einem sehr hohen Grade war dieses mit dem ruhmgekrönten Geschlechte der Mediceer der Fall. Aus reichen Bürgern der Stadt Florenz stiegen sie durch die Gunst des Volkes, welche sie sich auf eine sehr

staatskluge Weise zu erwerben wußten, zu Großherzogen von Toscana, mit königlichen Ehrenrechten, empor und traten mit den ersten und ältesten Regentenhäusern Europa's, von diesen für ebenbürtig geachtet, in Familien-Verbindungen. Nichts ist anziehender, als ihre Familien-Geschichte, so wie sie auf Befehl des Großherzoges Peter Leopold, Erzherzogs von Oesterreich, nachherigen römischen Kaisers, von Riguccio Galluzzi aus archivalischen Quellen ausführlich dargestellt ist *). — Auch Schilderungen aus Zeiten lange nach Macchiavelli erläutern diesen mit den Alten zu vergleichenden »Secretario e Cittadino Fiorentino«, so wie seine unsterblichen und unübertroffenen Schriften wiederum der beste Commentar zu der Geschichte Italiens, von dem Mittelalter an bis zu unsern Zeiten, sind. — Fast lächerlich ist es, wenn man in diesen Schriften von der einen Seite eine verabscheuungswürdige, unmoralische Politik, auf der andern aber, recht scharfsinnig, Satyre finden will. Der große Politiker thut nichts, als die Verhältnisse, die er vor Augen hat, der Wahrheit gemäß darzulegen: Löwen und Tiger, ein anderer Büffon, nach ihrer Katzennatur zu schildern, und

*) Istoria del Granducato di Toscana sotto il governo della casa Medici. Firenze, 1781. Fünf Bände in 4to.

ihnen nicht die Eigenschaften der Schafe und Rehe beizulegen. So wird sich die menschliche Gesellschaft am Besten vor jenen blutdürstigen Wesen hüten können, und Macchiavelli hätte denn doch wohl nicht vergeblich geschrieben. — — Doch, auf die Mediceer zurückzukommen, so endeten auch sie auf eine äußerst trübselige, ja zuletzt wahrhaft ekelhafte Weise. Cosimo III. war ein abergläubischer, hochmüthiger, fanatischer Tyran, dessen schlechte lange Regierung das Volk von Toscana in das tiefste Elend stürzte. Er starb im 81sten Lebensjahre, am 31sten October des Jahres 1723 *), und hinterließ die Regierung seinem Sohne Giovanni Gastone, welcher bereits unter den scheußlichsten Ausschweifungen aller Art, die auch Galluzzi nicht ganz verschweigt, getrennt von seiner wenig liebenswürdigen deutschen Gemahlinn, das 53ste Lebensjahr erreicht hatte. — Seit seinem am 9ten Julius 1737 erfolgten Tode **) erlosch der Mannsstamm der in Toscana herrschenden Familie dei Medici. Von eben diesem letzten und gänzlich ausgearteten Sprößling des edeln Stammes handelt eine von mir bei dem gedachten Antiquar Helm zu Halberstadt gekaufte Handschrift, von welcher die Götter

*) Galluzzi l. c. Tom V. pag. 87.

**) Galluzzi l. c. Tom. V. pag. 251.

wissen mögen, wie sie aus Italien nach Halberstadt gekommen, denn sie ist ganz offenbar von einem Höfling des Giovanni Gastone selbst abgefaßt, und vielleicht, nach den unverkennbaren italiänischen Schriftzügen, eigenhändig geschrieben. — Der Titel dieser Handschrift lautet: »Vita di Giovanni Gastone Primo, settimo e ultimo della real casa de' Medici, che regnarono in Toscana.« Sie ist auf ein und siebenzig Blätter auf dem Schnitte vergoldeten italiänischen Briefpapiers in Quart zierlich und deutlich geschrieben und auch augenscheinlich in Italien in Pappe geheftet. Eine Andeutung des Orts und der Zeit der Abfassung enthält die Handschrift nicht. Diese ist nun nichts als eine scandalose Chronik des Lebens des Giovanni Gastone, dessen Lebensweise, jedoch nur in Beziehung auf »delitti in materia di carne,« mit der des Tiberius zu Capri (mit dem er übrigens gar keine Aehnlichkeit hatte, denn Gio. Gastone war gutmüthig und schwach) zu vergleichen seyn möchte. Von der Scheußlichkeit seiner Aufführung hier etwas mitzutheilen, ist moralisch unmöglich, und nur zu verwundern, daß er es mit solcher bis zum 66sten Lebensjahre hat bringen können. — Uebrigens hat der Erzähler jener Hofgeschichten so viele Einzelnheiten und Namen mitgetheilt und er erzählt Alles so unbefangen,

ohne allen Haß, und selbst mit so vielem Respect gegen das hohe Haupt, daß an seiner Wahrhaftigkeit kaum zu zweifeln steht.

Zu Seite 84.

Der jetzige Standpunkt der Hermesischen Angelegenheiten, der römischen Curie gegenüber, ist auf das Vollständigste aus der »Vertheidigungsschrift« des Doctors P. J. Elvenich, Mitherausgebers der Acta Romana *), gegen in der That höchst ungerechte Angriffe zu ersehen. Diese Schrift zeigt, ohne daß der geringste Zweifel dem Leser zurückbleiben könne, wie sehr die Professoren Braun und Elvenich in dieser Angelegenheit bona fide zu Werke gingen. Besonders beweiset H. Elvenich durch die Aussprüche der Kirchenväter, der Concilien und der Päpste selbst, ja was noch mehr, durch die dargelegte constante Praxis der Curie, daß keinesweges angenommen werden müsse, »daß ein Katholik sich unbedingt und in allen Fällen des Ungehorsams gegen die höchste kirchliche Auctorität schuldig mache, wenn er ein vom apostolischen Stuhle angenommenes nachchristliches und nachapostolisches (??) Factum, wie das Enthaltensein gewisser verworfener Lehrsätze in irgend einem Schriftsteller, in Zweifel zieht,

---

*) Breslau, bei Ferdinand Hirt. 1839.

bestreitet oder leugnet.« — So sagt z. B. der berühmte Cardinal Bellarmin in seinem in der Kirche classischen Werke »de Romano Pontifice,« Lib. IV. cap. 2: »Conveniunt omnes, posse Pontificem, et cum »suo coetu consiliariorum vel cum generali conci-»lio, errare in controversiis facti particu-»laribus, *) quae ex informatione testimoniisque »hominum praecipue pendent.« — Billig müßten also die H. H. Braun und Elvenich zu Rom gehöret werden, wenn sie behaupten: »die dem verstorbenen Hermes als unkatholisch aufgebürdeten Lehren (welche sie selber als irrig anerkennen) seyen in dessen Schriften gar nicht enthalten.« — Mir kömmt es aber vor, als wenn die römische Curie sich jetzt davon wohl auch schon im Allgemeinen selbst überzeugt haben möge: aber sie will sich in keine genauere Untersuchungen einlassen, um am Ende nicht aussprechen zu müssen, »sie habe sich in facto geirret,« theils weil so etwas an sich schon für eine so hoch stehende Macht, der Natur der Sache nach (wenn wir aufrichtig seyn wollen), unangenehm seyn muß; theils — und dieses wohl hauptsäch-

---

*) Hier ist nicht einmahl gesagt, daß das Factum ein nachchristliches seyn müsse, die von der Kirche verbotene Lehre von der Beweglichkeit der Erde betraf kein nachchristliches Factum, sondern sogar ein präadamitisches.

lich — weil sie die feste Ueberzeugung hat, die hermesische Lehr- und Beweis-Methode passe nicht zum römischen Katholicismus, wie er sich im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet. Dieser soll aber ganz so wie er ist, ohne der Einwirkung der Zeit das Geringste auf ihn einzuräumen, aufrecht erhalten werden. Solcher Satz der römischen Kirche steht seit Jahrhunderten fest. — Aus diesem Gesichtspunkte die Sache angesehen, handelt die römische Curie, in ihrem Interesse, wie ich glaube, consequent, und ich habe die feste Ueberzeugung, alles Deduciren wird zu Rom nichts helfen: Hermes Schriften werden verboten bleiben.

Uebrigens hat die römische Curie ganz neuerdings, wenigstens stillschweigend, anerkannt, daß sie sich in facto irren könne, denn in der neuesten Ausgabe des Index *) sind stillschweigend die Titel aller bisher verdammten und verbotenen Bücher weggelassen, in welchen die Richtigkeit des Copernicanischen Weltsystems dargelegt wurde. — Man fand, daß es doch vergeblich sey, der Erde die tägliche und jährliche Bewegung, der Sonne aber ihren Stand im Mittelpunkte des Weltge-

---

*) Index librorum prohibitorum juxta exemplar Romanum, jussu sanctissimi Domi nostri editum, anno 1835. — Accesserunt suis locis nomina eorum qui usque ad hanc diem damnati fuere. — Mechliniae (Leipzig Michelsen) 1838.

bäudes zu verbieten, und erlaubte Beiden stillschweigend Bewegung und Ruhe, wiewohl sogar beide Facta unstreitig vorchristliche und vorapostolische sind. Ex informatione hominum, um mit Bellarmin zu reden, war hervorgangen, daß Galilei Recht gehabt, Se. Heiligkeit aber, ihn einkerkernd und seine Lehre verdammend, Unrecht gehabt hatte.

Zu Seite 203. Ende der Anmerkung.

Nach der ganzen Abfassung, und selbst nach dem Style, ist nicht anzunehmen, daß »Theodul's Briefwechsel« den Dr. von Stark zum Verfasser habe, obwohl dieses in dem Vorworte zu solchem versichert ist. So würde z. B. Stark nie geschrieben haben (S. 52): »Wer dieser Säule und Grundfeste der Wahrheit (der »römisch-katholischen Kirche) nicht in allen Dingen ge»horcht, ist ein Heide und Zöllner.« — Dieser Grundsatz ist selbst gegen die Ansicht vieler gelehrter katholischer Theologen. Vergleiche Achterfeldt's Lehrbuch der christkatholischen Glaubens- und Sittenlehre (Braunsberg, 1825 *), Seite 140, Frage 391, 394. f. f.

Zu Seite 207.

Der Baron Villa Secca ist, nach einer kurzen Krankheit, am 23sten Februar 1839 zu Wien gestorben.

---

*) Kürzlich zu Rom verboten.

Verbesserungen.

Seite 6 Zeile 2 statt einem lies einen.
— 71 » 9 statt »Aparat l. »Apparat.
— 92 » 6 von unten, statt erscheinen l. erscheint.
— 168 » 6 statt den l. die.
— 200 » 10 ist das Wort »nicht« zu tilgen.
— 273 » 6 statt welchem l. welchen.
— 289 » 12 ist das Wort »zu« zu streichen.

[illegible]

Zu Seite 203. Ende der Anmerkung.

[illegible] Er würde »[illegible] »Wer dieser Säule und Grundfeste der Wahrheit (der »römisch-katholischen Kirche) nicht in allen Dingen ge»horcht, ist ein Heide und Zöllner.« — Dieser Grundsatz ist selbst gegen die Ansicht vieler gelehrter katholischer Theologen. Vergleiche Achterfeldt's Lehrbuch der christkatholischen Glaubens- und Sittenlehre (Braunsberg, 1825 *), Seite 140, Frage 391, 394. f. f.

Zu Seite 207.

Der Baron Villa Secca ist, nach einer kurzen Krankheit, am 23sten Februar 1839 zu Wien gestorben.

*) Kürzlich in Rom verboten.

Strombeck, Friedrich Karl <<von>>,

Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit in zwei Theilen

Bd.: 7

Braunschweig 1839

Biogr. 1119 z-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067208-7